Stanford University Libraries
3 6105 131 083 227

Digitized by Google

Digitized by Google

M 46

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Ein periodisches Werk, politischen, historischen, statistischen, geographischen und literarischen Inhalts.

Von

D Friedrich Bran.

1 8 5 0.

Zehntes Heft.

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.
1 8 5 0.

Digitized by Google

Im Verlage des Unterzeichneten wird erscheinen:

Das Leben und die Reden
Sir Robert Peel's,

Mit dessen Portrait.

Von Dr. H. Künzel,

Doctor der Theologie u. Philosophie, Professor der Geschichte und Literatur an der höheren Gewerbschule zu Darmstadt, Mitglied des historischen, geographischen und literarischen Vereins zu Darmstadt, correspondirendem Mitglied der geographischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M., Ehrenmitglied der Syro-Aegyptian-, der Camden- und der Archaeological-Societies zu London.

2 Bände gr. 8. Fein Velinp. geh. Preis c. 3 Thlr.

Um hierzu das vollständige Material zu sammeln, hat sich Herr Professor Dr. Künzel, welcher mehrere Jahre in der Nähe Sir Roberts lebte, bereits nach London begeben. — Durch seine unabhängige, liberal-conservative Stellung leitete der größte Staatsmann seiner Zeit die Geschicke Englands und somit unsers Welttheils von 1810 bis 1850. Das angekündigte Werk wird zugleich die Geschichte Englands während der letzten 40 Jahre geben und für Fürsten und Staatsmänner, für Regierungsbeamte und Abgeordnete wie für das gebildete Publikum überhaupt eine unerschöpfliche Fundgrube politischer Weisheit sein. Peel's Leben ist ein Spiegel wahrer politischer Größe, Mäßigung und Weisheit; seine Worte waren für England Orakelsprüche.

Im October wird der erste Band, im November der zweite Band ausgegeben. Der Subscriptionspreis wird höchstens 3 Thaler betragen.— Bestellungen darauf nimmt jede Buchhandlung an.

Braunschweig, im Juli 1850.

George Westermann.

Digitized by Google

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur

Jahrgang 1850. Zehntes Heft.

Aus Chateaubriand's Memoiren [1]).

Die Bourbons im Jahre 1833.

Brief der Herzogin von Berry aus der Gefangenschaft zu Blaye.

„Es ist mir sehr unangenehm, daß die Regierung Sie nicht zu mir kommen läßt, obgleich ich wiederholt darum gebeten. Ich hatte Ihnen so viel zu sagen, Sie um Rath zu befragen. Da es mir versagt ist, Sie zu sehen, so will ich wenigstens, auf die mir einzig mögliche Weise, Ihnen einen Auftrag ertheilen, den Sie gewiß erfüllen werden, denn ich rechne auf Ihre Anhänglichkeit für mich und meinen Sohn. Ich bitte Sie also, nach Prag zu reisen und meinen Verwandten zu sagen, daß, wenn ich mich bis zum 22. Febr. geweigert, meine heimliche Heirath zu erklären, solches in der Meinung geschah, der Sache meines Sohnes dadurch zu nützen und um zu beweisen, daß eine Mut-

---

1) Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe. Tom. 10. 11.

29 397ST2 005 2630
88 53 XL
Digitized by Google

ter, eine Bourbon ihr Leben wagen könne. Ich wollte erſt bei der Majorennitätsſprechung meines Sohnes die Heirath erklären, doch die Drohungen der Regierung, die bis zum Aeußerſten getriebenen moraliſchen Qualen haben dieſen Schritt beſchleunigt. Da ich nicht weiß, wie lange mir die Freiheit noch vorenthalten werden ſoll, ſo iſt es jetzt an der Zeit, meiner Familie und ganz Europa eine allen ehrenrührigen Vorausſetzungen zuvorkommende Erklärung zu geben. Gern hätte ich dieſelbe früher gegeben, doch hemmten Gefangenſchaft und andere unüberſteigliche Hinderniſſe meinen Verkehr mit dem Auslande. Sagen Sie meiner Familie, daß ich in Italien mit dem Grafen Hector Lucchesi-Palli aus dem Fürſtenſtamm von Campo Franco vermählt bin.

Ich bitte Sie, meinen theuern Kindern den Ausdruck meiner Liebe zu überbringen. Sagen Sie Heinrich, daß ich mehr als je darauf rechne, daß er ſich Mühe geben werde, der Bewunderung und der Liebe aller Franzoſen würdig zu werden. Sagen Sie Luiſen, wie gern ich ſie umarmen möchte und daß ihre Briefe mein einziger Troſt waren. Dem Könige bringen Sie meine Huldigung und grüßen Sie meinen Bruder und meine gute Schweſter. Ich bitte Sie, wo ich auch immer ſeyn möge, mir über meine Kinder und meine Familie zu berichten. In den Mauern von

Digitized by Google

Blaye eingekerkert, gereicht es mir zum Troſt, Sie zum Dolmetſcher meiner Gefühle ernennen zu können.

Sie können der Dauphine dieſen Brief mittheilen. Sagen Sie meiner Schweſter, daß ich, ſobald ich in Freiheit geſetzt würde, ihr alle auf Politik Bezug habenden Papiere überſenden werde. Mein höchſter Wunſch iſt, ſowie ich frei bin, nach Prag zu reiſen. Doch haben Leiden meine Geſundheit zerſtört und ich muß einige Zeit in Italien verweilen, um mich zu erholen und meine armen Kinder nicht zu ſehr durch mein Ausſehen zu erſchrecken. Beobachten Sie den Charakter meines Sohnes, ſeine Eigenſchaften, ſeine Neigungen und Fehler. Sagen Sie dem Könige, der Dauphine und mir, was an ihm zu beſſern und zu vervollkommnen iſt und laſſen Sie Frankreich wiſſen, was es von ſeinem jungen Könige zu erwarten hat.

Durch meine verſchiedenen Beziehungen zum Kaiſer von Rußland weiß ich, daß er zu verſchiedenen Malen die Heirathsvorſchläge meines Sohnes mit der Großfürſtin Olga freundlich aufgenommen hat.

Da ich vor Allem Franzöſin bleiben möchte, ſo erſuche ich Sie, den König zu bitten, mir den Titel als Prinzeſſin und meinen Namen zu erhalten. Die Mutter des Königs von Sardinien heißt immer noch Prinzeſſin Carignan, obgleich ſie Hrn. v. Moulear geheirathet und ihm den Titel Prinz gegeben hat. Marie

Digitized by Google

Luiſe, die Herzogin von Parma, hat ebenfalls den Titel der Kaiſerin beibehalten, als ſie den Grafen Neuperg heirathete, und iſt Vormünderin ihres Sohnes geblieben, während ihre ſpäteren Kinder den Namen Neuperg führten. Der Graf Luccheſi, mein Gemahl, iſt ein Nachkomme der vier älteſten Familien Siciliens, die einzigen Ueberreſte der zwölf Gefährten Tancreds. Seine Familie hat ſich ſtets durch die größte Hingebung gegen ihre Könige ausgezeichnet. Der Fürſt Campo-Franco war erſter Kammerherr meines Vaters; der König von Neapel hegte ein großes Vertrauen zu ihm und hat ihn bei ſeinem jüngern Bruder, dem Vicekönige von Sicilien, angeſtellt. Ich ſpreche Ihnen nicht von ſeiner Geſinnung, welche in jeder Hinſicht mit der unſrigen übereinſtimmt.

In der Ueberzeugung, daß die einzige Art und Weiſe, ſich in Frankreich verſtändlich zu machen, die Sprache der Ehre und die Ausſicht auf Ruhm ſei, hatte ich mir vorgenommen, den Regierungsantritt meines Sohnes durch die Vereinigung Belgiens mit Frankreich zu bezeichnen. Der Graf Luccheſi ward von mir beauftragt, dem König von Holland und dem Prinzen von Oranien in dieſer Angelegenheit meine Eröffnungen zu machen. Er hat viel dazu beigetragen, daß letztere eine gute Aufnahme fanden. Ich war nicht ſo glücklich, dieſen Vertrag abſchließen zu können, doch

Digitized by Google

meine ich immer, daß noch die Möglichkeit des Erfolgs vorhanden sei. Ehe ich die Vendée verließ, habe ich dem Marschall Bourmont die zur Fortführung dieser Angelegenheit nöthigen Vollmachten gegeben. Niemand ist so geeignet als er, diese Sache zu führen wegen der Achtung, deren er sich in Holland erfreut."

Marie Caroline."

— — — — — — — — — —

In Prag angekommen, begab ich mich sogleich zu Karl X. Zwei österreichische Wachen am Fuße der Treppe und zwei vor seiner Thür machten auf mich einen schmerzlichen Eindruck; ich dachte mehr an ein Gefängniß, als an einen Palast. Hr. v. Blacas führte mich durch drei alte, beinahe unmöblirte Säle; er ließ mich im dritten, um mich bei dem Könige zu melden, mit derselben Etikette, die in den Tuilerieen Statt gefunden hatte.

Karl X. empfing mich in seinem Cabinet und begrüßte mich auf freundliche, herzliche Weise. In den hohen Stellungen der Gesellschaft, in den großen Katastrophen des Lebens pflegt nichts so zu rühren, als das einfachste Wort. Ich fing an zu weinen wie ein Kind und konnte kaum mit meinem Taschentuche mein lautes Schluchzen unterdrücken. Alle kühnen Reden, die ich vorbereitet, die unbarmherzige Philosophie, womit ich dieselben zu würzen gedachte, waren mir entschwun-

Digitized by Google

den. Wie! ich hätte das Unglück hofmeistern sollen? Wie! ich sollte meinem Könige Vorwürfe machen, dem Könige mit dem weißen Haar, meinem proscribirten, verbannten Könige, der so nahe daran war, seine sterbliche Hülle in fremder Erde niederzulegen! Der alte Fürst ergriff meine Hand, als er meine Rührung wahrnahm. Auch sein Auge ward feucht; er ließ mich niedersitzen an einem kleinen Tische, worauf zwei Wachskerzen standen, er setzte sich neben mich und neigte mir das Ohr zu, woraus ich erkannte, daß das Alter seine gewöhnlichen Gebrechen dem außergewöhnlichen Unglück beigefügt hatte. Ich vermochte meine Stimme nicht wieder zu finden, als ich in der Behausung der österreichischen Kaiser den 68. König von Frankreich, gebeugt unter der Last seiner 76 Jahre, erblickte. Von diesen Jahren hatte er 24 in der Verbannung und 5 auf einem schwankenden Throne zugebracht. Jetzt vollendete der Monarch sein Leben abermals in der Verbannung, mit seinem Enkel, dessen Vater ermordet und dessen Mutter gefangen war. Karl X. unterbrach das Schweigen mit einigen Fragen und ich berichtete ihm über den Zweck meiner Reise. Er bat mich, den Brief der Herzogin an ihre Kinder nicht zu übergeben, da die Erlebnisse ihrer Mutter ihnen theilweise unbekannt seien. Er äußerte sich in strenger Weise über die Herzogin.

„Verzeihung, Majestät, antwortete ich, es scheint,

Digitized by Google

als habe man der Herzogin in Ihrem Urtheil geſchadet. Hr. v. Blacas iſt ihr Feind.— Nein, das iſt er nicht, erwiederte Karl X., aber ſie hat ihn ſchlecht behandelt, weil er ſie von thörichten Unternehmungen und dummen Streichen abhalten wollte.— Es iſt nicht Jedem vergönnt, dumme Streiche dieſer Art zu machen, erwiederte ich; Heinrich IV. hat gekämpft wie die Herzogin und gleich ihr iſt er nicht immer ein mächtiger König geweſen. Wenn Ew. Majeſtät die Herzogin von Berry nicht als franzöſiſche Prinzeſſin anerkennen wollen, ſo wird ſie es ohne Ihre Einwilligung ſeyn; die ganze Welt wird ſie immer Herzogin von Berry nennen und als Heldenmutter Heinrichs V. kennen; ihre Kühnheit und ihr Unglück werden alles Andere verdunkeln. Ew. Maj. können ſich nicht zu ihren Feinden ſchlagen; Sie können nicht wie der Herzog von Orleans Kind und Mutter beſchimpfen. Iſt es denn ſo ſchwer, dem Ruhme einer Frau etwas zu verzeihen?"

„Nun, mein Herr Geſandter, verſetzte der König mit wohlwollendem Lächeln, ſo möge die Herzogin von Berry nach Palermo reiſen und mit Hrn. Lucheſi vor aller Welt im Eheſtande leben, dann wird man ihren Kindern ſagen, daß ihre Mutter verheirathet ſei und ſie kann dann kommen, um ſie zu umarmen."

— — — — — — — — — —

Wir ſprachen hierauf von der Erziehung Hein-

richs V. Die Religion hat Karl X. in einen Einsiedler umgewandelt, seine Ideen sind beschränkt. Einer der Lehrer des jungen Prinzen, der Abbé Maccarthy, war gestorben und es wurde ein anderer erwartet. Dieser konnte nur ein Jesuit seyn, um den Jesuiten zu ersetzen. Es war zum Verzweifeln, daß in dem jetzigen Zustande Frankreichs Karl X. nur daran denken konnte, einen Schüler Loyola's bei Heinrich V. anzustellen.

„Und fürchtet der König nicht, sagte ich, die Wirkung, welche ein aus jener berühmten, so viel verläumdeten Gesellschaft gewählter Lehrer auf die allgemeine Meinung hervorbringen wird? — Bah! rief der König, sorgt man sich noch immer um die Jesuiten?"

Ich sprach dem Könige von den Wahlen und dem Wunsche der Royalisten, seinen Willen zu kennen; der König antwortete: „Ich kann Niemanden heißen, gegen sein Gewissen einen Eid zu leisten. Wer denselben leisten zu müssen glaubt, mag wohl seine guten Absichten haben. Ich hege keinerlei Vorurtheile gegen die Menschen, ich kümmere mich nicht um ihr vergangenes Leben, wenn sie jetzt aufrichtig Frankreich und der Legitimität dienen wollen. Die Republikaner haben mir von Edinburgh geschrieben; ich habe, was ihre Person betrifft, Alles angenommen, aber sie haben auch meiner Regierung Bedingungen stellen wollen und diese

habe ich verworfen. Ich werde niemals in den Principien nachgeben und meinem Enkel einen festern Thron als den meinigen hinterlassen Sind die Franzosen jetzt etwa glücklicher und freier, als unter meiner Regierung? Zahlen sie weniger Steuern? Hätte ich mir nur halb so viel erlaubt als der Herzog von Orleans, was würde dann für ein Geschrei Statt gefunden haben! Man hatte sich gegen mich verschworen, man hat es eingestanden. Ich habe mich vertheidigen wollen..."

Der König schwieg, gleichsam als habe er sich verwirrt in der Menge seiner Gedanken; er schwieg auch in der Besorgniß, etwas zu sagen, was mich beleidigen könne.

Was mochte Karl X. wohl unter seinen Principien verstehen? Hatte er sich wohl Rechenschaft gegeben über die Veranlassung der wahren und der falschen Verschwörungen gegen seine Regierung?

„Wie befinden sich unsre Freunde, die Bertins? Sie hatten, wie Sie wissen, sich nicht über mich zu beklagen, sie benahmen sich sehr hart gegen einen Verbannten, der ihnen nie Böses zugefügt hatte, wenigstens so viel ich weiß. Aber ich hasse darum Niemanden. Jeder handelt, wie er es versteht."

Diese Sanftmuth, diese christliche Güte eines verläumdeten und vertriebenen Königs rührten mich bis zu Thränen; ich wollte einige Worte über Ludwig

Philipp sagen „O, antwortete der König, der Herzog von Orleans — er hat gemeint... — Was wollen Sie — die Menschen sind nun einmal so.“

Kein bitteres Wort, kein Vorwurf, keine Klage entschlüpfte diesem dreimal verbannten König. Und doch hatten französische Hände seinem Bruder das Haupt abgeschlagen, seinem Sohn das Herz durchbohrt! Ich pries von ganzem Herzen den König und fragte ihn: ob es nicht seine Absicht sei, die geheimen Correspondenzen aufhören zu lassen und alle jene Commissarien zu verabschieden, welche seit 40 Jahren die Legitimität verrathen. Der König versicherte mir, daß er entschlossen sei, alle diese ohnmächtigen Thätigkeiten aufzuheben und in Frankreich eine Art von berathendem Körper einzusetzen, welcher geeignet sei, ihm die Wahrheit zu sagen.

Ich machte den König darauf aufmerksam, daß er zu weit von Frankreich entfernt sei, indem man zwei bis drei Revolutionen in Paris machen könne, ehe er davon in Prag unterrichtet wäre. Der König erwiederte, daß der Kaiser ihm die Wahl gelassen habe unter allen Städten seiner österreichschen Staaten, mit Ausnahme der Lombardei. „Doch, fügte er hinzu, sind die bewohnbaren Städte Oesterreichs alle ungefähr gleich weit von Frankreich entfernt und hier wohne ich un-

entgeltlich, worauf ich in meiner Lage Rückſicht nehmen muß."

„Sire, antwortete ich, Ihre treuen Unterthanen haben oft gedacht, daß Ew. Majeſtät Mangel leiden könnten und ſind bereit, zuſammenzutreten und durch Beiträge nach Kräften Sie von der Abhängigkeit der Fremden zu befreien. — Wie ich glaube, lieber Chateaubriand, verſetzte der König, ſind Sie ſelbſt nicht viel reicher als ich. Wie haben Sie die Reiſe hierher beſtritten? — Ich würde dieſelbe nicht haben machen können, wenn die Herzogin von Berry mir nicht 6000 Franken hätte auszahlen laſſen. — Das iſt ſehr wenig; brauchen Sie mehr? — Nein, Sire, ich ſollte mich eigentlich ſo einrichten, daß ich der hohen Gefangenen von dieſem Gelde etwas zurückerſtatten könnte; aber ich weiß das nicht recht anzufangen. — Sie haben in Rom wie ein großer Herr gelebt? — Ich habe immer gewiſſenhaft gebraucht, was der König mir gab und es iſt mir kein Heller geblieben. — Sie wiſſen, daß die Pairsbeſoldung immer Ihnen zur Verfügung ſteht; Sie haben dieſelbe ausgeſchlagen. — Weil ich wußte, daß Ew. Maj. Diener haben, welche noch ärmer ſind als ich. Sie haben mich aus der Verlegenheit geriſſen, indem Sie 30,000 Fr. Schulden für mich zahlten. — Ich war Ihnen das ſchuldig, als Sie Ihre Stellung als Geſandter aufgaben, wodurch Sie mir übrigens ſehr

wehe thaten. — Wie dem auch sei, Sire, so sind Sie mir zu Hülfe gekommen, als ich dieses Beistandes bedurfte, und ich werde Ihnen das Geld wieder erstatten, wenn ich kann; jetzt aber nicht, denn ich bin arm wie eine Kirchenmaus.— Wie viel brauchen Sie, um reich zu seyn? — Sire, wenn man mir am Morgen vier Millionen giebt, so werde ich am Abend keinen Heller mehr haben. Doch Ew. Maj. sprechen von meinen Finanzen, um nicht von den Ihrigen zu sprechen. — Das ist wahr, sagte der König, jetzt kommt auch meine Beichte. Ich habe ausgerechnet, daß, wenn ich jährlich eine kleine Summe von meinem Capital verzehre, ich in meinem vorgerückten Alter bis zu meinem letzten Tage keines fremden Beistandes bedürfen werde. Käme ich indeß in Noth, so würde ich, wie Sie es voraussetzen, mich lieber an Franzosen, als an Ausländer wenden. Man hatte mir das Anerbieten einer Anleihe von 30 Millionen gemacht, welche in Holland negoziirt werden sollte; ich erfuhr aber, daß dieses Anlehn an den Hauptbörsen Europas die französischen Fonds drücken würde, das hat mich von Annahme des Plans abgehalten. Mir könnte nichts zusagen, was das öffentliche Vermögen Frankreichs beeinträchtigt.“ — — — — — — — —

Den Dauphin fand ich gealtert und abgemagert, in abgeschabtem blauem Rock, welcher bis an's Kinn

zugeknöpft und zu weit war, so daß es schien, als sei er beim Trödler gekauft; der arme Prinz machte einen sehr traurigen Eindruck auf mich. Der Dauphin besitzt Muth, sein Gehorsam gegen Karl X. hat ihn abgehalten, sich in St. Cloud und in Rambouillet so zu zeigen, wie er sich in Chiclana gezeigt hatte; seine Schüchternheit hat dadurch zugenommen. Er erträgt kaum den Anblick eines neuen Gesichts. Oft hat er zu dem Herzoge von Guiche gesagt: „Warum sind Sie hier? Ich bedarf keines Menschen, kein Mauseloch ist klein genug, um mich zu verbergen. Man soll gar nicht von mir reden, sich gar nicht mit mir beschäftigen. Ich will nichts mehr seyn und nichts mehr haben. Ich habe 20,000 Fr. Renten und das ist mehr, als ich bedarf. Ich muß bloß an mein Seelenheil denken und für ein gutes Ende sorgen. Wenn mein Neffe meiner bedürfte, so wollte ich ihm mit meinem Schwerte dienen; ich habe, um meinem Vater zu gehorchen, die Abdication gegen meine Ansicht unterschrieben, ich würde es nicht wieder thun; ich werde nichts wieder unterschreiben, man soll mich in Frieden lassen, mein Wort genügt, ich lüge nie."

Und das ist wahr, er hat nie ein unwahres Wort gesprochen. Er liest viel und ist ziemlich unterrichtet. Seine Correspondenz mit Hrn. v. Villèle während des spanischen Kriegs hat großen Werth, und seine Cor-

reſpondenz mit der Dauphine, welche aufgefangen und in dem Moniteur abgedruckt wurde, gewann ihm alle Herzen. Seine Rechtlichkeit iſt unbeſtechlich, tief ſeine Religioſität und ſeine kindliche Liebe iſt bis zur Tugend geſteigert. Aber eine unüberwindliche Schüchternheit lähmt bei dem Dauphin die Anwendung aller ſeiner Fähigkeiten.

Um ihn in behagliche Stimmung zu verſetzen, vermied ich alle politiſchen Geſpräche und erkundigte mich bloß nach der Geſundheit ſeines Vaters, über welchen Gegenſtand er immer redſelig wird. Der Unterſchied zwiſchen dem Klima von Prag und dem von Edinburgh, die anhaltenden Gichtanfälle des Königs, das Bad in Töplitz, das derſelbe brauchen ſolle und ob ſolches ihm wohlthun werde? das war unſre Unterhaltung. Der Dauphin wacht über Karl X. wie über ein Kind; er küßt ihm die Hand jedesmal, wenn er zu ihm kommt, erkundigt ſich nach dem Schlafe der Nacht, hebt ihm das Taſchentuch auf, ſpricht laut zu ihm, damit er verſtehe, hält ihn ab, zu eſſen, was ihm ſchädlich, läßt ihn den Ueberrock wechſeln je nach der Temperatur und begleitet ihn auf dem Spaziergange. — Wir ſprachen kein Wort von den Julitagen, dem Sturze des Throns und der Zukunft des Königreichs.

— — — — — — — — — — —

Von hier aus führte man mich zu den königlichen

Kindern. In den Zimmern des Hofmeisters fand ich den braven Damas mit seinem Zöglinge, Frau v. Gontaut mit Mademoiselle, Hrn. v. Barande, Hrn. Lavillotte nebst noch einigen andern ergebenen Dienern; Alles stand. Der junge Prinz schien sehr verlegen; er betrachtete mich von der Seite, dann sah er seinen Hofmeister an, gleichsam als wolle er ihn fragen, was er zu thun habe in dieser Gefahr. Mademoiselle lächelte freundlich. Sie schien sehr aufmerksam auf ihre Kinder. Nachdem ich die beiden Kinder gegrüßt hatte, ging ich auf den Prinzen zu. „Wird Heinrich V. mir vergönnen, meine Huldigung ihm zu Füßen zu legen? Wenn er wieder auf den Thron zurückgekehrt ist, wird er sich vielleicht erinnern, daß ich seiner großen Mutter einst sagte: Ihr Sohn ist mein König. Ich war der Erste, der Heinrich V. als König von Frankreich proclamirte und eine französische Jury hat, indem sie mich freisprach, meine Proclamation bestätigt. Es lebe der König!"

Das Kind war höchst eingeschüchtert, sich König genannt und von seiner Mutter geredet zu hören, von der man ihm nicht mehr sprach; er drängte sich ängstlich an den Hrn. v. Damas und sprach einige Worte so leise, daß ich dieselben nicht verstehen konnte. Hr. v. Damas erklärte, daß die Stunde der Studien gekommen sei,

und lud mich ein, um 4 Uhr der Reitſtunde beizuwohnen, was ich auch that.

Heinrich ritt zwei Pferde; er zeigte ſich kühn und geſchickt und ſah ſehr elegant aus, in weißen Beinkleidern, Jacke mit Krauſel und Mütze. Als die Stunde zu Ende war, ritt der junge König in die Mitte der Reitbahn, nahm die Mütze ab, um mich und andere Franzoſen auf der Tribüne zu grüßen und ſprang dann leicht von ſeinem Pferde. Heinrich iſt ſchlank, beweglich, wohlgebaut; er iſt blond und hat blaue Augen, mit einem Zuge im linken, welcher an den Blick ſeiner Mutter erinnert. Er hat etwas Offenes in ſeinem Weſen, iſt neugierig und fragt gern; er iſt ganz natürlich wie jeder andere 12jährige Knabe. Als ich ihm einige Artigkeiten über ſein Reiten ſagte, antwortete er: „O Sie haben nichts geſehen; Sie hätten mich ſehen ſollen auf meinem Rappen, er iſt böſe wie ein Teufel, er wiehert und wirft mich ab, dann ſteige ich wieder auf und wir ſetzen zuſammen über die Barriere. Er hat ſich neulich beſchädigt und ſein Bein iſt geſchwollen.“

Heinrich haßt den Baron Damas, deſſen Weſen und Charakter ihm zuwider ſind; er geräth häufig in Zorn gegen denſelben, wofür man ihn ſtrafen muß; oft verurtheilt man ihn, vier Tage lang im Bett zu bleiben, was gewiß eine dumme Strafe iſt. Dann hält

man einen gewiſſen Abbé Moligny, der die Beichte des kleinen Rebellen anhört und ihm Furcht vor dem Teufel macht. Der Eigenſinnige will nichts hören und verweigert Speiſe zu ſich zu nehmen. Dann kommt die Dauphine dazu und giebt Heinrich Recht, welcher ſich über den Baron luſtig macht. Dieſe Erziehung kann unmöglich gut gerathen.

Ich begab mich hierauf zu Frau v. Gontaut, welche mich mit der Prinzeſſin Luiſe erwartete. Die Prinzeſſin hat einige Aehnlichkeit mit ihrem Vater, die Augen ſind blau und haben einen klugen Ausdruck. Sie iſt klein für ihr Alter, eine Vereinigung von Kind, Jungfrau und Prinzeſſin; ſie ſchlägt die Augen auf und nieder und lächelt auf ſehr anmuthige Weiſe. Man weiß nicht, ſoll man ihr Feenmärchen erzählen, ihr eine Liebeserklärung machen oder ihr mit Ehrfurcht wie einer Königin nahen. Die Prinzeſſin Luiſe beſitzt viel Talente und iſt ſehr gut unterrichtet: ſie ſpricht engliſch und etwas deutſch und ihr Franzöſiſch hat einen eigenthümlichen Accent; die Verbannung beeinflußte ſogar die Sprache. „Wir können vor Mademoiſelle über Alles ſprechen, ſagte Frau v. Gontaut, ſie weiß Alles; ſie beklagt wie wir, was wir ſehen.— O, rief die Prinzeſſin, Heinrich war heute früh ſehr albern, er fürchtete ſich. Großpapa hatte zu uns geſagt: Rathet, wen Ihr morgen ſehen werdet? Einen Mann,

der eine Macht auf Erden ist! Wir haben geantwortet: Den Kaiser wohl? — Nein, sagte Großpapa, da haben wir uns denn besonnen und nicht errathen können. Er hat darauf gesagt: Es ist der Vicomte von Chateaubriand.“ Ich habe mich an die Stirn geschlagen, weil ich es nicht errathen hatte. Dabei schlug sie sich wieder vor die Stirn und erröthete wie eine kleine Rose.

„Sie haben nicht gehört, was Heinrich sagte, als Sie ihn baten, sich Ihrer zu erinnern. Er hat gesagt: O ja, immer. Aber er hat das so leise gesprochen, weil er sich vor seinem Hofmeister fürchtete. Ich machte ihm Zeichen, das müssen Sie gesehen haben. Heute Abend werden Sie mit ihm zufrieden seyn, er wird dann sprechen, warten Sie nur.“ Diese Besorgniß für den Bruder war reizend. „Ich war recht froh, sagte sie weiter, Sie vor Herrn von Damas von Mama sprechen zu hören. Wird sie bald das Gefängniß verlassen?“

Als ich mit Frau von Gontaut über die wahrscheinliche Berufung eines Jesuiten sprach, legte die Prinzessin Luise die Hände über einander und sagte seufzend: „Das wird sehr unpopulär seyn!“ Ich konnte mich nicht des Lachens enthalten, und die Prinzessin lachte ebenfalls, indem sie lieblich erröthete.

Nichts ist so traurig als das Leben gefallener Könige; es ist ein Gewebe von Wahrheit und Wahn. Sie sind noch Herrscher an ihrem Herde, unter ihren Leuten und in ihren Erinnerungen; kaum haben sie aber die Schwelle ihres Hauses überschritten, so stoßen sie vor der Thür schon auf die ganze Ironie der Wahrheit. Jacob II., Eduard VII., Karl X., Ludwig XIX. waren, sobald sie ihre Gemächer verließen, nichts mehr als ihre geringsten Nachbarn; die entthronten Könige haben alle Unannehmlichkeiten des Hofes und des Privatlebens zu ertragen. Sie behalten die Schmeichler, Günstlinge, Intriguanten und Ehrgeizige des erstern, und die Kränkungen, die Sorgen, die Zuträgereien des zweiten, eine stete Maskerade von Bedienten und Ministern, welche Kleider austauschen. Die Stimmung muß in dieser Lage bitter werden, die Hoffnungen werden schwächer und die Sorgen vermehren sich. Man gedenkt der Vergangenheit, man brütet nach über das Geschehene, man macht sich Vorwürfe, welche um so bitterer sind, als deren Ausdruck nicht mehr mit dem guten Geschmack einer hohen Stellung, mit dem Anstand eines großen Vermögens umkleidet ist. Man wird gemein durch gemeine Leiden. Die Sorgen des verlorenen Thrones arten aus in Quälereien der Häuslichkeit. Die Päpste Clemens XIV. und Pius VI. vermochten niemals in

das Familienleben des Prätendenten Frieden zu bringen. Die der Krone beraubten Häupter werden mitten in der Welt ſtets unter Beaufſichtigung ſtehen, zurückgeſtoßen von den Fürſten, als vom Unglück gebrandmarkt, den Völkern verdächtigt durch den vormaligen Beſitz der Macht.

— — — — — — — — — —

Man hatte mir geſagt, daß man in Ueberrock und Stiefeln zur Tafel des Königs kommen könne; doch hat das Unglück ſo hohen Rang, daß man ihm nicht auf allzu familiäre Weiſe nahen darf; ich kleidete mich alſo an. In einem der Vorſäle fand ich den Tiſch gedeckt. Im Salon war der Abbé Latil, welcher großen Einfluß auf den König hat, als Prieſter und wegen der langen Bekanntſchaft. Herr von Blacas, Damas, M. O'Hégerty der Vater, Herr und Frau von Coſſé waren die übrigen Gäſte. Um 6 Uhr erſchien der König mit ſeinem Sohn. Ich ſaß ihm zur Linken, der Dauphin zur Rechten. Die Kinder pflegen nur Sonntags mit dem Großvater zu ſpeiſen. Das Eſſen war ärmlich und ſchlecht, der König lobte einen Fiſch aus der Moldau, der keineswegs gut war. Vier bis fünf ſchwarzgekleidete Diener ſervirten; es gab keinen maitre d'hotel, Jeder nahm und legte dem Andern vor aus der vor ihm ſtehenden Schüſſel. Der König aß mit gutem Appetit, er legte ſich und

Andern vor und war sehr guter Laune; die Furcht vor mir schien verschwunden zu seyn. Das Gespräch beschäftigte sich bloß mit gleichgültigen Gegenständen.

Das Mittagsessen dauerte kaum eine Stunde; der König erhob sich und wir folgten ihm in den Salon. Dort fanden wir Journale und Jeder begann zu lesen wie in einem Kaffeehause.

Dann kamen die Kinder, der Herzog von Bordeaux, geführt vom Hofmeister, die Prinzessin von der Gouvernante. Sie umarmten den Großvater, dann eilten sie auf mich zu; wir hatten uns in eine Fenstervertiefung zurückgezogen; Frau von Gontaut hatte sich zu uns gesetzt und Herr von Damas lauschte aus einiger Entfernung in lächerlicher Aengstlichkeit, als ob er fürchte, ich möchte seinen Zögling verspeisen, ihm die Preßfreiheit anpreisen oder den Ruhm seiner Mutter. Plötzlich sagte mir Heinrich: „Sie haben die heiligen Schlangen gesehen? — Ew. Hoheit meinen die Boas; weder in Aegypten, noch in Tunis giebt es deren, ich sah aber viele Schlangen in America. — O ja, rief die Prinzessin, die Klapperschlange im Genie du Christianisme. — Aber Sie sahen gewiß noch außerdem Schlangen, versetzte der Prinz; sind dieselben böse? — Einige Arten sind gefährlich, andere haben aber kein Gift und man zähmt sie und lehrt sie tanzen.“ Die Kinder rückten mir immer

näher und das Vergnügen leuchtete ihnen aus den Augen. „Dann giebt es auch Glasschlangen; diese sind sehr schön und nicht bös, sie sind durchsichtig und zerbrechlich wie Glas, man zerbricht sie, wenn man sie kaum berührt. — Wachsen die Stücke nicht wieder zusammen? fragte Heinrich. — O nein doch, antwortete die Prinzessin. — Sie waren auch an dem Wasserfall des Niagara, fragte Heinrich abermals, der macht wohl viel Getöse? Kann man im Kahn hinabfahren? — Ein Americaner hat den Versuch gemacht und einen Nachen hinabschwimmen lassen. Ein Anderer ist selbst hinabgesprungen; das erste Mal gelangte er unversehrt unten an, das zweite Mal kam er um. — Herr von Chateaubriand war in Aegypten und in Jerusalem, sagte Frau von Gontaut. Mademoiselle klatschte in die Hände und rief: „O erzählen Sie doch meinem Bruder von den Pyramiden und dem Grabe unseres Herrn.“ “

Ich that es und freute mich an der Aufmerksamkeit der Kinder. Mademoiselle stützte ihr Gesicht in ihre beiden Hände, und Heinrich saß auf einem hohen Lehnstuhl und baumelte mit den herabhängenden Beinen.

Nachdem das Gespräch Schlangen, Niagarafall, Pyramiden und das heilige Grab berührt hatte, rief Mademoiselle: „Wollen Sie mir eine Frage über die

Geschichte stellen? Ja! fragen Sie mich nur über eine Jahreszahl aus, über das allerunbedeutendste Jahr in der französischen Geschichte mit Ausnahme des 17. und 18. Jahrhunderts, welche wir noch nicht gehabt haben. — O, rief Heinrich, ich möchte lieber über ein recht berühmtes Jahr befragt werden; fragen Sie mich einmal über ein berühmtes Jahr aus?"

Ich begann damit, den Willen der Prinzessin zu erfüllen und fragte, was im J. 1001 in Frankreich geschehen sei und wer regiert habe, worauf Bruder und Schwester in ihrem Gedächtniß nachzuforschen begannen. Heinrich fuhr sich in die Haare, Mademoiselle deckte ihr Gesicht mit beiden Händen; plötzlich zog sie aber letztere zurück und rief mit leuchtendem Blick und frohem Lächeln: „Robert regierte, Gregorius war Papst und Basilius III. Kaiser des Orients. — Und Otto III. Kaiser des Occidents, rief Heinrich, welcher der Schwester nicht zurückstehen wollte — Veremond II. herrschte in Spanien! — Ethelrede in England, rief die Prinzessin. — Nein, fiel Heinrich ein, es war Edmund, genannt Côte de fer. — Mademoiselle hatte Recht gehabt und Heinrich sich geirrt. Und nun, mein berühmtes Jahr, sagte Heinrich halb beschämt. — Was geschah im J. 1593? — Bah! rief der junge Prinz, die Abschwörung Heinrich IV." Die Prinzessin erröthete, daß sie nicht zuerst geant-

wortet hatte. Es ſchlug 8 Uhr und der Baron Damas unterbrach unſere Unterhaltung. Die Kinder entfernten ſich und nun begann ein anderes Spiel: die Whiſtpartie nämlich des Königs, welche in der Ecke eines dunkeln Saales mit zwei Lichtern erleuchtet war. Als dieſelbe beendigt, wünſchte der König mir gute Nacht. Durch öde Säle, matt erleuchtete Treppen, dunkele Gänge und in Nacht gehüllte Straßen kehrte ich nach meinem Gaſthofe zurück. Karls X. Alter, Verlaſſenheit und Zuſtand erſchien meiner Seele noch dunkeler, als alles Andere.

Die Dauphine bewohnte in Karlsbad ein allein ſtehendes Haus am äußerſten Ende der Stadt. Ich ward um 12 Uhr zu ihr beſtellt und fühlte mich ergriffen. Ich ſollte ſie ſehen, dieſes vollkommene Vorbild menſchlicher Leiden, dieſe Antigone der Chriſtenheit. In den Zeiten ihres Glücks hatte ich kaum drei Worte mit ihr gewechſelt; ſie hatte ſich mir gegenüber immer verlegen gezeigt. Obgleich ich niemals gegen ſie geſprochen oder geſchrieben hatte, ſo mochte ſie wohl von ihrer Umgebung Vorurtheile gegen mich angenommen haben. Die königliche Familie hatte ja in einer Citadelle von Dummheit und Neid gelebt, welche von den neuen Generationen vergebens belagert wurde.

Ein Diener öffnete die Thür und ich bemerkte

die Dauphine im Salon auf einem Sopha ſitzend und an einer Tapiſſeriearbeit ſtickend; ſie erhob, als ich vor ſie trat, das Haupt, das ſie lange auf die Arbeit gebeugt hatte in der ſichtlichen Abſicht, ihre Rührung zu verbergen. „Ich freue mich, Sie zu ſehen, Herr von Chateaubriand, ſagte ſie; der König hatte mir Ihre Ankunft gemeldet. Sie ſind die Nacht hindurch gereiſt und müſſen müde ſeyn.“

Ich überreichte ihr ehrfurchtsvoll die Briefe der Herzogin von Berry; ſie legte dieſelben neben ſich auf das Kanapee, nöthigte mich zum Niederſitzen und begann wieder von Neuem zu ſticken. Wir ſchwiegen Beide; es war ſo ſtill, daß man das Einſtechen der Nadel vernehmen konnte; ich ſah einige Thränen auf die Stickerei herabfallen; die hohe Unglückliche trocknete dieſelben mit der Hand, denn ohne aufzublicken fragte ſie: „Wie befindet ſich meine Schweſter? ſie iſt ſehr unglücklich, ja ſehr unglücklich und ich beklage ſie ſehr.“ Dieſe Worte ſollten ein Geſpräch anknüpfen, wozu wir Beide nicht die Faſſung hatten. Die von vielem Weinen gerötheten Augen der Dauphine verliehen ihr in meinen Augen einen wunderbaren Reiz und ſie erinnerte mich an die Jungfrau des Spaſimo.

„Ohne Zweifel, erwiederte ich, iſt die Herzogin von Berry ſehr unglücklich. Sie hat mir aufgetragen,

ihre Kinder während ihrer Gefangenschaft dem Schutz Ew. Majestät anzuempfehlen. Es würde ihr in ihrem Schmerze sehr zur Beruhigung gereichen, wenn sie wüßte, daß Heinrich V. in Ew. Majestät eine zweite Mutter fände." Einen Augenblick verschwanden die düsteren Wolken von ihrer Stirn, um jedoch bald wieder dahin zurückzukehren.

„O nein, nein, Herr von Chateaubriand, sagte die Fürstin, indem sie mich anblickte und ihre Arbeit sinken ließ, ich bin nicht Königin. — Sie sind es wohl, Fürstin, durch das Gesetz des Königthums; der Dauphin hat nur abdiciren können, weil er König war. Frankreich betrachtet Sie wie seine Königin und Sie werden die Mutter Heinrichs V. seyn."

Die Dauphine erwiederte nichts darauf. Ich las meinen Creditbrief vor, worin die Herzogin von Berry mir ihre Heirath erklärte und mir befahl, nach Prag zu reisen, indem sie verlangte, den Titel einer französischen Prinzessin beizubehalten und die Kinder unter Aufsicht ihrer Schwester zu stellen.

Die Fürstin hatte ihre Stickerei wieder aufgenommen; nachdem ich gelesen hatte, sagte sie: „Die Herzogin von Berry hat Recht, auf mich zu zählen, das ist recht gut, Herr von Chateaubriand; ich beklage meine Schwägerin sehr. Sagen Sie ihr das."

Die Art und Weise ihres Bedauerns ließ mich

indeß erkennen, wie wenig Sympathie zwiſchen dieſen beiden Seelen herrſche. Die fromme Frau ſchien mir eine unwillkürliche Regung im Herzen zu ſpüren; ſie erkannte in der Herzogin von Berry eine Nebenbuhlerin des Unglücks. Und doch hatte die Tochter der Marie Antoinette nichts in dieſem Kampfe zu fürchten, ihr wäre immer die Palme geblieben.

„Vielleicht, verſetzte ich, würden Sie in den Briefen an Ihre Majeſtät und an die Kinder einige Aufklärung finden.“ Die Briefe waren mit Citronenſaft geſchrieben. „Ich kann das nicht leſen, ſagte die Prinzeſſin, was werden wir anfangen?“ Ich ſchlug vor, ein Kohlenfeuer zu bringen und bald waren alle nöthigen Anſtalten getroffen. Ich hielt einige Briefe über die Kohlen und die Dauphine lächelte, weil mein Werk nicht gelang; endlich verſuchte ſie es ſelbſt, da wurden die großen runden Buchſtaben der Herzogin von Berry ſichtbar. — Hierauf las ſie die Briefe. Die Herzogin von Berry dankte darin der Schweſter für ihre Theilnahme und empfahl ihre Kinder; ſie ſtellte vorzüglich ihren Sohn unter den Schutz der Tugenden ſeiner Tante. Die Briefe an die Kinder beſtanden aus einigen zärtlichen Worten; die Herzogin ermahnte Heinrich, Frankreichs würdig zu werden.

Die Frau Dauphine ſagte: „Meine Schweſter läßt mir Gerechtigkeit widerfahren. Ich habe Theil an ih-

rem Unglück genommen. Gewiß, ſie hat viel gelitten. Sagen Sie ihr, daß ich für den Herzog von Bordeaux Sorge tragen werde; ich liebe ihn ſehr. — Wie haben Sie ihn gefunden, ſeine Geſundheit iſt gut, nicht wahr? er iſt kräftig, jedoch etwas nervenſchwach."

Ich brachte zwei Stunden bei der Dauphine zu, ſie lud mich ein, um 3 Uhr mit ihr zu ſpeiſen, wenn ich nicht das Bedürfniß zu ſchlafen fühle. „Ich will Sie nur ſo viel ſehen, als es Sie nicht ermüdet", ſetzte ſie hinzu. Ich fühlte mich indeß immer in ihrer Gegenwart befangen. — Um 3 Uhr fand ich mich bei ihr ein; das Mittagseſſen war ſo ſchlecht, daß ich es hungerig verließ; da die Dauphine keinen Eßſaal hatte, ward es im Salon ſervirt; als wir fertig waren, wurde der Tiſch hinausgetragen. Die Dauphine nahm wieder Platz auf dem Sopha, ergriff wieder ihre Arbeit und wir bildeten einen Kreis um ſie. Trogoff erzählte Geſchichtchen, welche ſie liebte. Sie beſchäftigte ſich gern mit andern Frauen; als man von der Herzogin von Guiche ſprach, ſagte ſie: „Ihre Zöpfe ſtehen ihr nicht gut."

Von ihrem Sopha aus konnte ſie die Spaziergänger ſehen und nannte ſie uns, indem ſie eigenthümliche Bemerkungen machte. „Wie, Marie Thereſe neugierig und bekannt mit den Sitten und Gewohnheiten ihrer Nachbarinnen? Wie, die Fürſtin der Throne

und der Schaffotte wäre herabgestiegen von den Höhen des Lebens, um sich mit andern Frauen auf gleiche Stufe zu stellen?" Ich beobachtete sie mit einer gewissen philosophischen Rührung.

Um 5 Uhr machte die Fürstin eine Spazierfahrt. Um 7 Uhr stellte ich mich wieder zum Thee ein; sie saß wieder auf dem Kanapee. Um sie her saßen die Tischgäste nebst einigen alten und jungen Damen. Sie gab sich viele Mühe, um gegen Alle liebenswürdig zu seyn und an Jeden ein Wort zu richten. Immer sank sie aber wieder in ihre Zerstreutheit zurück, dann nähte sie schneller und beugte ihr Gesicht dicht auf die Arbeit. Ich betrachtete ihr Profil und war verwundert über dessen Aehnlichkeit mit dem ihres Vaters. Um 8 Uhr war die Gesellschaft zu Ende.

Am andern Morgen um 6 Uhr fand ich mich am Mühlbrunnen ein; die Dauphine erschien in einem ärmlichen grauseidenen Kleid mit einem abgetragenen Shawl und altem Hut. Man hätte nach ihrem Erscheinen meinen sollen, sie habe ihre Kleider selbst ausgebessert. Ihr Stallmeister gab ihr den Arm; sie mischte sich unter die Menge und reichte ihr Glas den Brunnenweibern hin, um es zu füllen. Niemand schien die Gräfin Marie zu bemerken, und ihre Großmutter Maria Theresia hatte 1762 das Gebäude des Mühlbrunnens erbauen lassen.

Ich ging ihr entgegen, als sie in den Garten trat, und sie schien von dieser Aufmerksamkeit gerührt; sie erlaubte mir, einige Mal mit ihr auf- und abzugehen.

Um 1 Uhr begab ich mich wieder zu der Dauphine, um ihre Befehle in Empfang zu nehmen.

„Wenn Ew. Majestät erlauben, so werde ich die Frau Herzogin von Berry in Frankreich aufsuchen. Später müßte ich nach Sicilien reisen und Ihre königliche Hoheit würde die Antwort ihrer erlauchten Schwester, die sie erwartet, zu lange entbehren müssen. — Hier ist ein Billet für Sie; ich habe Ihren Namen nicht darin genannt, um Sie im Falle irgend eines Ereignisses nicht zu compromittiren."

Ich las das Billet; es war von der Dauphine eigenhändig geschrieben.

Den 31. Mai 1833.

Ich habe mit vieler Freude endlich einmal directe Nachricht von Ihnen erhalten, theure Schwester. Ich beklage Sie von ganzem Herzen. Rechnen Sie immer auf mein Interesse für Sie und vorzüglich für Ihre Kinder. Mein Leben soll Ihnen gewidmet seyn. Ich habe noch nicht Ihre Aufträge an unsere Familie ausrichten können, da meine Gesundheit mich in Karlsbad fesselt, wo ich den Brunnen trinke. Ich werde aber sogleich nach meiner Rückkehr Alles besorgen und

wir werden immer, Sie und ich, in allen Dingen gleiche Anſichten haben.

Leben Sie wohl, meine Schweſter, ich beklage Sie von ganzer Seele. M. T.

Ich fühlte mich verletzt durch die Zurückhaltung dieſer Zeilen; die vagen Verſicherungen von Anhänglichkeit vermochten nicht den Mangel an Wärme zu verbergen. Ich äußerte mit ſchuldiger Ehrfurcht meine Anſicht darüber und übernahm die Vertheidigung der unglücklichen Gefangenen. Die Dauphine antwortete, daß der König darüber entſcheiden werde; ſie verſprach mir, bei ihm für die Schweſter zu ſprechen, doch lag dabei in ihrem Weſen und in ihrer Stimme nichts Freundliches, man konnte vielmehr den zurückgehaltenen Groll bemerken. Da ich ſah, daß ich für die Herzogin von Berry hier nichts ausrichten konnte, lenkte ich das Geſpräch auf den Herzog von Bordeaux, indem ich auf eine Brochüre hinwies, worin ich der Erziehung Heinrichs V. erwähnt hatte. „Ich fürchte, ſagte ich, daß die Umgebungen des Kindes ſeiner Sache ſchaden möchten. Die Herren Damas, Blacas und Latil ſind in Frankreich nicht beliebt.“

Die Dauphine gab das zu, doch ſagte ſie noch Einiges zu Gunſten von Damas über ſeinen Muth, ſeine Rechtlichkeit und Frömmigkeit.

„Im Monat September wird Heinrich V. majo-

renn, verſetzte ich; wäre es nicht rathſam, einen Rath um ihn zu bilden, wozu man Männer wählte, welche in Frankreich die wenigſten Vorurtheile gegen ſich hätten? — Herr von Chateaubriand, indem man die Räthe vermehrt, vervielfältigt man auch die Rathſchläge. Und dann, wen würden Sie dem König vorſchlagen? — Herrn von Villèle?"

Die Dauphine, welche beſtändig ſtickte, hielt jetzt einen Augenblick mit ihrer Nadel inne, blickte mich erſtaunt an und verſetzte mich ſelbſt in Erſtaunen durch den ſehr wohlbegründeten Tadel des Charakters und Verſtandes des Herrn von Villèle. Sie erkannte in ihm bloß einen geſchickten Adminiſtrator.

„Ew. Majeſtät ſind zu ſtreng. Herr von Villèle iſt ein Ehrenmann, mit ſchönen Eigenſchaften und großen Hülfsquellen begabt; hätte ſein Ehrgeiz nicht nach dem erſten Poſten geſtrebt, dem er nicht gewachſen war, ſo würde er immer als Miniſter in dem Rath des Königs haben ſitzen müſſen. Man wird ihn nicht ſo leicht erſetzen und ſeine Gegenwart bei Heinrich V. nird in Frankreich ſehr gut aufgenommen werden. — Ich dachte, Sie liebten Herrn von Villèle nicht? — Ich würde mich ſelbſt verachten, wenn ich nach dem Sturz des Thrones noch die Gefühle einer kleinlichen Rivalität hegen wollte. Unſere royaliſtiſchen Zerwürfniſſe haben ſchon zu viel Unheil angerichtet; ich

ſchwöre Sie von ganzem Herzen ab und bin ſogar bereit, alle diejenigen, welche mich beleidigt haben, um Verzeihung zu bitten. — Das iſt ſehr ſchön, Herr von Chateaubriand, nicht wahr, der Dauphin iſt in der Armee ſehr verehrt? Sehr verehrt? Man erinnert ſich ſeiner noch, nicht wahr?"

Dieſe plötzliche Frage, welche mit dem früheren Geſpräch in keinerlei Verbindung ſtand, verrieth mir die Wunde, welche die Tage von St. Cloud und Rambouillet in dem Herzen der Dauphine zurückgelaſſen hatten. Ich verſicherte ihr, daß die Armee ſich ſtets der Unparteilichkeit, der Tugenden und des Muthes ihres Generaliſſimus erinnern werde.

Als ich mich empfehlen wollte, ſagte die Dauphine: „Sagen Sie Ihren Freunden, wie ſehr ich Frankreich liebe; ſie ſollen wiſſen, daß ich Franzöſin bin. Ich bitte Sie, ihnen das zu ſagen; ich ſehne mich nach Frankreich, ja, ich ſehne mich dahin! — Wie hat Frankreich das verdient! Sie haben ſo viel leiden müſſen, wie können Sie noch Heimweh haben? — O nein, Herr von Chateaubriand, vergeſſen Sie ja nicht, ihnen Allen zu ſagen, daß ich Franzöſin bin."

Sie verließ mich und ich mußte einige Minuten auf der Treppe verweilen, da ich mich nicht mit Thränen in den Augen auf der Straße wollte ſehen laſſen.

Kaum war ich eine $^1/_4$ Stunde in Metz, als Baptiſte eintrat und mit geheimnißvoller Miene ein weißes Papier aus der Taſche zog, worein ein Petſchaft gewickelt war. Der Herzog von Bordeaux und Mademoiſelle hatten es ihm mitgegeben mit dem Befehl, es mir erſt auf franzöſiſchem Boden zu überreichen. Sie waren in der Nacht vor meiner Abreiſe ſehr beſorgt geweſen, daß der Goldſchmied es nicht vollenden werde. Das Petſchaft hatte drei Flächen. Auf der einen befand ſich ein Anker, auf der andern las man die zwei Worte, welche Heinrich bei unſerem erſten Zuſammentreffen geſagt hatte: „Oui toujours“, auf der dritten Seite ſtand das Datum meiner Ankunft in Prag. Bruder und Schweſter ließen mich bitten, es aus Liebe zu ihnen zu führen.

In Paris angekommen, ſchrieb ich ſogleich an die Herzogin von Berry, um ihr von meiner Miſſion Rechenſchaft abzulegen. Meine Rückkehr hatte die Polizei in Bewegung geſetzt; der Telegraph verkündigte ſie dem Präfecten von Bordeaux und dem Commandanten der Feſtung Blaye; man verdoppelte die Wachen und ließ die Herzogin einige Tage früher abreiſen, als es beſtimmt war. Mein Brief kam um einige Stunden zu ſpät und wurde ihr nach Italien nachgeſchickt. Hätte ſie keine Erklärung abgegeben oder hätte ſie nach dieſer Erklärung die Folgen verleug-

net oder hätte ſie, in Sicilien angelangt, gegen die Rolle proteſtirt, die man ihr aufgedrungen hatte, um ſie den Kerkermeiſtern zu entziehen, ſo würden Frankreich und Europa ihren Worten geglaubt haben, da das Gouvernement Philipps verdächtig war. Alle Judas Iſchariots wären für das Schauſpiel, das ſie der Welt in der Tabagie von Blaye gegeben hatten, beſtraft worden. Die Herzogin wollte ihren politiſchen Charakter dadurch erhalten, daß ſie ihre Heirath nicht verleugnete. Was man durch die Lüge an Ruhm der Klugheit erwirbt, verliert man an Hochachtung. Durch ihr Geſtändniß öffnete die Herzogin ihr Gefängniß und ſie ſehnte ſich nach Freiheit und Licht.

Der Herzog von Blacas hatte mir in Prag von der Bildung eines berathenden Körpers geſprochen, deſſen Haupt ich ſeyn ſollte; man zeigte mir den Plan; die Maſchine war ziemlich complicirt. Das Werk des Herrn v. Blacas enthielt einige Anordnungen der Herzogin von Berry, welche dieſelbe entworfen hatte, als ſie den Staat organiſiren wollte und mit ebenſo viel Muth als Thorheit ſich an die Spitze ihres Königreichs zu ſtellen gedachte. Die Ideen dieſer abenteuerlichen Frau waren nicht ohne Verſtand. Sie hatte Frankreich in vier große Militärgouvernements eingetheilt und dazu die Anführer und Officiere ernannt; ſie hatte die Truppen in Regimenter eingetheilt und,

ohne ſich darum zu kümmern, ob Alles auch wirklich ſich um ihre Fahne gereiht habe, war ſie herbeigeeilt, um dieſelbe zu tragen. Sie hatte nicht einen Augenblick gezweifelt, einen Bayard oder eine Oriflamme mitten im Felde zu finden: Waffen, Flinten, — Kugeln, Aufenthalt in den Wäldern, Gefahren an dem Herde ihrer treuen Freunde, Höhlen, Schlöſſer, Hütten, wo man zum Fenſter ein- oder ausſteigen müſſe, auf Alles dieſes war die Herzogin gefaßt und es gefiel ihr ſehr wohl. Es liegt in ihrem Charakter etwas Wunderliches, Originelles, Hinreißendes, was ſie am Leben erhält. Die Zukunft wird ſich ihrer annehmen, trotz aller tugendhaften und vernünftigen Menſchen, die ſie tadeln.

Endlich brachte der Reiſende, welcher der Herzogin von Berry in Palermo meinen Brief überliefert hatte, mir folgende Antwort:

Neapel 10. Auguſt 1833.

„Ich ſchreibe Ihnen einige Zeilen, um Ihnen den Empfang Ihres Briefes anzuzeigen und Ihnen zu danken für Alles, was Sie in Prag für mich gethan haben. Wie es ſcheint, hat man Ihnen wenig ſehen laſſen, doch genug, um trotz aller angewendeten Mittel zu begreifen, daß das Reſultat in Betreff unſeres Kindes nicht ſo ſchlimm ſeyn wird, als wir fürchteten. Es freut mich, von Ihnen dieſe Verſicherung erhalten

zu haben; man ſchreibt mir aber von Paris die Entfernung des Herrn v. Barante. Was wird noch daraus werden? Wie ſehne ich mich, an meinem Poſten zu ſtehen!

„Was meine Anſprüche betrifft, die nicht ganz gut aufgenommen wurden, ſo hat man mir bewieſen, daß man nicht beſſer unterrichtet ſei als ich; denn ich bedurfte gar nicht des Beanſpruchten, indem ich noch keineswegs meine Rechte verloren habe.

„Ich frage Sie um Rath in Betreff der Aufforderung, die mir von allen Seiten geworden iſt. Sie werden von beiliegenden Papieren den Gebrauch machen, den Sie für gut halten. Das royaliſtiſche Frankreich, alle Heinrich V. ergebenen Franzoſen erwarten von deſſen Mutter endlich eine Proclamation.

„Ich habe in Blaye einige Zeilen zurückgelaſſen, welche jetzt bekannt ſeyn müſſen. Man erwartet noch mehr von mir. Man will die traurige Geſchichte meiner ſiebenmonatlichen Einkerkerung in der undurchdringlichen Baſtille hören. Man muß dieſe Geſchichte in allen ihren Einzelheiten kennen lernen und darin die Veranlaſſung ſo vieler Thränen und Sorgen leſen, die mir das Herz gebrochen haben. Man wird ſie kennen lernen die moraliſchen Qualen, die ich erlitten. Gerechtigkeit muß werden, man muß erfahren, welche ſchändlichen Maßregeln gegen eine vertheidigungsloſe

Frau ergriffen wurden, indem man ihr immer einen Rath verſagte und zwar von Seiten einer Regierung, an deren Spitze ihr Verwandter ſteht, um mir ein Geheimniß zu entreißen, welches mit der Politik in keiner Verbindung ſtand und deſſen Entdeckung in meiner Lage keine Veränderung hervorbringen konnte, wenn ich wirklich dem franzöſiſchen Gouvernement gefährlich geweſen wäre; dieſes hatte die Macht, mich einzukerkern, aber keineswegs das Recht, es ohne Urtheil zu thun, wonach ich oft verlangte.

„Aber mein Verwandter, der Gemahl meiner Tante, das Haupt meiner Familie, der ich, trotz der allgemein verbreiteten ſo gerechten Meinung auf die Hand meiner Tochter Hoffnung gegeben hatte, Louis Philipp, welcher mich ſchwanger glaubte und nicht verheirathet, was jede andere Familie vermocht haben würde, mein Gefängniß zu öffnen, hat mir alle moraliſche Torturen auferlegt, um mich zu Schritten zu verleiten, welche die Ehre ſeiner Nichte preisgeben mußten. Wenn ich übrigens mich über meine Ausſagen deutlich erklären ſoll und über das, was ſie veranlaßt hat, ohne in die näheren Umſtände meines inneren Lebens einzugehen, wovon ich Niemanden Rechenſchaft ſchulde, ſo kann ich mit Wahrheit ſagen, daß ſie mir durch tauſend moraliſche Qualen und durch die

Hoffnung, meine Freiheit wieder zu erlangen, entriſſen wurden.

„Der Ueberbringer dieſes wird Ihnen ausführlicher von mir erzählen und Ihnen ſchildern, in welcher Unentſchiedenheit ich über meine Reiſe und deren Richtung bin; er wird Ihnen ſagen, was mich abhielt, Ihr freundliches Anerbieten, mich nach Prag zu begleiten, anzunehmen, indem ich Ihres Rathes ſehr bedarf. Jetzt iſt es zu ſpät, denn ich möchte ſo bald als möglich zu meinen Kindern kommen. Da indeß in dieſer Welt nichts ſicher iſt und ich an Widerwärtigkeiten gewöhnt bin, ſo rechne ich ſehr darauf, im Fall meine Ankunft in Prag wider meinen Willen verſpätet werden ſollte, Sie an dem Ort zu finden, wo ich mich aufhalten muß und von wo aus ich Ihnen ſchreiben werde. Wenn ich im Gegentheil zu meinem Sohn kommen ſollte, ſobald als ich es wünſche, ſo werden Sie am beſten wiſſen, ob Sie ſich dahin begeben ſollen.

„N. S. Die Nachrichten über die Begebniſſe in Prag ſind keineswegs geeignet, meinen Wunſch, dahin zu reiſen, zu verringern; ich bedarf indeß Ihres Rathes und bitte Sie, ſich ſogleich nach Venedig zu begeben, wo Sie entweder mich oder Briefe poste restante finden werden. Marie Caroline.“

Ich reiſte nach Venedig und von da nach Ferrara. Am 18. September, als ich von einem Spaziergang

in den Gasthof aux trois Couronnes zurückkehrte, fand ich die Straßen mit Volk angefüllt. Hundert Mann österreichscher und päpstlicher Truppen hatten den Gasthof besetzt. Das Officiercorps der Garnison, die Magistrate der Stadt, die Generäle erwarteten Madame, deren Ankunft ein Courrier mit den Farben Frankreichs verkündigt hatte. Treppe und Zimmer waren mit Blumen geschmückt, gewiß ein prächtiger Empfang für eine Verbannte.

Als die Wagen sich sehen ließen, wurden die Trommeln gerührt, die Regimentsmusik spielte und die Soldaten präsentirten das Gewehr. Die Herzogin hatte Mühe, im Gedränge auszusteigen. Ich eilte herbei und sie erkannte mich unter der Menge. Sie reichte mir die Hand und sagte: „Mein Sohn ist Ihr König, helfen Sie mir deßhalb durch die Menschen.“ Ich fand sie nicht sehr verändert, jedoch ein wenig mager geworden; sie kam mir vor wie ein sehr lebhaftes, junges Bürgermädchen.

Ich ging vor ihr her; sie gab Herrn v. Lucchesi den Arm; Frau v. Podenas folgte ihr. Unter dem Vivatruf des Volkes, unter Musik und Waffengeklirr erstiegen wir zwischen zwei Reihen Soldaten die Treppe. Man hielt mich für den Majordomus und ließ sich von mir der Mutter Heinrichs V. vorstellen.

Die Herzogin war von Palermo bis Ferrara auf

gleiche ehrenvolle Art empfangen worden, trotz der Noten von Louis Philipp, in denen Herr v. Broglie den Muth hatte, von dem Papste die Rücksendung der Proscribirten zu verlangen, worauf der Cardinal Bernetti antwortete: „Rom ist immer eine Zufluchtsstätte für gefallene Größen gewesen. Wenn in den letztvergangenen Zeiten die Familie Bonaparte bei dem Vater der Christen Aufnahme fand, so kann das Gastrecht der christlichen Familie des allerchristlichsten Königs nicht verweigert werden.“

Die Fürstin war indeß sehr auffallend in ihrem Erscheinen; sie trug ein eng anliegendes Kleid von grauer Leinwand und eine Art von Wittwenmütze auf dem Kopfe; sie sah aus wie ein Beguinenkind und schoß bald da- bald dorthin wie ein Maikäfer und lief unter den Neugierigen umher mit der höchsten Unüberlegtheit, wie sie die Wälder der Vendée durchlaufen hatte. Sie sah Niemanden an und erkannte Niemand; ich mußte sie von Zeit zu Zeit beim Kleide erfassen oder ihr in den Weg treten, um sie auf den österreichischen Commandanten, oder auf den Anführer der päpstlichen Truppen, oder andere angesehene Personen aufmerksam zu machen. Dann blieb sie stehen, sagte einige Worte auf Italienisch oder Französisch; sie sagte nicht immer, was sie hätte sagen sollen, doch sprach sie in aufrichtiger natürlicher Weise, so daß ihre wenigen freundlichen Worte

nicht mißfielen. Ihr Benehmen war seltsam und ich fühlte mich verlegen über ihr Erscheinen, obgleich ich keineswegs besorgt war über den Eindruck, den diese kleine, den Flammen und dem Kerker entronnene Frau hervorbringen mußte.

Plötzlich verschwand die Fürstin, indem sie mit dem Grafen Lucchesi sich zu Fuße nach der Loge des Tasso begab. Sie verstand sich auf Gefängnisse. Daß die Mutter des Erben des h. Ludwig, nachdem sie die Festung Blaye verlassen hatte, nichts aufsuchte als den Kerker eines Dichters, das muß als ein bedeutendes Ereigniß in der Geschichte der menschlichen Schicksale und des menschlichen Ruhms gelten.

Später ließ die Herzogin mich rufen; sie erwartete mich mit dem Grafen Lucchesi und Frau v. Podenas. Der Graf Lucchesi ist groß und brünett, sein Benehmen gegen die fürstliche Gemahlin war sehr gehalten und angemessen; er war weder demüthig noch anmaßend und sein Betragen hielt die Mitte zwischen der Autorität eines Gatten und der Unterwürfigkeit des Unterthans.

Sie sprach mir sogleich von Geschäften. Sie wollte nach Prag reisen, um die Majorennitätserklärung ihres Sohns zu erhalten; sie gedachte mich mitzunehmen. Ich hatte Mancherlei dagegen einzuwenden. Sie aber widerlegte meine Gründe; sie meinte, daß sie gar

keine Gewalt haben werde ohne mich, daß ihre Großeltern mich fürchteten. Herr und Frau v. St. Prieſt kamen hinzu und ſuchten mich zu bereden.

Die Herzogin war ſehr heiter und erzählte mir ihre Streitigkeiten mit dem General Bugeaud in Blaye auf ſehr amüſante Weiſe. Bugeaud hatte oft ihre politiſchen Anſichten angegriffen und war heftig geworden, Madame wurde noch heftiger und ſie hatten Beide wie zwei Adler geſchrieen, bis ſie ihm die Thüre wies. Sie konnte gar nicht aufhören, gegen Bugeaud zu reden.

„Wenn, ſagte Hr. v. St. Prieſt, Karl X. die Majorennitätserklärung verweigern ſollte, wäre es nicht gerathen, wenn Madame ſich eine Proclamation ihres Sohnes zu verſchaffen ſuchte? Und wie müßte dieſe Proclamation beſchaffen ſeyn? — Sie müßte in einer ſehr kurzen Erklärung beſtehen, antwortete ich, worin Heinrich gegen die Uſurpation Louis Philipps proteſtirte.“

Alles war bemüht, mich zur Reiſe nach Prag zu überreden. Frau v. St. Prieſt war am heftigſten in ihren Vorſtellungen, Frau v. Podenas hatte die Gewohnheit, ihre ſchönen Zähne zu zeigen, nicht verloren; ihre Ruhe war mitten in unſerer Aufregung ſehr bemerkbar.

Wir glichen eigentlich einer herumziehenden Truppe franzöſiſcher Schauſpieler, welche in Ferrara mit Er-

laubniß des Magiſtrats eine Comödie: Die flüchtige Fürſtin oder die verfolgte Mutter aufführen wollte.

Unter anderen Einwendungen machte ich auch die, daß ich keinen Paß hatte für Deutſchland. Die Herzogin wollte mich in ihrem Wagen über die öſterreichiſche Grenze führen, dann ſollte ich den meinigen wieder beſteigen und 36 Stunden früher als ſie in Prag eintreffen, um Karl X. einen Brief zu überreichen. „Verlaſſen Sie mich nicht," ſagte die Mutter Heinrichs V. zu mir und ich gab nach.

— — — — — — — — — —

In Prag angelangt, beſuchte ich ſogleich Frau v. Gontaut, welche ich unter Koffern und Kiſten fand; ſie warf ſich mir um den Hals und weinte, indem ſie ausrief: „Retten Sie uns!" Der Hradſchin war verödet, die hohen Herrſchaften waren abgereiſt.

Junge Franzoſen waren gekommen, um Heinrich V. zum Tage ſeiner Mündigwerdung zu gratuliren; über mehrere derſelben iſt ein Todesurtheil geſprochen, manche ſind in der Vendée verwundet worden, beinahe alle ſind arm und mußten auf gemeinſchaftliche Koſten reiſen, um den Ausdruck ihrer Treue nach Prag bringen zu können. Man verſicherte den jungen Männern, daß der König verreiſe und am 29. nicht mehr in Prag ſeyn werde. „Die Pferde ſind beſtellt, die königliche Fa-

milie packt ein. Wenn die Reisenden die Erlaubniß erhalten, in aller Eile ihren Glückwunsch darzubringen, hört man sie nur mit Besorgniß an. Man bietet ihnen nicht ein Glas Wasser, man ladet sie nicht an die Tafel des verwaisten Prinzen. Sie müssen im Gasthofe auf seine Gesundheit trinken; man sieht eine Handvoll Vendéer, wie man vor einigen Hundert Julihelden geflohen war."

Um diese Flucht zu entschuldigen, giebt man vor, der Herzogin von Berry entgegenzureisen und giebt derselben ein Rendezvous auf der Landstraße, um ihr im Geheimen ihre Kinder zu zeigen. Man behandelt sie wie eine Verbrecherin. Sie hat das Unrecht begangen, für Heinrich V. einen Titel zu beanspruchen. Um sich aus der einfachsten Stellung zu helfen, giebt man Oesterreich und Frankreich ein Schauspiel, welches ganz geeignet ist, die Legitimität ihren besten Freunden lästig zu machen und den Verläumdungen ihrer Feinde preiszugeben.

Die Dauphine fühlte, wie mangelhaft die Erziehung Heinrichs V. sei und weinte heiße Thränen. Anstatt den jungen Prinzen in der Schule des Unglücks durch Männer leiten zu lassen, welche der neuen Zeit angehören, hat man ihn im engen Familienkreise mit Greisen umgeben, welche am Kamin vergangene Jahrhunderte abspinnen und das Kind von Tagen unter-

halten, deren Sonne nicht mehr ſcheinen wird. Die Chronik von St. Denis wird für ihn in ein Ammenmärchen umgewandelt.

Die Dauphine forderte mich auf, mich nach Butſchirad zu begeben, einer dem Großherzog von Toscana gehörigen Villa, welche 6 Meilen von Prag entfernt iſt. Die öſterreichſchen Prinzen haben ihr Erbtheil in ihrem Vaterlande und ſind in Italien gleichſam nur Pächter. Die Villa iſt ſehr unſcheinbar und die Einrichtung iſt ein italieniſcher Unſinn im 50. Längengrade; große Säle ohne Oefen oder Kamine. Die Zimmer ſind kärglich eingerichtet mit den Möbeln von Holy-Rood. Der König hatte das Fieber und lag zu Bett, als ich ankam. Erſt am andern Morgen erhielt ich Audienz. Ich hatte eine Proclamation im Namen Heinrichs V. aufgeſetzt, worin er gegen Louis Philipps Uſurpation proteſtirte und ſeine Rechte in Frankreich beanſpruchte. Der König war mit dieſer Proclamation zufrieden, es ſchien ihm ſehr angemeſſen zu ſeyn, daß Heinrich V. allein zu unterſchreiben hatte und er ſelbſt auf keinerlei Weiſe compromittirt werde. Man begegnete mir außerordentlich höflich, meine Ankunft hatte allgemeine Beſorgniß erregt; man fürchtete den Bericht meiner Reiſe nach Paris, deshalb waren mir alle Aufmerkſamkeiten zugewendet, während man die jungen Franzoſen, welche mich hierher begleitet hatten, ſehr

vernachläſſigte. Sie trieben ſich auf den Treppen, in den Höfen und Vorſälen hungrig und durſtig umher, während die Bewohner Anſtalt machten, zu entfliehen. Man hörte Lachen und Aeußerungen der Ungeduld. Die öſterreichiſche Wache war verwundert über alle dieſe Männer mit Schnurrbärten und in Civilkleidung. Sie hielten dieſelben für verkleidete Soldaten, welche Böhmen überfallen wollten.

Während dieſer Unruhen außerhalb der Gemächer ſagte Karl X. geheimnißvoll zu mir: „Ich habe mich damit beſchäftigt, die Acten meiner Regierung in Ordnung zu bringen und Sie werden Herrn Villèle zum Collegen haben, wie Sie es wünſchten, desgleichen den Marquis Latour Maubourg und den Kanzler.“ Ich dankte dem Könige für dieſe Güte, indem ich die Illuſionen dieſer Welt bewundern mußte. Während die Geſellſchaft zuſammenſtürzt, Monarchieen zu Grunde gehen, die Oberfläche der Erde ſich erneut, organiſirt Karl X. im Einverſtändniſſe mit ſeinem Rathe in Prag eine Regierung für Frankreich!

Die Nonne von Toulouse [1]).

Frau v. Moudonville reiste so schnell, als man mit 6 Pferden zu reisen pflegt. Man hielt sie für eine Königin. Sie war aber mehr als Königin, sie war ein Eroberer! Wie lang erschien ihr der Weg. Sie berauschte sich schon im Voraus an ihrer künftigen Autorität. Sie nahm sich vor, dem Tyrannen der Gewissen kräftigen Widerstand zu leisten. Eine innere Stimme flüsterte ihr zu, daß sie bestimmt sei, eine große Rolle zu spielen; sie hoffte, einst dem König, diesem Nero von Port-Royal, sagen zu können, daß das Evangelium nicht unter seiner Botmäßigkeit stehe. In ihrem Reisewagen baute sie die kühnsten Luftschlösser voller Kämpfe, Rache und Empörung.

Ihre Hoffnungen wurden noch mehr gesteigert durch einen Brief des Abbé Ciron, welcher verkündigte, daß der Papst Alexander VII. die Constitutionen der Kindheit anerkannt habe; die Genehmigung des Königs hatte in Toulouse sehr gut gewirkt und das Parlament günstig gestimmt; schon hatten die besten Familien der Provinz den Ueberfluß ihrer jungen Mädchen dem neuen Institut anvertraut; man fühlte sich nur

---

1) Schluß. M. s. das vorige Heft dieser Zeitschrift Jahrgang 1850.

allzu glücklich, einen Mittelweg gefunden zu haben zwischen der Welt, welche nichts von ihr und dem Kloster, von dem sie nichts wissen wollte.

Als Frau v. Moudonville nach Toulouse kam, fand sie dort die Pest, welche zahlreiche Opfer hinwegraffte und die Stadt mit Schrecken und Grauen erfüllte. Die Mädchen der Kindheit benahmen sich bei dieser Gelegenheit kühn und muthig; sie scheuten unter Anleitung ihrer Oberin keine Gefahr und die allgemeine Anerkennung ihres Wirkens war bald zur höchsten Verehrung in Toulouse und in dessen Umgegend gestiegen.

— — — — — — — — — —

Frau v. Moudonville war jetzt Herrin des Schicksals, welches sie sich bereitet hatte und was sie nicht gewagt, in ihren Constitutionen auszusprechen, brachte sie in ihrer häuslichen, gegen jeden Tadel geschützten Festung in Ausführung. Sie war die absolute Königin dieses Hauses oder vielmehr des Palastes, den sie für sich eingerichtet hatte. Sie befahl und man gehorchte. Aemter, Beschäftigung, Ausgaben, Belohnungen, Strafen, Alles hing allein von ihrem Willen ab. Sowohl im Innern als nach Außen galt sie für die vornehme Dame mit dem bedeutenden Vermögen, welches sie gut anwendete. Ihr Haus war mit jenem Luxus eingerichtet, welcher mit dem guten Geschmack und der Kunst Hand

in Hand geht und da sie sich vorgenommen hatte, nicht der Mode zu folgen, so folgte die Mode ihr; die Frauen kleideten sich wie sie und die Männer ahmten ihren Wagen, das Geschirr ihrer Pferde, die einfache Livré ihrer Diener nach Sie blieb viel zu Hause; wenn aber irgend eine feierliche Gelegenheit ihren Ausgang erheischte, so erschien sie im höchsten Staat, umgeben von ihren Leuten, bald zu Wagen, bald in der Portechaise und Alles grüßte die große Aebtissin des Port-Royal von Toulouse, so nannte sie die Menge und erregte dadurch den Neid der eifersüchtigen Klöster. Es erhoben sich Stimmen gegen die stolze Frau und man erzählte Wunder von ihrer prachtvollen Einrichtung. Man begriff nicht, wozu in einem religiösen Hause die kostbaren Tapeten, der italienische Marmor, das Bild von Guerchin, die mit Gold und Edelsteinen geschmückten Vasen, die Rosenkränze aus Rom mit goldenen Medaillen dienen sollten.

Was sollte dort der schöne Christus auf silbernem Piedestal, welches in Florenz gearbeitet war? Sie hatte ihren Arzt, ihre Kapelle, ihren Almosenier, der auf dem mit ihrem Wappen verzierten Betschemel ihr seine Dienste weihte, während der Kaplan, der ihr die Messe las, sie beim Dominus vobiscum grüßte wie eine Prinzessin von königlichem Geblüt. Sie ging

noch weiter und wählte den Text, sie dictirte dem Prediger die Predigt; sie lehrte den von ihr gewählten Director, wie er dirigiren sollte, und wählte diese Directoren oft unter den wenigstens intelligenten amtlosen Geistlichen. Auch bestimmte sie die Bücher, welche man im Hause lesen durfte und wählte sogar von Papst und König verbotene und wegen ihrer Tendenz zu Empörung und Opposition von allen Parlamenten Frankreichs verdammte.

— — — — — — — — — —

Die Kirche von Frankreich hatte niemals vergessen, daß sie gegründet ward von so vielen berühmten Bischöfen, welche, nachdem sie die ersten Könige gesalbt und gekrönt hatten, sich selbst einen Antheil dieser Königswürde zueigneten. Die Bischöfe des feudalen Frankreichs hatten als Priester und große Gutsbesitzer in den Nationalversammlungen einen legitimen Einfluß erhalten. Sie waren die Richter der Könige vor dem Tribunal der Buße und machten oft Ansprüche, auch im Concilium deren Richter zu seyn. Die Krone, die sie zuerst im Namen Gottes verliehen hatten, gaben sie später im Namen des Volkes, dessen Repräsentanten sie waren, was durch Unwürdigkeit und Regierungsunfähigkeit mancher Fürsten gerechtfertigt wurde. Die Unternehmungen des römischen Hofes, die Eingriffe der geistlichen Tribunale in die bürgerliche Ge-

ſetzgebung, die Excommunicationen, welche der Vatican ſchleuderte, der Mißbrauch des Teſtamentes von Seiten der Beichtväter, das Ende der Welt, welches ſo oft verkündet wurde von der Kanzel der Wahrheit, die Förderung der Wiſſenſchaft, der Philoſophie; die Erziehung einer wißbegierigen Nation, die großen Staatsmänner, welche aus dem Schooß der Kirche hervorgingen, und ſo manche andere Thatſachen hatten das biſchöfliche Inſtitut in Frankreich zu einer Macht erhoben, vor welcher die größten Könige willig die Waffen ſtreckten. So hatten ſich mehrere Biſchöfe geweigert, das domine salvum für Heinrich IV. zu leſen und in Toulouſe hatte der Biſchof mit ſeinen Mönchen die Kirche verlaſſen, um den Hugenotten nicht zu proclamiren. Man hatte ſogar erlebt, daß ein Befehl des Parlaments von Paris nöthig war, um dem heiligen Ludwig den Königstitel in der Kirchenlitanei wieder zu verſchaffen.

Aus ſolchen Befehlen der Parlamente gegen die Autorität der Biſchöfe mußten natürlich manche bittere Rachgefühle entſtehen und Rom ergriff die Partei der Geiſtlichkeit, indem der Papſt alle Jahr in der Bulle In coena Domini, welche am heiligen Donnerstag abgeleſen wurde, die Proteſtationen der römiſchen Kirche gegen die Uebergriffe der Civilbehörden erneuerte. Dieſe Bulle enthielt eine Excommunication

derjenigen Richter, welche Bischöfe vor das Tribunal forderten, sowie gegen solche, welche Gesetze, Edicte u. s. w. gegen die Rechte des heiligen Stuhles ergehen ließen.

Selbst in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts ging die Opposition der Bischöfe gegen die Erlasse des Parlaments so weit, daß der Bischof von Cartres, als er verurtheilt ward, die in den Religionskriegen zerstörte Kirche wieder ausbessern zu lassen, zwei Räthe des Parlaments von Toulouse excommunicirte, welche dafür den Bischof zu einer Geldstrafe von 2000 Livres und seinem Erscheinen in Person verurtheilten. Darüber gab es viel Lärm und große Aufregung, die Einen proclamirten die Herrschaft des Papstes, die Andern fügten sich der Autorität des Parlaments und man vernahm die bedeutendsten und gelehrtesten Männer Frankreichs für und wider diesen Gegenstand. Unter die verschiedenen Anmaßungen der Herren Bischöfe gehörte auch die, daß in gewissen Fällen sie sich verheirathen dürften. Der Bischof von Aix, der in die schöne Francoise von Liaud verliebt war, heirathete dieselbe eines Tages nach einer Hochzeitsmesse, die er selbst gelesen hatte. Diese Begebenheit fand zahlreiche Apologisten unter den Doctoren, Theologen u. s. w. und es gab Bullen, Erlasse, Strafen und Excommunicationen. Alle unruhigen Geister, alle gesunden und

verdorbenen Imaginationen, alle Ehrgeizigen fanden Intereſſe und Beſchäftigungen in den Streitigkeiten der Kirche. Jacob Keller, Leonard d'Etampes, der berühmte Santarel, das Collegium Clermont, die Sorbonne nnd alle Univerſitäten Frankreichs, Vereine, Berathungen, Verſammlungen hielten Conferenzen für oder gegen die königliche Autorität, für oder gegen die irdiſche Macht des Papſtes; es erſchienen Reden, Predigten, Pamphlets, Diſſertationen, Schriften aller Art in franzöſiſcher, lateiniſcher und deutſcher Sprache und in allen Sacriſteien, Seminarien, Klöſtern gab es eine übermäßige Aufregung.

Mehr als alle anderen Provinzen betheiligte ſich Languedoc an dieſen Kämpfen und Streitigkeiten. Das Parlament war ſchroff in ſeinem Wollen, die Kirche eigenſinnig in ihrem Widerſtande. Wenn zum Beiſpiel der Biſchof von Narbonne und der Biſchof von Beziers von den Unterthanen des Königs Abgaben erhoben, ſo ſandte das Parlament ſogleich Commiſſarien, um trotz aller Gewaltthätigkeiten und Schmähungen die Beſchlüſſe zu conſtatiren. Bei ſolchen Gelegenheiten begannen die kaum beſchwichtigten Klagen von Neuem, man meinte, es ſei mit der Ehre des chriſtlichen Königsreichs vorbei, das Parlament habe die Kirche Jeſu Chriſti angegriffen und der König ward erſucht, dem Erzbiſchof von Narbonne Gerechtig-

keit widerfahren zu laſſen. „Wir würden uns ſonſt genöthigt ſehen, ſo ſtand in der Bittſchrift, die Peitſche zu ergreifen und die Kaufleute aus dem Tempel zu verjagen.“ Unter den Kaufleuten waren aber die Männer des Parlaments gemeint, und der König mußte die unverſchämte Epiſtel der biſchöflichen Leute gegen die Leute des Königs hinnehmen. Seine Majeſtät erinnerte ſich noch ſehr wohl, wie viel Mühe es ihm machte, den Kardinal von Retz zu verurtheilen, und wie ein einfacher Geiſtlicher von Paris von den berühmteſten Prälaten des Königreichs in ſeiner Auflehnung war beſtätigt worden! Endlich brachte der König Ludwig XIV. es ſo weit, den Biſchöfen ſeines Reichs auf unwiderrufliche Weiſe beweiſen zu können, daß ſie Biſchöfe durch des Königs Gnade ſeien, ebenſo gut als durch die Gnade des apoſtoliſchen Stuhls; und der Tag, an welchem ſolches geſchah, konnte zu den großen Eroberungen der Krone gezählt werden.

Bei ſolchen Streitigkeiten hätte man indeß meinen ſollen, daß das franzöſiſche Volk unter dem ſpartaniſchen Geſetze ſtände, wo Jeder in den Bürgerkriegen Partei für oder wider ergreifen mußte. Selbſt die Kirche verglich die Unparteiiſchen mit „ſtummen Hunden, welche man nicht einmal zum Bellen gebrauchen könne.“

In der Mitte ſeines Ruhms, ſeiner Rache und

seiner Liebe thronte der König über den Trümmern der Jacobiner und den Anmaßungen der französischen Bischöfe, als nach einem kurzen Frieden ein neues Gewitter ausbrach, dessen Folgen für Frau von Moudonville ruhmvoll und schrecklich zugleich waren, und hier finden wir Herrn von Ciron wieder.

Er liebte diese Frau mit aufrichtiger Hingebung und suchte ihr so gut als möglich die Rolle, die er ihr in den Kämpfen zugedacht hatte, zu erklären. „Jetzt, wo Sie berufen sind, sagte er, in den Kämpfen der Kirche eine Rolle zu übernehmen, jetzt sollen Sie erfahren, welche Rolle Herr Arnauld und ich Ihnen zugedacht haben. Wir kämpfen für die Freiheit des Gewissens, wir sind die natürlichen Verbündeten aller Märtyrer. Unsere natürlichen Feinde sind Alle, welche den Gesetzen des Jahrhunderts gehorchen und die ganze Gesellschaft Jesu. Theure Seele, die nicht gerettet seyn will! Ich liebte Sie zu sehr, um Sie dem Verderben zu entreißen, möchten Sie doch wenigstens mit Ehren zu Grunde gehen und Ihre ewige Verdammung mit der Dankbarkeit, Verachtung und Bewunderung jener Männer erkaufen, welche von Ihrem Muthe erbaut sind. Sie sind schön und stolz, Sie haben einen festen Willen und ich spreche hier weder als Priester, noch als Christ zu Ihnen, sondern als

der Liebende, der bereit ist, für Sie sein eigenes Seelenheil auf das Spiel zu setzen.“

Er mußte inne halten, denn seine Stimme erzitterte vor innerer Rührung.

„Hören Sie mich an, fuhr er nach einer Pause ruhiger fort. Es bereiten sich in der Kirche große Begebenheiten vor, und Sie müssen wissen, welche Partei Sie dabei mit Ehren ergreifen können... Unser König ist ein Despot und eifriger auf die Unterjochung der Seelen, als auf den Gehorsam seiner Unterthanen bedacht. Es handelt sich um eine geheime Verfolgung und die ausgezeichnetsten Männer unserer Kirche, die höchsten Tugenden werden an diesem Felsen des Stolzes scheitern. Sie wissen, was in diesem Augenblicke Hof und Stadt, Welt und Kirche, Ehrgeizige und Christen bewegt. Der König behauptet nämlich, er habe das Recht, über die Einkünfte der Bisthümer zu verfügen, während letztere unbesetzt sind, und dieselben nach eigener Wahl zu besetzen. Das wäre offenbar der Ruin der Kirche und gegen die Ehre der Bischöfe, welche zum Gegenstand des Hohnes herabsinken und keine Macht in den Provinzen mehr besitzen würden. Dieser König, der sich in seiner eigenen Eitelkeit berauscht, zeigt sich für die christliche Kirche grausamer als Bèze, Calvin und der Herr von Du Plessis in ihren Schriften. Er scheint nicht

zu wiſſen, daß Frömmigkeit und Gerechtigkeit die zwei ſtützenden Säulen ſeines Königreichs ſind. Die Güter und die Biſchofswürde, über die er verfügt, gehören zu den Freiheiten der Kirche, welche dieſelbe ſeit dem Entſtehen des Chriſtenthums beſaß und ſie ſeit dem Jahrhundert der Apoſtel genießt. Jetzt werden die legitimen Biſchöfe, die Kinder des himmliſchen Jeruſalem behandelt, als ſeien ſie die Nachkommen Hagars der Magd. Wer den Namen eines Biſchofs nennt, der weiß, daß ein Biſchof von Gott eingeſetzt iſt und wer an das Miniſterium von Gottes Königreich rührt, der rührt an das Princip des Königthums ſelbſt, denn das Princip iſt daſſelbe. So iſt denn von Neuem der Frieden des Königreichs erſchüttert und die Gewiſſen ſind abermals in Unruhe gebracht; es iſt die Thür geöffnet den grauſamſten Ungerechtigkeiten, wenn der allerchriſtliche König ſeine Autorität an die Stelle der Autorität ſeiner Concilien ſetzt, welche zu Karl des Großen Zeiten ſo mächtig waren. Was iſt aus den ehrwürdigen Paſtoren geworden, die der heilige Paulus als das Licht der Welt bezeichnete! Ihr ſeid die Götter dieſer Erde, ſprach er weiter. Und der heilige Lucas ſagte: Ihr ſeid nicht auf die Welt gekommen, um regiert zu werden, ſondern um zu regieren und der Herr ſelbſt ſagte: Wer Euch anhört, der hört mich. Jetzt hört man ſie aber

nicht mehr an! Ein ungerechtes Geſetz beraubt ſie ihres göttlichen Erbtheils. Die Regierung der Kirche wird vom König uſurpirt und die Biſchöfe befinden ſich in der Lage des Papſtes Liberius, als der Kaiſer ihm drei Tage Zeit gab, um über Anathaſius das Verdammungsurtheil zu ſprechen. Drei Tage, ſagte der Prieſter, werden mein Recht nicht in Ungerechtigkeit umwandeln, deßhalb ſchickt mich gleich in die Verbannung.“

Alſo ſprach der Abbé Ciron im kriegeriſchen Enthuſiasmus; er ſagte nicht und wußte vielleicht ſelbſt nicht, daß dieſe Streitfrage von den Ueberwundenen des Port-Royal aufgebracht war und daß dieſer Feuerbrand des Kirchenzwiſtes ſich an den Fackeln entzündete, welche die berühmte Abtei eingeäſchert hatten. In ſeinem Eifer für die Aufrechthaltung der alten canoniſchen Wahlen wollte er nicht die Vertheidiger der Krone hören, die ſehr gute Gründe für das Verfahren des Königs anzuführen wußten. Die Einſetzung der Biſchöfe in Frankreich hatte von jeher vom König abgehangen; dieſes königliche Recht exiſtirte ſeit dem Concilium von Orleans zu Chlodowigs Zeiten, dem das Recht der Wahl und Ernennung, ſowie noch manche andere Privilegien zuerkannt wurden, als Belohnung für die Niederlage Alarichs, des Königs der ketzeriſchen Viſigothen. Dieſes Recht war auf Karl den Großen

und seine Nachfolger übertragen worden, weil er die Arianer vernichtet hatte und ward erneuert in der Person Karls des Kahlen: „Daß solches zu der Krone von Frankreich gehörige Recht dem König die Verfügung der leeren Bisthümer verleiht, wie der Gerichtsherr über den Besitz seines Vasallen verfügen kann, bis derselbe ihm Treue geschworen hat." Hatte doch der König Karl VI. in einem Provinzialcollegium beschlossen, daß man keine gegen königliche Rechte gerichtete päpstliche Bullen annehmen solle: „Daß die Einsammlung der Benefizien, trotz aller Hindernisse des römischen Hofes, ihren Fortgang nehmen werde." Das waren die Antworten auf die Klagen der Kirche, und als die Bischöfe auf ihrer Ansicht bestanden und die kühnsten sagten: Wehe dem, der sich auf die Könige von Syrien verläßt, anstatt auf Gott zu vertrauen! verdoppelte der Hof, umringt von den Juristen und Geschichtsschreibern des Königreichs, seine Gründe und Argumente. „Nicht umsonst trägt Frankreich die Lilien, worauf der Sohn des himmlischen Vaters ausgeruht hat, und deßhalb ist es frei geblieben gegenüber den legitimen Bischöfen."

Es gehörte sogar zu den Privilegien des Parlaments von Paris, wenn eine Bulle des Papstes nicht ganz in dem bescheidenen Ton der alten Päpste geschrieben war, dem König Vorstellungen darüber zu

machen. Jacob Capel, Rath und Advocat des Königs, nennt in seinen Memoiren an den allerchristlichsten König den König „seinen souveränen Herrn", weil derselbe Kaiser ist in seinem Königreich, weil er die Krone unmittelbar von Gott erhalten hat, weil dem König Schutz, Wohnung und Erhaltung der Güter und Freiheiten der Kirche obliegt, weil vom König der friedliche Zustand, die Integrität, die Ordnung und die Ehrbarkeit der Kirche abhängt! „Und der Advocat begründet diese Thesen: 1) auf alle französische Chroniken in der Abtei St. Victor; 2) auf die Observanz unter Ludwig dem Heiligen und Karl dem Großen; 3) auf Befehle und Erlasse Philipps des Schönen und Karls IX., welche Frankreich als ein freies Land, das Niemanden Gehorsam schuldet, bezeichnen." Andere sagten: „Wie Gott von Natur der erste König und Fürst ist, so ist es der König durch Erschaffung und Nachahmung. Hat der Sohn Gottes sich nicht auf die Register des Kaisers Augustus schreiben lassen, als der Kaiser die Zählung der Menschen in der ganzen Welt befahl?" — Solches waren die Gründe und Plaidoyers, solches die Motive, und als der König sich genug vertheidigt hatte, machte er ein Gesetz mit einer Vorrede und diese sollte seine Rechtfertigung, so zu sagen die Sicherheitswache seiner Ehre seyn.

Man mußte gehorchen und man gehorchte auch. Die Biſchöfe ergaben ſich in das Unvermeidliche und, wie die Oppoſition ſagte: „Die Kirche Frankreichs ermordete ſich mit ihrem eigenen Meſſer.“ Kaum daß ſich in dieſer allgemeinen Niederlage einige Männer fanden, welche kühn genug waren, die Enthauptung des franzöſiſchen Bisthums nicht zu unterzeichnen.

Heinrich Arnauld, der Biſchof von Angers, war einer der Erſten, welche proteſtirten und dem Beiſpiele dieſes großen Biſchofs folgten noch ſieben andere. Die Biſchöfe von Amiens, Soiſſons, Tulle, Troyes, Rochelle waren vorſichtiger als dieſe und flüchteten ſich in ein achtungsvolles Schweigen, um den Schwachen nicht Aergerniß zu geben und die Starken nicht zu reizen. Dieſe Lehre „des achtungsvollen Schweigens“ war damals noch neu und beſtand darin, nichts zu antworten, nichts einzuwenden, aber auch nichts zu billigen. Es war eine Unterwerfung, jedoch eine gezwungene, ein ſtummer Vorſatz, beim künftigen Concilium zu appelliren.

Niemand wird bezweifeln, daß die Biſchöfe das Recht hatten, mit jener traurigen Reſignation zu gehorchen. So groß war jedoch die königliche Autorität, daß das „achtungsvolle Schweigen“ als Verbrechen gedeutet ward. Es fanden ſich Caſuiſten, welche behaupteten, daß nichts der Art in der heiligen Schrift

angegeben sei, und daß ein solcher strafbarer Gehorsam den Pflichten der Bischöfe zuwiderlaufe, indem dieselben ihrer Herde, selbst auf Gefahr ihres eigenen Lebens, eine gute Nahrung geben und ohne Trug und voller Wahrheit, fern von Lüge und Lauheit, zu ihnen sprechen müßten. Umsonst antworteten die Bischöfe des „achtungsvollen Schweigens", indem sie des Beispiels Jesu gedachten, umsonst sprachen sie von der Unschuld der Taube, vereint mit der Klugheit der Schlange, und führten Gleichnisse und Prophezeiungen des alten und des neuen Testaments zu ihrer Rechtfertigung an. „Eure Antwort, sagte man ihnen im Namen des Königs, entscheidet nichts und überläßt es einem Jeden, Euer Schweigen nach Belieben zu deuten; auf diese Weise fördert Ihr selbst die Trennung in der Kirche, die Ihr vorgebt, vermeiden zu wollen. Und somit wurden alle Bischöfe „des achtungsvollen Schweigens" angeklagt und überführt: an die Stelle der unfehlbar unveränderlichen göttlichen Wahrheit irgend eine der Veränderung und Deutung unterworfene Fiction gesetzt zu haben.

Diese Ansicht der Krone war gewissermaßen auf die Ansicht zweier großen Bischöfe der Kirche, Francois Bavillon, Bischof von Alet und Francois Caulet, Bischof von Pamiers, gegründet, zwei in der ganzen Christenheit berühmte Doctoren. Diese beiden Män-

ner, welche groß waren durch alle biſchöflichen Tugenden, meinten, nachdem ſie reiflich über die Vorſichtsmaßregel „des achtungsvollen Schweigens“ nachgedacht hatten, daß ſolches nicht zur Wahrung des Gewiſſens genüge, daß dieſer Ausweg zu ſehr der falſchen Deutung unterworfen ſei und daß man beſſer thäte, wenn man der ganzen Kirche gegenüber ſeine ganze Meinungsanſicht über die Tyrannei herausſage. „Es iſt, ſagten ſie, unſere Pflicht, als Chriſten und als Biſchöfe uns frei in Glaubensſachen auszuſprechen und mit feſter Hand die Fackel der Wahrheit zu halten, um die uns drohende Nacht zu erhellen.“ Alſo ſprachen die beiden Greiſe, und man hätte meinen ſollen, daß ein ſtrenges, mit guten Thaten erfülltes Leben, 38 Jahre biſchöflichen Wirkens und die Gebrechlichkeit des Alters ſie ſchützen werde gegen die Gewaltthätigkeiten der Königsmacht. — Aber nein! man überhäufte ſie mit Demüthigungen und Beleidigungen, man ſetzte ihre Kaplane ab und exilirte ihre Anhänger, man nahm ihnen ihre zeitlichen Güter und beſetzte die frei gewordenen Stiftsherrenſtellen; und dieſe zwei Helden ſtanden auf den Trümmern ihrer Kirche und prieſen Gott, der ihnen ſolchen Muth verliehen hatte. Der Erzbiſchof von Toulouſe zeigte ſich in dieſem Streite unerbittlich, und als der Biſchof von Pamiers einen ſeiner Schreiber nicht hatte anerkennen

wollen, excommunicirte er denſelben und Herr von Ciron, der dem heiligen excommunicirten Biſchof beiſtand, ward des Nachts ergriffen und außerhalb des Königreichs geführt mit dem Befehl, bei Todesſtrafe daſſelbe nicht wieder zu betreten. Hierauf erhoben ſich der Pater Cerle und der Pater Aubaredes wie zwei Löwen aus dem Stamm Juda und zerriſſen an den Thoren der Hauptſtadt die ungerechte Excommunication, worauf man ſie der Rebellion anklagte und ſie zum Tode verurtheilte. Endlich trieb der Erzbiſchof von Paris die Sache ſo weit, daß er ſich ſogar gegen den Papſt wendete und dem König rieth, deſſen Breviere prüfen zu laſſen, da er in denſelben Beeinträchtigungen der königlichen Würde zu entdecken meinte. Wirklich wurde nicht auf den Papſt gehört und die vom Erzbiſchof von Toulouſe ausgegangene Excommunication, welche der Vatican aufhob, dennoch vom Verſailler Hof aufrecht erhalten. Verbannung, Confiscation, Gefängniß wurden angewendet. Wir aber, die wir ſo fern gerückt ſind jener Zeit, wir wollen die vergeſſenen Namen der tapfern Streiter verherrlichen. Sie haben muthig gekämpft für die Wahrheit, ſie ſind geſtorben mit Vertrauen auf Gott und indem ſie von ewigem Ruhm träumten. „Die Thaten der Fürſten, ſagten ſie, und die verſchiedenen Ereigniſſe der Königreiche ſind nichts; es iſt viel eh-

renvoller für die künftigen Geſchichtſchreiber, die Geſchichte der Kirche und des Reichs Jeſu Chriſti aufzuzeichnen.“ In ihrem chriſtlichen Stolz hielten ſie es für angemeſſen, in der Geſchichte die Völkerſchaften als Nebenſache zu behandeln, um den Kämpfern für das Evangelium alle Kräfte zuzuwenden. So haben ſie ſelbſt die Geſchichte geſchrieben. Frau Guyon beſchäftigte ſie mehr als Frau von Maintenon. Boſſuet und Fenélon erſchienen ihnen in ihren Kämpfen wichtiger, als alle Schlachten des großen Condé und des Herrn von Turenne. Das eroberte Flandern, der befreite Rhein, die gedemüthigten Pyrenäen, die Vereinigung der ſpaniſchen Krone mit der Krone Frankreichs waren ihrer Anſicht nach weniger merkwürdig, als die fünf Propoſitionen, die Bulle Unigenitus und die Regeln. Darin lobten ſie, darin ſuchten ſie ihren Ruhm. Befragt man einen dieſer Armee von Doctoren, er wird ſogleich ſagen, wo jenes Recht beginnt und wo es aufhört. Durch welche Geſetze, Gebräuche und Sitten die Kirche von Languedoc den Officianten des Königs entrückt iſt; ſie werden zu Gunſten ihrer canoniſchen Privilegien Karl VI., Karl VII., Ludwig IX. und Ludwig XII. anführen. Solches ſtand wenigſtens in dem Briefe des Biſchofs von Alet, in jenem Briefe an den König, welchen das Parlament

der Gerechtigkeit übergab und welcher ein Meisterwerk an Logik, Eloquenz und Verstand ist.

Aber ach! der Schlag war geführt, das Urtheil gesprochen. Die Bisthümer beweinten trauernd ihre gefangenen Bischöfe. Die Kirche von Toulouse beweinte den verbannten Ciron, während die Vorsteherin der Kindheit von nun an ihrem eigenen Rathe überlassen war und sich überlegte, von welcher Seite wohl die Strafe und die Rache für so viel Ungerechtigkeit kommen werde? Allein in ihrem stillen Hause gedachte sie der vertriebenen Bischöfe, der eingekerkerten Christen, der ewigen Verbannungen, der tieftrauernden Bisthümer, des Papstes, welcher sich dem Eingriffe des Königs nicht zu widersetzen wagte, und der weltlichen Richter in den kirchlichen Angelegenheiten.

Die ganze Welt sah mit Erstaunen den beinahe unglaublichen, ungewöhnlichen Uebergriffen zu und begriff nicht, wie der älteste Sohn der Kirche die heiligen Bande zerreißen könne, welche alle Bischöfe der ganzen Welt in derselben Bischofswürde vereinte.

Es war in dieser Angelegenheit bis zu der höchsten Aufregung gekommen, als mitten in dieser Stadt, in dieser von Leidenschaften, Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten erfüllten Provinz ein Unheil sich niederließ, welches schlimmer war als die Landplage der ägyptischen Heuschrecken. Es erschien nämlich eine

Unmasse von Büchern, Broschüren, fliegenden Blättern, von denen man nicht wußte, woher sie kamen und welche so schändlichen Inhalts, so abscheulich in ihrer Form waren, ein so bitteres Salz, ein so verderbliches Gift mit sich führten, daß im ersten Augenblicke das Publicum vor Schreck darüber erstarrte. Die Vorübergehenden wagten es kaum, diese Ketzereien, welche sie am Wege fanden, aufzuheben und unter dem Mantel nach Hause zu tragen, um sie im Stillen bei verschlossenen Thüren zu lesen und den Aufruf zu Haß, Rache und zu politischen und religiösen Leidenschaften daraus zu schöpfen. Frankreich gleicht einem Felde, welches gute und schlechte Früchte hervorbringen kann, und hegte von jeher Männer, welche frei ihre Meinung äußerten über alle Dinge. Man würde sich demnach wenig um jene Auswüchse der Literatur gekümmert haben, wären sie nicht in einer so ungeheuern, beinahe an ein Wunder grenzenden Masse ins Publicum geschleudert worden. Der Verlust des Kopfes oder ewiger Kerker drohte demjenigen, welcher bei Vertheilung dieser die irdische und die göttliche Majestät schmähenden Schriften ertappt wurde. Das gedruckte Papier gehörte zu den größten Schreckniſſen des Königs und der Justiz. Dafür war keine Strafe schrecklich, kein Kerker tief genug. Doch selbst die Härte der Strafen schien den Eifer und den Muth

der unsichtbaren Verfasser jenes Pamphlets nur noch mehr anzufachen. Jeder Tag brachte der erschrockenen Stadt eine neue Protestation, welche zu Gunsten der Opfer der Regale täglich heftiger wurden.

Diese entsetzlichen Pamphlets sprachen im Namen der Kirche Frankreichs, im Namen der Wahrheit, der beleidigten Gerechtigkeit! Sie sprachen im Namen der Pastoren, Doctoren, Bischöfe, Priester, Mönche, im Namen so vieler Verfolgten und grausam Mißhandelten, an Freiheit und Privilegien, an Leben und Vermögen Beeinträchtigten, ohne irgend eine Form der Gerichtspflege Gekränkten. „Was sollte aus der Herde Jesu Christi werden, wenn man sie den Wölfen des Pater Lachaise überließ? — Weiß der König von Frankreich nicht, daß er den künftigen Jahrhunderten und bei allen Nationen als der feigste und gefühllosseste Verfolger gelten wird?" Oder man wendete sich an alle gläubigen Christen, man rief sie um Hülfe und Beistand an für die edlen Männer, welche der Wuth der Richter und königlichen Satelliten verfallen waren. „Fand denn die Bischofswürde in Frankreich keine Sympathie? — Sind denn die Versammlungen der Geistlichkeit nur ein leeres Spiel, ihre Entscheidungen keine Bollwerke mehr? — Was thatet Ihr, Ihr Christen mit dem Bischof von Pamiers? In welchen Abgrund stürztet Ihr durch Euere Gleichgültigkeit den

Biſchof von Alet? Wie kam es doch, daß Ihr nicht gleich in den erſten Tagen das verbrecheriſche Zuſammenwirken des Erzbiſchofs von Toulouſe, des Pater Lachaiſe und der Jeſuiten erkanntet? O Ihr thörichten Chriſten, die Ihr das Haupt beugt unter den lettres de cachet von Verſailles, die Ihr es duldet, daß der Pater Cerle und der Pater Aubaredes zum Tode verurtheilt wurden, die Ihr Herrn von Ciron in die Verbannung reiſen ließet! Wurde nicht der gelehrte Theologe von der Kathedrale zu Leez in Ketten durch Euere Stadt nach dem ewigen Gefängniß abgeführt, ohne daß Ihr ſeine Ketten brachet. Ich ſage es Euch, noch niemals iſt die Kirche auf grauſamere Weiſe verfolgt worden. O Ihr feigen Chriſten, Ihr Vatermörder, Ihr Undankbaren!"

Ein anderes Mal wurde Herr von Joucaut, der Interimsintendant der Provinz, in einem ſolchen Pamphlet angegriffen. Endlich wendete ſich dieſe Literatur direct gegen die Rechte der Krone. „Seht Ihr, ſo hieß es, dieſen unwiſſenden König, der ſich bewaffnet mit dem Eifer der Religion. O Schmach! er benimmt ſich wie Luther! er ſpricht wie ein Theologe von Brabant! Er hat das Gewiſſen erniedrigt und es den Jeſuiten zu Füßen gelegt, jenen Heuchlern, welche Zwietracht ſäen, jenem Fluch der Chriſtenheit. — Aber großer Gott, wer kann dem barbariſchen Stolz und

dem Krebsschaden dieser Leute Einhalt thun, welche schwelgen in den Schätzen des Orients und Occidents!" Also lauteten die Vorwürfe und Angriffe, womit Niemand verschont ward. Diese Schriften führten den wahren Styl des Pamphlets, ohne Gesetz, Ordnung und Zügel, doch mit der Energie der Leidenschaft und der wilden Logik des Zorns. Man nannte das „die Rede würzen mit evangelischen Senfkörnern." Propheten und Dämonen, Apostel und Philosophen, Jesus Christus und Jupiter wurden darin angerufen. Man schüttete den Becher der Circe aus in die Abgründe von Feuer und Schwefel, man mischte Schlangen, Ströme und Rauch, Flüche und Gotteslästerungen unter einander. Man rief das Wehe ewiger Schmach über die Kinder der Väter, über vergangene und kommende Geschlechter. Das Pamphlet schmiedete Waffen aus allen Dingen, aus dem Gerechten und Ungerechten, aus dem Heiligen und aus dem Profanen. Es entlieh Stellen dem Cicero und der Bibel, es bediente sich aller Art von phantastischen Wendungen und, um uns seiner eigenen Sprache zu bedienen, es bildete „eine sublime Rhetorik von blutiger Schönheit."

Dieser unvorhergesehene, unerhörte, unglaubliche Angriff versetzte die Kirche und das Parlament von Toulouse, das obere und das niedere Languedoc in Schrecken und Furcht. Wer waren die Verfasser, wer

die Herausgeber dieſer ſchändlichen Bücher? Wer hatte die franzöſiſche Sprache in Gift und Dolch gegen den König verwandelt? Wer hatte es gewagt, ſich auf dem Thron der königlichen Majeſtät niederzulaſſen und den Mund eines ganzen Volks mit Schmähungen anzufüllen? Alle Kräfte von Languedoc, die ganze Intelligenz der Gerichtspflege, die ganze Thätigkeit der Polizei wurden in Bewegung geſetzt, jene geheimnißvolle Gottloſigkeit aufzuſpüren und zu beſtrafen. Vergebens forſchte man an den Grenzen von Spanien, England und Holland. Nichts vermochte die Spur jener Verſchwörung zu enthüllen und die ohnmächtige Gerechtigkeit ſah ſich genöthigt, den Katalog der verbotenen Bücher, von denen man die Oberfläche der Erde reinigen müſſe, ins Ungeheuere zu vergrößern.

— — — — — — — — — —

Die königliche Autorität, welche nicht einen Augenblick geſchlummert hat in dieſer langen Regierung, hatte ſchon längſt die traurigen Zuſtände der Provinz Languedoc erkannt. Ludwig XIV. wachte. Dieſe mit allen Kränzen des Siegers und der Jugend der Liebe und der Rache gekrönte Stirn beherbergte einen ungeheuren Ehrgeiz, einen Ehrgeiz à la Richelieu; er wollte das Königreich des allerchriſtlichſten Königs zur Einheit des Glaubens zurückbringen. Wie man ſagt: Richelieu habe la Rochelle 10 Jahre früher in Gedanken, als

in der Wirklichkeit eingenommen, so kann man auch sagen, daß Ludwig XIV. schon 10 Jahre voraus in seinem königlichen Gewissen, nicht in seinem christlichen, die Zurücknahme des Edicts von Nantes beschlossen habe. Diese Zurücknahme wurde an jenem Tage beschlossen, wo der junge König in der Geschichte seines Urgroßvaters, Heinrichs IV., erkannte, welche Fortschritte diese aus Deutschland gekommene, mit Schwert und dem Evangelium bewaffnete Revolution, unter Oppositionen, Bürgerkriegen u. s. w. in Frankreich gemacht hatte. Wenn die Verbrechen der Bartholomäusnacht auch auf der Ehre Frankreichs lasteten, so konnte der absolute König das laute Rufen der Hugenotten nach Republik und Jacob Clements, sowie Ravaillacs Dolche dagegen aufrechnen. Man bedenke auch das Unglück dieser Nation, welche seit einem halben Jahrhundert sich mit eigenen Händen um der Religion willen mordete. Der französische Geist, anstatt zur Kunst und Poesie, zu den Meisterwerken, welche große Jahrhunderte zu heiligen pflegen, zu gelangen, ward in seinem Schwung aufgehalten durch den ruhmlosen Antheil, den er an Haß und Gewaltthätigkeiten der Religionsstreitigkeiten nehmen mußte.

Man denke sich auch, welchen Eindruck diese neuen Zustände in Frankreich hervorbringen mußten. Ein katholisches Volk sah sich plötzlich mit neuen Lehren, die

lawinenartig von Deutschland herüberkamen, überschwemmt. Die Menschen der Christenheit sahen sich gewaltsam von der heiligen Tradition, die seit funfzehnhundert Jahren die römische Kirche mit der Lehre der Apostel verband, losgerissen. In allen Theilen Frankreichs bildeten sich Versammlungen, von denen man früher nichts gewußt hatte. Da hörte man von Synoden, Consistorien, Predigten, von Lutheranern, Calvinisten, von Schülern des Zwingli und von Kindern des Melanchton. Selbst wenn die Waffen ruhen und die Fackeln auslöschen, ist keine Ruhe im Lande. In den Kämpfen des geschriebenen und gesprochenen Wortes sucht man sich gegenseitig an Heftigkeit zu übertreffen. Aubigné und der Präsident von Thou, Erasmus, und Theodor von Bèze, Johann de la Place und Arnaud von Montbrun, die Professoren von Genf und die Minister von Frankreich, Melanchton und Wilhelm von Bellay, der Herr von Roue und Daniel Charmier, die Synoden von Gap, von Gasties, von St. Maicent und die Meister des Colloque von Poissy, Charenton und die Universität, die christlichen Prinzen und die Landgrafen, die Conferenz von Fontainebleau und der Reichstag zu Worms, die Unternehmung von Amboise, die Metzelei von Vassy und die theologischen Kämpfe in der Provence, in Lion, in der Dauphiné, überall; dazu kamen noch die kleinen Provinzialland-

tage und die Generalstaaten von Orleans, die Republik Holland und das Königreich England, die Puritaner und der Krieg über die Sacramente; der Kurfürst von Sachsen und der Kaiser. Von allen Seiten Unordnung und Verwirrung. Könige legen den Zepter bei Seite und greifen zur Feder, um den Schullehrern zu antworten. In den Familien herrscht Zwist wie in den Königreichen. Gallien und Italien werden von den Niederlanden und von Straßburg her mit Katechismen überschwemmt. Frauen, Fürstinnen, Königinnen würzen die theologischen Interessen mit weltlichen Angelegenheiten; Comödien, Epigramme, Lieder tragen Spuren davon; die Studenten, welche immer bereit sind zur Empörung, nehmen ebenfalls Antheil. Außerhalb der aufgeregten Städte lehnen sich die Landleute gegen ihre Herren auf; die Hütte schleudert den Feuerbrand in das Schloß; der Tempel stößt die Kirche nieder und die Kirche zerstört den Tempel. Hunderttausend Stimmen erheben sich lärmend und erklären die Messe für eine Comödie, das Fegefeuer für einen Betrug, die Hostie für ein Stück Brod, sie bezeichnen die Anbetung als Abgötterei, nennen den Papst einen Antichristen, die Theologen Sophisten, die Cardinäle und Bischöfe Priester des Baal und die Mönche Heuschrecken. Und alle diese Dinge wurden dem Volke gesagt; sie wurden niedergeschrieben, nicht

in der Sprache der Gelehrten, ſondern in der gewöhnlichen Sprache, wie ſie geſprochen wird in den Städten und Dörfern. Clement Marot ſchrieb Sieges- und Empörungslieder für die neue Kirche. Deutſche Muſiker ſetzten ſie in Muſik, und dieſe ernſten Geſänge wurden Säulen der proteſtantiſchen Religion.

Die ſüdlichen Provinzen wurden zuerſt vom Religionsfeuer ergriffen. Die erſte geregelte Verſammlung der Proteſtanten hatte am Ufer der Dürance Statt gehabt, wo die ſechzig Kirchen von den heftigſten und klügſten Deputirten repräſentirt wurden. Die Dauphiné hatte dieſem Beiſpiel der Rebellion gefolgt und Valencia war eine Art von Hauptſtadt geworden, wo die Hugenotten ſich verſchanzt hielten. Als ihre eigenen Herren waren ſie von Reformen zu Reformen geſchritten, hatten Litaneien, Kirchengebete, Feſte und Heilige abgeſchafft; die Maske mußte fallen mit der kirchlichen Polizei und Kirchengeräthe, Bilder, Altäre, Kerzen, Orgeln, Kleidung der Geiſtlichen, Weihrauchkeſſel und Proceſſionen verſchwanden. Man ging immer weiter; die Einen leugneten die Wunder, die Andern ſtellten die eigene Vernunft höher als die Eingebung des heiligen Geiſtes und vernichteten auf dieſe Weiſe die berühmteſten Aufſtellungen der orthodoxen Doctoren verſchiedener Länder: des h. Irenäus, des h. Athanaſius und noch vieler Anderer; alle Väter, alle

Concilien, alle Verſprechungen Gottes an ſeine Kirche, Alles iſt vernichtet. Endlich als dieſe Reform nicht mehr als Empörung, ſondern als Partei auftrat, fügten die Hugenotten ihre Drohungen zu denen der Kirche, ſie verlangten feſte Plätze, Richter, Gouverneurs von ihrer Religion, ſie erfüllten mit ihrem Geſchrei die politiſchen Verſammlungen und wollten die Generalverſammlungen beherrſchen. Ihre Proceduren waren ebenſo ſehr gegen die königliche Majeſtät gerichtet, als gegen das himmliſche Reich; es war ein Chriſtenthum voll Leidenſchaft und Widerſpruch; Altar erhob ſich gegen Altar, und der König oder Prieſter, welcher alle dieſe verſchiedenen Willensmeinungen unter einem Haupt und unter einer Kirche vereinigt hätte, würde ein großes Werk vollbracht und ſich als ein wirklicher von Gott geſendeter erwieſen haben.

Solches war das Streben Ludwigs XIV. Da er die ganze Verantwortlichkeit, die ganze Schmach dieſer Thaten auf ſich nahm, ſo muß man ihm auch den Muth des Unternehmens zugeſtehen. Als Erbe dieſer langen Streitigkeiten hatte er erkannt, daß die Majeſtät der Krone nicht dabei gewinnen könne und wollte ihnen ein Ende machen. Er dachte darüber des Nachts, er träumte oft davon des Tages. Je größer und allmächtiger er ſich fühlte, um ſo weniger konnte er Hinderniſſe erblicken. Er kannte beſſer als irgend Jemand

in ſeinem Miniſterrath alle Geſetze, Edicte, Beſchlüſſe, Tractate, Friedensſchlüſſe und Duldungen, welche dem Edict von Nantes vorausgegangen und gefolgt waren. Er wußte, wie ſehr jenes Edict dem katholiſchen Frankreich mißfallen hatte und noch mißfiel und wie ſehr es die Proteſtanten aufreizte und zu Hoffnungen und Anſprüchen ermunterte. Er kannte auch den Widerwillen der Parlamente, den Kummer der Biſchöfe und die Reue Heinrichs IV., welcher ſeine Majeſtät durch die Anſprüche ſeiner alten Partei beeinträchtigt ſah. Endlich war er in der Anſicht erzogen und beſtätigt, daß der Proteſtantismus eine ſchlechte, ungerechte, zu Gewaltthätigkeit neigende, dem Gehorſam fremde Religion ſei, welche nur Gefahren bringen könne, indem ſie die der Nothwendigkeit und den Umſtänden abgedrungenen Edicte und Freiheiten mißbrauchte. Er zählte fünfhundert Kirchen, die man zerſtören, fünf Provinzen, die man zügeln müſſe. Er ſagte zu ſich ſelbſt, daß das einmal begonnene Unternehmen auch bis zu Ende durchgeführt werden müſſe; deßhalb beſann er ſich noch und ſelbſt in ſeinen Gefängen, ſelbſt zu den Füßen ſeiner Geliebten ſeufzte er, indem er gedachte, daß er nicht alleiniger Herr in ſeinem Königreich ſei, ſondern unter ſeinen Unterthanen einen große Menge zähle, die nicht mit ihrem König in denſelben Himmel kommen wollte.

Digitized by Google

Wir gelangen nun zu dem Moment, wo die Aufhebung des Edicts von Nantes im Gewiſſensrath und ſogar in dem Staatsrath beſchloſſen iſt. Alles war zu dem furchtbaren Unternehmen vorbereitet, und der König hatte zur Ausführung ſeines Willens kein beſſeres Werkzeug als Herrn Lamoignon von Basville finden können, den er mit allen Vorſichtsmaßregeln des Geheimniſſes zum Intendanten der Polizei, der Gerichtspflege und der Finanzen ſeiner Provinz Languedoc ernannte.

Zweiunddreißig Jahre lang war Herr v. Basville Kerkermeiſter und Henker der armen Provinz und hat dort mit ungezügelter Tyrannei gewüthet. Er erfuhr Alles, was er wiſſen wollte, ſein Auge überwachte Schulen, Kirchen, Hütten, Schlöſſer, zufällige Zuſammenkünfte und Verſammlungen, die Concilien in den Steinbrüchen von Mus, in den Ruinen von Nimes, im Wald von Uſez und in den Thälern von Vigan. Als unermüdlicher Arbeiter kannte er weder Schlaf noch Ruhe, wenn es galt, den verlorenen Pfad unter den Fallſtricken für die Gewiſſensfreiheit herauszufinden. Spionirung, Verdacht, Entdeckung waren die grauſamen Vorläufer der letzten Grauſamkeiten. — Allen Geſetzen war Einhalt geſchehen, der Handel war geſtört, Alles in Verzweiflung. Die Neubekehrten, gewöhnlich ehrloſe, verſchuldete Menſchen, wurden von Schulden

und Abgaben befreit und als Universalerben ihrer nicht bekehrten Familien erklärt, während in ihrem Glauben beharrende Protestanten verfolgt und dem Elend preisgegeben wurden.

Den Unglücklichen gab man Dragoner als Gäste, unersättliche Huissiers statt der Steuereinnehmer und setzte ihnen ihre früheren Glaubensgenossen als Richter ein. Ihre legitimen Frauen wurden für Concubinen, ihre Kinder für Bastarde erklärt. Der fürchterliche Gouverneur hatte sich ausgedacht, daß ihre Kinder mit sieben Jahren schon klug genug wären, um zur katholischen Religion überzutreten, während der Katholik niemals reif befunden ward, um über den Glauben zu sprechen. Wer einen Augenblick Luther höher stellte als den h. Paulus, wurde auf ewig zu den Galeeren verurtheilt. Diese schrecklichen Gesetze wurden mit schrecklichen Mitteln unterstützt. Man hörte oft von Kerker, Fusiladen, von Strick und Schwert und immer von Confiscation der Güter. Es wurden so viele Bücher proscribirt, daß das Parlament es aufgab, deren Katalog zu fertigen. Das neue Testament und die Psalmen in gewöhnlicher Sprache wurden an den Schandpfahl geschlagen, ehe man sie den Flammen übergab. Die Comité Basville drückte schwer auf die gedemüthigte Provinz, und wenn einer der Hugenotten, um der Marter und der Hinrichtung zu entgehen, sich selbst

den Tod gab, so wurde seinem Leichnam der Proceß gemacht und man schleppte denselben vor die Richter, welche das Andenken auf immer brandmarkten.

Das Schloß Basville liegt in der Nähe von Paris. Dort ruhte Lamoignon Basville aus von den Mühen seines Amtes. Dort versammelten sich unter seiner Verehrerschaar die auserlesensten Männer der besten Gesellschaft, und der strenge Richter überließ sich gern der Heiterkeit eines guten Gewissens, der gleichen Laune einer friedlichen Seele; dort begegnete man Depreaux, dem Verfasser der Satyren, Racine, jenes edle Kind von Port-Royal; dort sah man den Pater Bourdalone und noch mehrere Andere; auch die geistreichsten Frauen fanden sich dort ein. Bei seinen ländlichen Festen erblickte man am untern Theil des Tisches den furchtbaren Pater Ferrier, den Custos der Jesuiten von Toulouse, welcher damit beschäftigt war, Alles, was vorging, zu hören und zu sehen. In der Gesellschaft Jesu hätte man kaum einen Mann finden können, welcher sich so gut als er zu seiner schwierigen Mission geeignet hätte. Er besaß den Enthusiasmus seines Ordens und kannte dessen Befürchtungen und Hoffnungen sehr genau. Er würde freudig sein Leben gelassen haben, um aus den Trümmern aller Dogmen und aller Schulen bloß das Dogma der Jesuitenschule entstehen zu sehen. Es war ein harter und eigensinni-

ger Kopf, ein unermüdlicher Arbeiter, der keine andere Leidenschaft hegte als den Triumph seiner Brüder; er würde selbst der Hölle getrotzt haben, um den einmal vorgezeichneten Weg bis zu Ende zu verfolgen; er fürchtete also auch nicht die Verachtung derer, welche nicht begreifen, wie ein einziger Kopf so viel Lügen und Fallstricke mit sich führen könne, bloß um den Ruhm zu haben, der Regierung incognito anzugehören. Deßhalb lebte er allein in seinem Gemach, ohne Eltern, Freunde, Familie zu kennen, indem er mit Leib und Seele nach irgend einem entfernten Ziel der Tyrannei und Beherrschung strebte.

Das Institut der Kindheit hatte gleich im Anfang die Jesuiten beunruhigt. In ihren Augen war es ein Verbrechen, sich um die Erziehung der Kinder des Volkes zu kümmern, und da nach den ersten Höflichkeiten Frau v. Moudonville eine vollkommene Unabhängigkeit wahrte, hatte Ferrier sich gleich gedacht: „Da ist eine Feindin und eine gegen uns errichtete Festung.“ Es wurde bald unter den Jesuiten, in den Klöstern und in der Gesellschaft viel gegen die Vorsteherin der Kindheit gesprochen und ihr Thun verdächtigt. Als die Jacobiner das Institut in Gefahr sahen, fingen sie an, dasselbe zu vertheidigen, und jede der Parteien suchte die andere so viel als möglich zu kränken und zu beleidigen. Der fürchterliche Ferrier mit seinem

practiſchen Blick und der Gewohnheit des Verdachtes war in Betreff des Inſtituts der Kindheit bis zur innern Ueberzeugung gelangt, welche jedoch noch nicht eine förmliche Anklage motivirt, aber dieſelbe vorbereitet. Die Provinz Languedoc war überſchwemmt von Pamphlets; es war möglich, daß letztere aus England kamen. Aber woher ſollten die aufhetzenden Maueranſchläge kommen, welche oft noch ganz feucht waren vom Druck? aus welcher unterirdiſchen Druckerei kamen wohl dieſe Vertheidigung verfolgter Menſchen, dieſe Angriffe auf deren Verfolger, die kühnen Lobeserhebungen des Jacobiners Abbé Ciron? woher kamen dieſe Flammen, wenn nicht aus der kaum gelöſchten Aſche des Port-Royal? Was die Beſtrafung dieſes Verbrechens betrifft, ſo fühlte der Pater Ferrier bei dem bloßen Gedanken an ſeine unerbittliche Rache ſein Herz ſich zuſammenziehen in Beängſtigung. Man denke ſich nur zu jener Zeit einen ſolchen Angriff auf franzöſiſchem Boden gedruckt und vertheilt; es war ein Verbrechen, welches kaum die Einbildungskraft der Kühnſten erfaſſen konnte! Im eigenen Hauſe eine geheime Preſſe zu beſitzen und dieſelbe in der Nacht arbeiten zu laſſen, ſie, die ſchon bei Tag gefährlich genug iſt, ſelbſt wenn ſie unter Ueberwachung des Parlaments und der Kirche ſteht! Ein ſolches Verbrechen hatte kein Geſetz vorausſetzen können. Der geringſte Verdacht genügte, alle Polizeibeamte, Spione,

Soldaten und Magiſtratsperſonen des Königreichs in Bewegung zu ſetzen. Das Haus wurde durchſucht, wer gefangen wurde, wurde gehängt, und ſo hing man einen armen Buchhändler ohne Weiteres auf und Niemand zeigte Mitleid mit ihm. Ferrier hegte aber Verdacht gegen Frau v. Moudonville und vermuthete in dem Inſtitut der Kindheit die unerſchöpfliche Quelle der geheimnißvollen Flugſchriften.

— — — — — — — — — — —

Mit ſanfter Stimme ſprach eines Abends die Vorſteherin der Kindheit: „Gelobt ſei Gott, daß es mir vergönnt war, die zwei tapferen Streiter Jeſu Chriſti bis jetzt zu beſchützen!“ Und ſich an Fräulein v. Prohenque wendend, ſprach ſie weiter: „Ein engliſches Schiff liegt ſeit zwei Tagen in den Gewäſſern von Blaye; wir müſſen noch in dieſer Nacht unſere zwei Gefangenen an das Meer führen. Es iſt der Augenblick gekommen, wo wir uns unſeres Meiſters, des Abbé Ciron würdig zeigen müſſen.“

Mit dieſen Worten öffnete ſie das große Fenſter, welches in den Garten führte. Es war der Augenblick, wo Tag und Nacht in einander verſchmelzen. Die Blumen des Südens ſchloſſen ihre Kelche und ſchliefen ein unter dem Geſumme der ſie umſchwebenden Inſecten. In den verſchiedenen Theilen des Hauſes

herrſchte Leben und Stille zugleich. Die Kinder ſangen beim Herausgehen aus der Schule, die Kühe brüllten bei der Rückkehr von der Weide. Die Bewohnerinnen dieſer ſchönen Räume zogen ſich nach vollendetem Tagewerk in ihre Gemächer zurück. In den Küchen bereitete man die Abendmahlzeit; im Eßzimmer prangten die Tiſche ſchon mit herrlichem Porzellan und reichem Silberzeug. Alles athmete Ordnung, Wohlſein, Gedeihen, ein gutes Gewiſſen, die innere Ruhe und die Achtung von Außen. Frau v. Moudonville lehnte an dem Balcon des Fenſters und betrachtete ſchweigend dieſe kleine Welt, deren ſichtbare Vorſehung ſie war. Man hätte meinen ſollen, der Himmel habe in dieſem Augenblick ſie belohnen wollen für alle ihre Mühe, für Wahrheit, Gerechtigkeit und Menſchenliebe.

In dieſer ihrem Plane ſo günſtigen Dämmerung ſuchte ihr Auge zwei Männer, welche ſchweigend im Garten luſtwandelten. Es waren der Pater Cerle und der Pater Aubaredes, welche dem Kerker, dem Schafot entriſſen, jetzt unempfindlich für die Schönheiten der Natur, den Blick weit entfernt von der Erde, ſich in ernſten Betrachtungen verloren. Dieſe Männer waren nicht von dieſer Welt; ſie gehörten jenem Geſchlecht der unbeugſamen Theologen an, welches mit der Monarchie der Kirche und der Autorität des Pap-

ſtes über die ganze Chriſtenheit von dieſer Welt verſchwunden iſt. Ihre Seelen konnten die Wahrheit nicht von der Logik trennen, ſie waren nicht allein Chriſten, ſondern canoniſch Geſinnte. Geboren für das Märtyrerthum ſchämten ſie ſich in ihrem Innern, dieſer Palme entſagt zu haben. Man hatte ſie mit Gewalt dem Gefängniß entreißen müſſen, wo der Tod ihrer wartete, und jetzt, da die Stunde der Abreiſe nahete und die Freiheit ihnen geboten wurde, jetzt fragten ſie ſich leiſe, ob ſie wohl das Recht hätten, ihre Häupter dem Henker zu entziehen?

Die Stunde der Flucht hatte geſchlagen und Alles war bereit. „Laſſen Sie uns abreiſen, ſagte Frau v. Moudonville, Gott ſchütze uns; in drei Tagen werden Sie vor der Bosheit der Menſchen geſichert ſeyn.“ Sie zog einen Schlüſſel heraus und fügte denſelben in ein verroſtetes Schloß, welches einer kleinen unſcheinbaren Thür der äußern Mauer angehörte; die Thür that ſich auf und der Abbé Ciron trat zum allgemeinen Erſtaunen ein. Man wußte, daß er verbannt ſei und Frau v. Moudonville glaubte den Geiſt ihres einſt Geliebten zu ſehen, ſo bleich und ermattet ſah er aus. Sie wäre bei dieſer unerwarteten Erſcheinung beinahe in Thränen ausgebrochen, wenn nicht die Gegenwart Cerle's und Aubarède's ſie daran verhindert hätte. Die beiden Proſcribirten erwarteten

ruhig die Erklärung dieſes Geheimniſſes, ſie empfanden weder Neugier noch Furcht, ſie gehörten zu den Charakteren, die nichts in Erſtaunen ſetzt; ſowohl in der Freiheit als auf dem Schaffot fühlten ſie ſich in den Armen der Vorſehung. Hr. v. Eiron war nicht allein gekommen, ſondern es hatte ihn ein Unbekannter begleitet. Die Männer begrüßten ſich kalt und höflich und man nahm Platz unter dem Schatten einer alten Platane. „Wir ſind noch zur rechten Zeit gekommen, ſagte Eirons Begleiter, um Ihnen zu melden, daß heute Abend die Flucht unmöglich iſt; das engliſche Schiff iſt in's offene Meer geſtoßen und die Küſtenwache iſt bewaffnet und aufmerkſam. Wir ſind an's Ufer geſchwommen, Tag und Nacht ſind wir gewandert und da Unglück und Gefahr uns vereinigen, ſo erlauben Sie, meine Herren, daß ich Ihnen ſage, daß es Zeit iſt, uns zu erheben und der Gefahr in's Angeſicht zu ſehen. Wir ſind vier rechtſchaffene, glaubenstreue Männer, wir waren dem Geſetz des Königreichs gehorſam, gute Unterthanen und ſind jetzt genöthigt, uns zu verbergen wie Diebe und Mörder. Das kommt daher, weil wir, obgleich auf demſelben Schafot, in unſerm Glauben nicht ganz übereinſtimmen. Vereinigt würden wir eine Armee bilden, getrennt ſind wir kaum eine Horde. Wir nennen uns Proteſtanten, Ihr nennt Euch Jacobiner, als ob wir nicht Alle Kin-

der derſelben Mutter wären! Luther und Calvin haben daſſelbe gethan. Die allgemeine Kirche iſt eine Geſellſchaft von gerechten und freien Menſchen, gegen welche der Spruch des Richters, des Königs Willen ſelbſt nichts ausrichten könnten. In welche Abgründe hat uns unſre Zwietracht geſtürzt! Schwert, Galgen, Feuer, Kerker und Verbannung ſind unſer Schickſal, aus unſern Bethäuſern hat man Höhlen der Gewaltthätigkeit gemacht. O Frankreich, du trägſt in deinem Schooße zwei Völker, welche beſtimmt waren, ſich zu verſtehen und zu vereinigen und welche ſich von einander fern halten. Warum haben wir die Rolle der Lämmer übernommen, die der Wolf verſchlingt, während wir recht gut ſelbſt die Wölfe ſpielen könnten? Wir Proteſtanten und Ihr Jacobiner haben dieſelben Anſichten von den Attributen Gottes, von der Dreieinigkeit, von dem Fall der Engel und von der Sünde; wir glauben gemeinſchaftlich an die Erlöſung der Menſchen und an Chriſti Tod am Kreuze. Wir ehren die Jungfrau, die Heiligen, die Patriarchen und die Propheten. Wir haben den Glauben und die Liebe; iſt es unſre Schuld, daß wir die Hoffnung verloren haben? Uns Chriſten verbannt man aus dem Lande, wo wir geboren ſind, während die Rabbiner von Metz, Bordeaux und Bayonne die Juden zur Synagoge rufen und die Söhne Mahomeds in Marſeille ihren Cultus üben können. Die

Heiden ſind beſſer daran, als die Chriſten. Eins unſerer Kinder zu taufen, iſt ein Verbrechen; wir ſind ein geſchmähtes Volk in der Mitte des wirklichen Volks. Wir zahlen Tribut, ohne Unterthanen zu ſeyn, wir ſind Franzoſen, ohne Frankreich anzugehören, wir vereinigen unſer Blut mit unſern Thränen. Laßt uns zuſammen fliehen dieſes Land, wo wir ohne Cultus, ohne Religion, ohne Geſetze leben müſſen.“

Dieſer Mann ſprach lange auf ähnliche Weiſe mit der Ueberzeugung der Verzweiflung. Er hatte eine ſichere Zufluchtsſtätte verlaſſen mit Gefahr ſeines Lebens, um eine Vereinigung der Jacobiner und Proteſtanten zu bewerkſtelligen. Die Einen waren verfolgt wegen der königlichen Gerechtſame, die Andern durch die Aufhebung des Edicts von Nantes bedroht.

Der Pater Aubarèdes und der Abbé Cerle hörten ſchweigend die Klagen des unglücklichen Proteſtanten an, ſeine Rede erſchien ihnen als Gotteslästerung. Der Abbé Cerle wollte antworten, doch der Zorn erſtickte ſeine Stimme und der Pater Aubarèdes nahm das Wort: „Wenn wir Ihre Klagen recht verſtanden haben, ſo wollen Sie uns zu den ſchrecklichen Zeiten der Reform zurückführen. Sie wollen uns eine Wiederholung bringen der Bartholomäusnacht, das Entſetzen der Ligue, der Ermordung Heinrichs IV. und des Herzogs von Guiſe! Sie wollen aus der kaum verlöſchten Aſche

der Empörungen, Ermordungen, Feuersbrünste die Verbrechen und Scheiterhaufen beider Parteien wieder in's Leben zurückrufen. Sie haben da ein großes Verbrechen im Sinn und beweisen ein schlechtes Vertrauen in unsern Charakter, wenn Sie glauben, daß wir Ihnen bei Gründung eines calviniſtiſchen Staats in unsern Provinzen behülflich seyn würden. Nein! mein Herr, wir sind keine verkappten Proteſtanten, wir sind katholiſch-apoſtoliſche, römiſche Prieſter, welche Gott geben, was Gottes iſt und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Wie! haben Sie wirklich geglaubt, daß die Jünger des h. Auguſtin den Söhnen Calvins zu Hülfe kommen würden? daß wir mit Euch Ketzereien ausſäen möchten, wie ſie eines Huß, eines Hieronymus von Prag und der wilden Wiedertäufer von Münſter würdig wären. Nein! wir wollen bis zuletzt bleiben, was wir immer geweſen ſind, Kinder der Kirche, unſerer Mutter und Unterthanen des Königs, unſers Herrn. Im Namen des Evangeliums verweigern wir jede Gemeinſchaft mit Euch. Wenn Ihr Euch beruft auf den Eid des Kaiſers, als er noch ein Kind war, ſo antworten wir Euch: es war wirklich ein großes Unglück, daß man ihn am Tage ſeiner Krönung ſchwören ließ, die proteſtantiſche Religion ſei keine Ketzerei. Es war eine unverzeihliche Schwäche nicht nur der Krone, ſondern auch der Königin und des Miniſters,

die dazu riethen. Wie konnten Königin und Cardinal die Hände bieten zu einer solchen Lüge! Wie, die reformirte Religion wäre keine Ketzerei? So hätte Heinrich IV. sich also entehrt, als er den Hugenottenglauben abschwur? Und Ihr sagt, daß das Edict von Nantes in Gefahr sei, daß Eure Religion unterdrückt werden solle in Frankreich! O mein Gott! ein schöner Tag wäre erschienen, wenn der König Ludwig XIV. von solch einem Lichtstrahl erleuchtet würde!"

In diesem Augenblicke vernahm man auf der Straße das Geräusch von aufmarschirenden Truppen und es kam eine von langem Marsch ermüdete Schaar herbei, mit Trommeln, Musik, Fahnen, mit Kanonen und Pulverwagen. In der Stille der Nacht konnte man jeden Schritt hören und man sah den Schein der Fackeln über der Mauer.

„Hören Sie, sagte der Protestant mit leiser Stimme, das ist Hr. v. Basville und seine Schaar, welche von Paris kommen und auf der Spitze ihrer Degen das zerrissene Edict von Nantes tragen."

Bei dieser Nachricht von dem Edict von Nantes fand der Abbé Cerle seine Stimme wieder und begann so laut, daß die Truppen es hören mußten, das Lied des alten Simion zu singen. Sein Auge sprühete Feuer, seine Stimme tönte wie Erz. Er hatte beide Hände gen Himmel gehoben, als wolle er ihn zum Zeugen

anrufen der großen That des Königs von Frankreich. Er vergaß in seinem heiligen Eifer, daß er proscribirt, zum Tode verurtheilt sei und daß, wenn man ihn entdeckte, er das ganze Haus in sein Verderben zöge. „Te Deum laudamus! sang er, o Gott, gieb uns Kraft und Muth und rette die Lilien Frankreichs. Da robur, serva lilium!“

Amen! sagte der Pater Aubarèdes. Die Schritte der Soldaten waren verhallt, die Stimme des alten Priesters verstummte und der Gesandte der protestantischen Kirche bemühte sich mit Frau v. Moudonville, den Abbé Ciron aufzurichten, welcher ohnmächtig niedergesunken war an dem Baume, an den er sich gelehnt hatte.

— — — — — — — — — — — — —

In dem Zimmer der Vorsteherin der Kindheit lag der sterbende Ciron. Ein hitziges Fieber hatte sich seiner schwachen Brust bemächtigt. Kälte und Hitze, Besorgniß und Anstrengung, die Leidenschaften des Geistes wie die des Herzens, die Jahre der Verbannung und die Freuden der Rückkehr hatten seine zarte Organisation angegriffen. Er war geschaffen für die Ruhe, die Studien, für jenes beschäftigte Leben, welches glücklich ist in seiner Anstrengung; er paßte nicht für ein Leben voll Aufregung und Streit, wie das Schicksal es ihm aufgezwungen hatte. Dieser mit so schönen Ta-

lenten, ſo liebenswürdigem Charakter begabte Mann hatte kaum einen Fuß in die theologiſchen Streitigkeiten ſeiner Zeit geſetzt, als er ſchon mit Leib und Seele der evangeliſchen Armee von Päpſten, Legaten, Nuntien, Biſchöfen, Stiftsherren, Abbés ꝛc. angehörte, bis er ſelbſt in den Abgrund der Ungnade ſtürzte, nachdem er in dieſer langen Reihenfolge von dogmatiſchen Schlachten Arnaulds proſcribirtes Panier getragen. Jetzt ſtarb er ſchweigend, ohne ein Wort der Klage oder der Reue, mit ernſtem Blick, mit gefalteten Händen und in der tiefen Ruhe, die oft Vorläufer eines glücklichen Todes iſt.

Frau v. Moudonville ſaß weinend an dem Sterbebette des Mannes, den ſie ſo heiß geliebt und der ſich ihretwillen dem Verderben geweiht hatte.

— — — — — — — — — —

Sie ſtand nun allein unter den drohenden Gefahren; Hr. v. Basville wüthete in der Provinz und ſie wußte ſehr wohl, daß auch ſie ſeiner Rache verfallen würde.— Mit jeder Stunde wuchs die Unmöglichkeit, Languedoc zu verlaſſen und Frau v. Moudonville war entſchloſſen, ihr letztes Werk zu vollbringen. Man mußte durchaus die Proſcribirten ihrem Aſyl, welches jetzt Gefahr brachte, entreißen und ihr Entkommen nach dem Meere fördern. Sie beſchloß, ſowie Cirons Leiche beſtattet ſei, durch die ſo wohl bewachte Stadt einen Ausgang zu wagen.

Um 8 Uhr früh war Alles bereit zur Abreise der drei Proscribirten. Die Mädchen der Kindheit standen an ihren Posten, und Frau von Moudonville wartete schon seit mehreren Augenblicken auf den Pater Cerle, als derselbe eintrat, nicht in derselben ausgemachten Verkleidung eines Kranken, sondern in vollständiger Ordenstracht, angethan wie ein Doctor der Sorbonne, welcher seinem Bischof eine Staatsvisite abzustatten willens ist. Mit fester Stimme sagte er zu Frau von Moudonville: „Ich werde nie den Muth vergessen, womit Sie zu unserer Rettung behülflich waren. Wir haben auch schon längst Ihr Gastrecht mißbraucht, und nachdem ich mir, knieend vor dem heiligen Kreuz, Alles genau überlegt habe, bin ich entschlossen, nicht mehr vor den Gefahren zu fliehen. Als christlicher Beichtvater, als einer der unbedeutendsten Kämpfer der katholischen Kirche, ist es meine Pflicht, der Verfolgung Trotz zu bieten. Ich gedenke, mich sogleich zu dem Gouverneur zu begeben, um mich zurückführen zu lassen in meinen Kerker; dann mag geschehen, was Gott gefällt. Dann werde ich doch nicht mehr Zeuge seyn von Vorgängen wie die der vergangenen Nacht, wo der Abbé Ciron starb, ohne seine religiösen Pflichten zu erfüllen; Niemand hat ihn versöhnt mit seinem Gott.“

Nach diesen Worten richtete der Pater Cerle seine

Schritte nach dem großen Ausgange zu; aber die kühne Vorsteherin trat ihm mit der ganzen Energie ihres Willens entgegen und stellte ihm vor, daß sie allein hier zu gebieten habe und diese That einer falschen Gewissenhaftigkeit, welche den Sbirren, Henkern und Soldaten die Thore des Instituts öffnen würde, nicht dulden könne. „Ihr Märtyrerthum wäre ein Verbrechen, sagte sie, und während alle Himmel sich Ihnen erschlössen, müßten wir, Ihre Mitschuldigen, der Hölle und den Abgründen des Herrn von Basville verfallen. Erlauben Sie also, daß ich Sie verhindere, eine Ungerechtigkeit zu begehen und Sie gegen Ihren eigenen Willen schütze."

Es wurde nun eine Bahre herbeigebracht und der Pater Cerle darauf gelegt wie ein Kranker, den die Mädchen der Kindheit zu seiner Familie zurückbringen. Die andern beiden Herren mußten die Livrée des Hauses anlegen und mit den Mädchen der Kindheit die Bahre tragen.

Der Zug verließ die Schwelle des Hauses, ohne Verdacht zu erregen; die Stadt war an solche Ereignisse gewöhnt und hatte manchen Kranken schon auf so edlen Schultern durch ihre Straßen tragen sehen. So gelangten sie in die Nähe des Thors, welches sie aus der Stadt Toulouse ins Freie entlassen sollte; dort stießen sie indeß auf ein unvorhergesehenes

ſchreckliches Hinderniß. In dem engen Raume, welcher den großen Thurm vom Adlersthurm trennt, an der großen Trauerweide, woran zu ſo verſchiedenen Zeiten ein wüthender Pöbel ſo viele calviniſtiſche Soldaten und ſo viele katholiſche Magiſtratsperſonen gehängt hatte, war am Morgen deſſelben Tages ein Schaffot aufgeführt worden, und der Henker war beſchäftigt, umgeben von ſeinen Gehülfen, einen Theil der ihm angewieſenen Functionen auszuführen. Da ſah man an Heugabeln Bücher, welche dem Feuer übergeben wurden, Namen und Bilder, welche das Verbrechen und die Strafe der Verurtheilten bezeugen ſollten. Das Effigie mußte an der Stelle des Schuldigen für Flucht und Abweſenheit deſſelben büßen. Wenn der Körper auch dem Schwerte entzogen ward, ſo wurden Bild und Namen an das Schaffot genagelt, und dieſe traurige Entwickelung eines ganzen Lebens brachte auf die neugierige Menge ebenſo großes Entſetzen hervor, als wenn der Menſch ſelbſt in dieſen Feuern verbrannt, an dieſen Stricken aufgehängt ſei. Alles noch Zurückgebliebene von dem entflohenen Manne, Name, Ehre, Familie, Gut und Ruf ward in Effigie ihm geraubt. Der Henker hatte die Maler in ſeinem Dienſte, welche ſich bemühten, in Kleidung und Geſtalt, ſo viel als

möglich die Aehnlichkeit des Verurtheilten hervorzubringen. Dießmal hatte der Maler mit Liebe und Sorgfalt ſein Werk behandelt; mitten unter eine Anzahl von Stangen, woran die für die Flammen beſtimmten Broſchüren befeſtigt waren, die wie Menſchen erſt vor ihrer Hinrichtung noch eine Stunde den öffentlichen Blicken ausgeſtellt wurden, ſah man Galgen aufgerichtet mit Bildern des Abbé Aubarèdes und des Paters Cerle. Der Raphael der Schaffote hatte den Abbé Aubarèdes ſehr gnädig behandelt, das Bild war nicht ſehr ähnlich und der Strick kaum angedeutet; doch den Pater Cerle ſchien der Künſtler nach der Natur gemalt zu haben und Niemand konnte ihn verkennen. Sein eigenſinniger Kopf, ſein wüthender Blick, die hervorſtehenden Lippen, die gerunzelte Stirn, die hochgerötheten Wangen, Alles glich dem Pater Cerle, wenn er disputirte; ein dicker Strick war ihm um den Hals gemalt und die Zunge ragte aus dem offenen Munde hervor. Der Zug wurde durch dieſes Schauſpiel aufgehalten; Frau von Moudonville las aufmerkſam die Titel der verurtheilten Bücher, und als Cerle ſich unter ſeiner Decke regte, hob ſie einen Theil derſelben in die Höhe und ſagte mit leiſer Stimme: „Mein Herr, wenn Sie noch Luſt haben, ſich ſelbſt anzugeben, jetzt iſt der Augenblick da.“ Der Unglückliche hatte indeß kaum den Muth, einen Blick

auf ſein armes Ebenbild zu werfen und ſchloß erſchreckt die Augen.

Die Menge machte Platz und der Zug verließ die Stadt; bei der Meierei Saint Vincent athmeten die Flüchtlinge wieder auf und dankten Gott für dieſes erſte Gelingen. Der Pater Cerle, noch bleich vor Entſetzen, ließ ſich nicht ſehr bitten, die Kleidung eines Bauern anzulegen und eins der Maulthiere zu beſteigen, welche die Reiſenden erwarteten. Ueberall fand man Relais; Dorfbewohner deuteten die einzuſchlagenden Wege an mit ſtummer Geberde; das ganze Land ſchien von dieſer Flucht in Kenntniß geſetzt und mit derſelben einverſtanden zu ſeyn. Die Landſchaft war ernſt, die Stunde feierlich und die Gefahr groß.

Der Herbſt hatte dieſes gelobte Land des gewohnten Grüns entkleidet; der Sturm entführte die letzten Blätter der Bäume, Wein und Korn waren ſchon eingeerntet. In dieſem ſchon ſeit ſo lange durch Bürger- und Religionskriege heimgeſuchten Lande hatte jedes Dorf ſeine Gräben und ein feſtes Schloß zu ſeinem Schutz. Die Meiereien waren durch lange Zwiſchenräume von einander getrennt. Bei jedem Schritt begegnete man den Spuren römiſcher Bauten und franzöſiſcher Zerſtörung, während dann und wann von den Gipfeln der Berge jenes Meiſterwerk des großen Jahr-

hunderts, der Kanal du Midi, den der große Riquet gebaut, zu ſehen war. Da ſah man Becken, Schleuſen, Einſchnitte, beſtimmt, den Ocean zu vereinigen; die in ihrem Laufe gehemmten Ströme, die gehorſame und vergrößerte Garonne, die Meere, welche erſtaunt waren, vereinigt zu werden; dort der tobende Ocean und hier ganz nahe das ruhige an römiſchen Sagen ſo reiche mittelländiſche Meer mit ſeinen blauen Fluthen. Aus all den ſchönen Schauſpielen und Erinnerungen jener Gegenden ſtiegen Klagen gen Himmel. Ebenen und Berge, Flüſſe und Quellen, Mauern und Ruinen, Alles erzählte von Schlachten, von Verbrechen und von der Rache vergangener Zeiten. In allen Theilen des Languedoc vernahm man Stimmen, welche riefen: „Neue Welt, laß ſie vorüberziehen, die Kinder Gottes!“ und andere Stimmen, welche ſchrieen: „Tod den Hugenotten!“ Mit wenig Mühe konnte man die blutigen Spuren der Helden und Tyrannen dieſer Provinz auffinden. Wie viel Gemetzel, Mordthaten, Feuersbrünſte, wie viel Thäler, worin das chriſtliche Blut vergoſſen ward! Beziers zeigte ſeine Wunden, Narbonne ſeine Ketten, Carcaſſone ſeine Henker, Tournon ſeine Jeſuiten und Annonay ſeine Lutheraner. Die Bewohner der Provence und die Armen von Lyon, die Albigenſer und die Arianer, die Sabattati und die Baptiſten, die Soldaten des gro-

ßen Kreuzes und die Soldaten des kleinen Kreuzes, Alles klagte und trauerte. Das neue Echo flüsterte den Namen Basville, die Cevennen bereiteten ihre tiefen Höhlen, der Meerbusen von Lyon erhob seine Stürme für den folgenden Tag. Die ganze Provinz unterlag der Last des neuen Religionskriegs: „Oppressa gravi sub religione“, sagte der Pater Cerle zu seinen protestantischen Reisegefährten.

Aubarèdes war ruhiger als derselbe und zeigte mit dem Bewußtsein der wiedererlangten Freiheit den würdevollen Charakter, der ihm eigenthümlich war. Er freute sich der überstandenen Gefahr und der erfüllten Pflicht zugleich.

Bei der letzten Tagereise, als sie sich Blaye naheten, wo sie eine Barke zu finden und von da das offene Meer zu erreichen hofften, wurden sie von einem kleinen Mädchen, welches Schafe hütete, benachrichtigt, daß das Ufer mit Truppen besetzt sei, und sie hatten kaum Zeit, sich in ein benachbartes Gebäude zu flüchten, wo ein armer Dorfgeistlicher sie empfing. Dieser verbeugte sich tief und sagte: „Ich bin nicht würdig der Ehre, die mir zu Theil wird; möge die Vorsteherin der Kindheit mir verzeihen, daß mein einfaches Haus so wenig eingerichtet ist, um sie zu empfangen.“

Unter all den Häusern des Instituts der Kind-

heit in der Provinz liebte Frau v. Moudonville vor Allem das von Blaye und nach ihrem mitten im Felde gelegenen Hause St. Denis und ihrem Hause St. Felix de Caraman auf der Höhe war Blaye ihr Lieblingshaus; dorthin begab sie sich bis zum Augenblick der Flucht und überließ die drei Proscribirten dem guten Pfarrer. Zwei Tage brachten sie dort zu und man hätte meinen sollen, daß in dieser Zeit alle Winde losgelassen seien. Himmel und Erde waren mit Dunkelheit bedeckt und das ungastliche Ufer ward verlassen von den Truppen, die es bewacht hatten. Wer konnte auch denken, daß bei so furchtbarem Sturme die Proscribirten selbst es wagen dürften, zu fliehen. Aber der Herr sagt: „Rufe mich an in der Zeit der Noth!“ und es war gerade im Augenblicke des heftigsten Sturmes, als Frau von Moudonville das Zeichen des Aufbruchs gab. Sie hatte Fischer aufgefunden, welche muthig genug waren, den Kampf gegen die Fluthen zu versuchen, und jetzt wollte sie dem gebrechlichen Fahrzeuge die Opfer religiöser Verfolgung anvertrauen. Man war an das Ufer der Gironde gelangt, und Alle beobachteten tiefes Schweigen, denn die Stunde war feierlich und das Meer drohte in der Ferne; die drei Männer standen mit entblößtem Haupte und gen Himmel gerichteten Blicken und rie-

fen leiſe den Gott an, der zum Ocean geſagt hat: „Du geheſt nicht weiter!“

Während dieſes kurzen Gebetes hatte die Vorſteherin der Kindheit ſich in einiger Entfernung gehalten; vielleicht hielt ſie Beſorgniß zurück wegen des drohenden Ungewitters, vielleicht auch ging ſie mit ſich ſelbſt zu Rathe, ob ſie dem Drange ihres Herzens folgen ſolle; endlich aber ſchien es, als habe eine übernatürliche Gewalt ſie überwunden, und ſie kniete nieder auf dem Sand zu den Füßen des Pater Cerle und mit gefalteten Händen und in Demuth gebeugtem Haupte ſprach ſie mit von Thränen unterbrochener Stimme: „O mein Vater, verlaß nicht deine Magd, ohne ihr verziehen zu haben! Höre mich, ich demüthige mich vor dir und klage mich an, ich habe gefehlt durch Eitelkeit und Stolz Ich habe meinen Freund und Herrn mit mir ins Verderben geriſſen. Und in dieſem großen Augenblicke bin ich im Zweifel, o mein Vater, ob ich das Recht hatte, der Macht mich zu widerſetzen und mich an jenem Widerſtande zu betheiligen, wozu ich auch ſo viele junge mir anvertraute Seelen bewog.“

Der Pater Cerle war ein gutmüthiger Mann, und als er die ſtolze, heftige Frau ſo zu ſeinen Füßen erblickte, ward er von frommem Mitleid ergriffen. Er gedachte in dieſem Augenblicke nur des Muthes, der

Selbstaufopferung, der Seele und des Herzens dieser Streiterin, der großen Dienste, die sie der Kirche geleistet, sowie der Opfer, die sie dem Henker entrissen hatte. Der Pater Aubarèdes, ein stummer Zeuge jenes großen Auftritts, hätte gern die Bewunderung, welche seine Seele erfüllte, ihr ausgesprochen. Der Protestant segnete die starke Frau, welche allein menschlichem Elend zu Hülfe kam und so muthig sich in die Gefahr stürzte.

Der Pater Cerle aber fand keine Worte, denn die Thränen erstickten seine Stimme. Endlich erhob er die zitternden Hände zum Segen. „Ich segne Dich, meine Tochter, sagte er, um Deiner Frömmigkeit, um Deiner Güte, um Deiner Großmuth willen! aber glaube mir, man muß demüthigen Herzens seyn, um hienieden und im Jenseits gerühmt zu werden.“

Als Frau von Moudonville sich erhob, verwischte das aufsteigende Wasser die Spuren ihrer Kniee im feuchten Sand; der kalte Duft, die bleiche Sonne, die vom Nordwind daher getriebenen Wolken bildeten einen wunderbaren Regenbogen, der ihr als ein Zeichen der göttlichen Vergebung galt. Die Barke entfernte sich vom Ufer und die Gebete der drei Streiter Christi stiegen gen Himmel.

— — — — — — — — — —

Während der Abwesenheit der Vorsteherin der

Kindheit waren die Leute des Gouverneurs in ihr Haus eingedrungen und hatten das letzte Pamphlet gefunden, welches noch kaum der geheimen Presse entnommen war. Jetzt wußte Herr von Basville Alles, was er wissen wollte.

Frau von Moudonville ward in den Thurm St. Jean eingesperrt und erwartete dort, daß der Rath des Königs über ihr Loos entscheide. Ihr Haus ward von Dragonern besetzt und die Mädchen daraus vertrieben, ohne Rücksicht auf Jugend und Unglück. Man riß die Capelle nieder, zerstörte das Haus aus dem Grunde, legte auf die Einkünfte Beschlag uud verkaufte die Ländereien. Das Kreuz ward umgestürzt, der Garten verwüstet, das Geräth verbrannt und die Kranken wurden hinweggetrieben. Die ganze Stadt klagte, seufzte und murrte über diese gewaltsame Maßregel, und man schickte schnell ein neues Regiment zur Unterstützung der ersten Gewaltthaten, jene Vorboten künftiger Grausamkeiten.

Endlich erschien der königliche Befehl, Frau von Moudonville in das Kloster von Contances zu führen, um dort bis zu Ende ihrer Tage ihre Sünden abzubüßen. Das Urtheil war noch sehr mild ausgefallen, denn mehrere Mitglieder des Raths hatten ihr für ihre große Rebellion den Tod zuerkannt. Ehe man sie nach ihrem Bestimmungsort brachte, hatte indeß die

edle Frau noch den Troſt, die irdiſchen Reſte Cirons, nachdem das Inſtitut der Kindheit zerſtört war, in heiliger Erde beigeſetzt zu wiſſen, wozu ſie ſelbſt von Herrn von Basville die Einwilligung erbat. Bald ſah ſie ſich in der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Schönheit und Verſtandeskräfte in ein grauſames Haus eingekerkert, wo man ſie wie eine gefährliche Staatsverbrecherin behandelte.

Herr Arnauld aber, jener berühmte Heerführer in den dogmatiſchen Schlachten, beruhigte ſich nicht ſo leicht. Er ſchrieb ein Buch, welches eine Strafe der Sieger, ein Troſt der Beſiegten ſeyn ſollte. Dieſes Buch hieß: „Der Schrei der unterdrückten Unſchuld", und er hatte wohl noch in keinem ſeiner Werke ſo kraftvolle Worte, ſo unwiderſtehliche Logik entwickelt. Aber dennoch trug der König den Sieg davon über den Prieſter. Vergebens erklärte der Papſt Innocenz XI., jener kühne Vertheidiger proſcribirter Biſchöfe und der Privilegien der Kirche vor dem Angeſicht der ganzen Welt, daß er unbeugſam ſeyn werde. Die Biſchöfe von Frankreich beantworteten dieſe Erklärung, indem ſie ſich vor dem älteſten Sohn der Kirche beugten, und jener große Zwiſt, deſſen Schiedsrichter Boſſuet war, endigte zum Nutzen und Ruhm des Königs. „Kein Vorwand, kein Grund kann zum Aufruhr berechtigen, ſo ſchrieb Boſſuet.

Man muß in den Fürsten, wie sie auch seyn mögen, den Willen des Himmels, den Charakter des Allmächtigen ehren Ihre Kronen sind unerreichbar. Die Kirche hat ihnen einen Thron errichtet im Gewissen, da, wo Gott seinen eigenen Thron aufgeschlagen hat, und das ist der sicherste Grundstein für die öffentliche Ruhe." Diese Worte vollendeten die Verurtheilung der sich widersetzenden Bischöfe und gaben Unrecht denen, welche ihren Widerstand gegen den göttlichen Willen mit Freiheit oder Leben gebüßt hatten. Alle Willensmeinungen beugten sich in allgemeinem Gehorsam. Das Institut der Kindheit war auf immer zu Grunde gerichtet und kannte selbst nicht den Abgrund, in welchen die Vorsteherin gestürzt war. Umsonst sprachen der päpstliche Nunzius und der Papst selbst zu Gunsten der Verurtheilten; man mußte sich unterwerfen und Frau v. Moudonville ergab sich unter Gebet, Reue und Buße in ihr Schicksal.

Der König ist todt!

Gestern Abend waren wir im Théâtre-Français, wo man eine niedliche Comödie eines ganz jungen Mannes, Hr. Fouffier, spielte, Héraclite und Démocrite. Man lachte! Der Saal war voll von jener Heiterkeit, jener reichlichen, leichten, muntern Laune, von

jener jugendlichen Luſtigkeit, die ohne Ahnungen ihr grauſames, mitleidloſes Spiel mit der ſchönen franzöſiſchen Sprache treibt, die, wie ich fürchte, zwiſchen dem Spiel der Kinder auf dem Theater und der Beredſamkeit der Väter auf der Rednerbühne verloren gehen wird. Man lachte und gewiß nur Wenige dachten in dieſem mit allem Luxus der ſchönen Künſte wieder hergeſtellten und reichgeſchmückten Raume: „In dieſem Augenblicke ſind wir die Gäſte des Königs Ludwig Philipp I.! Wir ſind in ſeinem Hauſe!“

Und doch war er es, der den Tag zuvor, ehe der König in dem abſcheulichen Februarſturme verſchwinden ſollte, auf ſeine Koſten die Reparaturen des Hauſes von Corneille und Racine und des Hauſes von Molière beendigt hatte! Echt königlich hatte er ſich zu unſeren großen Dichtern geſtellt! Mit Gold und maleriſchem Schmuck hatte er das antike Aſyl des Dramas und der Comödie geziert! Die prächtigen Tapeten und Vorhänge, die Fauteuils, die Logen, das Parterre, Alles, Alles von der Baſis bis zum Giebel rührt vom König her. Agamemnons Palaſt und das Vorzimmer, in welchem Liſette ſo liebenswürdig plaudert, der Marktplatz, wo Mascarillo ſeine Scherze treibt, die Bosquets, in denen Figaro luſtwandelt, das Alles gehört dem König, dem König, der in der Ver-

bannung ſtarb, und — o Eitelkeit menſchlicher Pläne! — in fremdem Land der günſtigen Stunde harrt, wo ſeiner irdiſchen Hülle geſtattet wird, hineingetragen zu werden in die Leichenhalle, die er zu Dreux erbauen ließ, für ſich, für die Königin, für ſeine Mutter, für alle die Seinen! — Wie ein Weiſer traute er nicht dem Grabgewölbe von St. Denis und jenen letzten großen Spuren des Königthums, gegen welche der ſcheußliche Pöbel von 93 angeſtürmt, und in welchen die ſterblichen Reſte von Heinrich IV., Turenne und Ludwig dem Großen von frechen Horden mit Füßen getreten wurden!

Ja, dieß Theater, welches er ſo prächtig ausgeſtattet, hat der König Ludwig Philipp nicht einmal Zeit gehabt zu ſehen; er hat nicht beurtheilen können, ob Alles wohl gerathen. Er hat die königliche Loge nicht betreten, die für ihn hergerichtet war! Die Loge des Königs ſtieß an ſeinen Palaſt, unmittelbar an die Salons der Wohnung, welche der Kardinal von Richelieu zu ſeinem Louvre gemacht. Man hatte gehofft, der König werde von hier aus binnen Kurzem irgend einer alten Comödie aus ſeiner Jugendzeit beiwohnen. Er liebte Molière aus königlicher Tradition, er liebte Marivaux, verabſcheute Beaumarchais nicht, eine Tragödie von Corneille war für ihn ein Feſt und Voltaire ihm werth aus alter Erinnerung. Der Greis

war ihm, dem Kinde, begegnet, in demſelben Palais-Royal, dem Stelldichein ſo vielen wechſelnden Geſchickes!

Und plötzlich, im vollen Frieden, im vollen Ruhme. im ſchönſten Momente ſeines Jahrhunderts und ſeiner Regierung, als der Baum der Minerva mit ſeinem glücklichen Schatten die Welt beſchützte, als dieſer erhabene Thron, umringt von Achtung, Ehre, Glück, von zahlreichen Kindern, ihres Ahnen Heinrich IV. würdig, immer größer und herrlicher zu wachſen ſchien durch die Dankbarkeit von ganz Europa, plötzlich, o, Jammer! bricht die Verſchwörung aus und zertrümmert alles Große in verhängnißvollem Wahn! Ein dreifaches Geheul einiger mit neuen Flinten bewaffneter Bürgersleute vernichtet in einem einzigen Tage die heiligen Rechte, welche ſich auf die Einwilligung und den Gehorſam ſo vieler Millionen Menſchen ſtützten; ein viertelſtündiger Wahnſinn überliefert den Flammen den rettenden Thron, gegründet auf die Klugheit eines ſolchen Monarchen, auf die frommen Tugenden der beſten der Königinnen, auf den Eifer und den Muth ſo vieler jungen Männer der franzöſiſchen Jugend, ſo tapferer Degen, ſo großmüthiger Herzen! Ach! das unbarmherzige Exil entführt über den entſetzensvollen Ocean dieſen vollendeten Ruhm, dieſe jugendlichen Helden, wie der Herbſtwind das fallende Blatt! Ein Dutzend der Finſterniß ent-

ſtiegener Geiſter durften es wagen, ihr freches Angeſicht im milden Tageslicht zu zeigen, und bei ihrem Erſcheinen verſchwindet abermals ein Königthum und geſellt ſich zu den andern Königthümern und Kaiſerreichen, die von der Oberfläche des Weltalls verſchwunden ſind!

„Der Wind, der aus Epirus wehte,
war ſo mild!“

Ach! die Zeit des Königs Ludwig Philipp war eine ſo günſtige für die freien Studien, für die Inſpiration, für die emſige Arbeit, für alle Verſuche des Geiſtes, für allen Ruhm und alle Künſte! Die Romanſchreiber, die Philoſophen, die Dichter, Maler und Künſtler fanden unter der väterlichen Regierung dieſes wohlthätigen Monarchen ſo viele ſchöne, ſtille, zu Meditationen geeignete Stunden! Zu dieſer glücklichen Zeit vertheidigte ſich die große, ja man kann ſagen, die europäiſche von allen Seiten angegriffene Geſellſchaft mit ſo viel Ruhe und ernſter Majeſtät; ſo viele ſchöne Geiſter, die Kinder der neuen Regierung waren inmitten aller der andern mit Liebe ausgeführten Arbeiten ſtolz darauf, als Schildwachen und Hüter der Ordnung, des Rechts, der Pflicht und Autorität zu dienen! Vereint in gleicher Leidenſchaft für das Glück Aller, hatten ſich die Freiheit und ihre Schweſter, die Gerechtigkeit, ein faſt göttliches Meiſterſtück zum

Ziel geſetzt, die kranken Seelen zu heilen, die rebelliſchen Gemüther zu beſſern und ſelbſt bei Züchtigungen die brandmarkenden Narben zu verbergen. Das waren deine Werke, o König, der du ſo viel Größe mit ſo viel Klugheit paarteſt! o König, der du geſchaffen und auf die Welt gekommen warſt, um Alle zu beglücken! Achtzehn Jahre lang (gerade ſo lange regierte Cardinal von Richelieu) verlieh er uns mit Gefahr ſeiner Krone und ſeines Lebens glückſelige Sicherheit, vollendete er mit Mäßigung und Klugheit alle Werke, welche die ihm vorangegangenen Könige begonnen hatten; überall herrſchte ungeheures Gedeihen, unausgeſetzte Arbeit; Thäler wurden ausgefüllt, Flüſſe gebändigt; der Triumphbogen der kaiſerlichen Schlachten kam zur Vollendung. Dank dem Könige, der mit eigener Hand die dieſem Tempel, dieſem Grabmahl vorbehaltene Inſchrift ſchrieb! Und wie er es war, der den Kaiſer wieder auf die von den Koſaken geſchändete Säule hob, führte er auch den Kaiſer Napoleon durch die Hand des Prinzen von Joinville ein in die Grabgewölbe des Invalidenpalaſtes, kam er dem Palaſte Ludwigs XIV. zu Hülfe, machte er Verſailles zum Tempel franzöſiſcher Majeſtät! So ſtrahlten alle Künſte unter dieſer glücklichen Regierung in vollem Glanze, die ſchönen Wiſſenſchaften im hellſten Lichte!... In welche Trauer hat ſich dieß univerſelle Feſt verwandelt? Welch ein griechiſches Feuer

hat dieſe Regierung verzehrt, die uns eine Monarchie verſprach? Ich ſehe nichts Anderes als eine ruinirte, in jedem Sinne des Wortes unterwühlte Stadt, eine im Sturm genommene Stadt mit allen ſcheußlichen charakteriſtiſchen Merkmalen des allgemeinen Entſetzens. Vernehmt und ſeht Ihr auf dem Theater der großen Dichter die Furie, mit flammengerötheten Augen, wie ſie die Marſeillaiſe der böſeſten Tage heult? Seht Ihr in der königlichen Loge dieſe ephemären Ehrgeizigen, dieſe Meiſter der Anarchie, vor denen der zitternde Comödiant den Cinna nicht mit den unbarmherzigen Anſpielungen zu ſpielen wagt? Und auf jenen auserwählten Plätzen, wo die jungen Prinzeſſinnen, dieſe frühlingsgrünen, friſchen Kränze der Krone, ſonſt durch ihre Gegenwart und ihr holdes Lächeln den beginnenden Dichter ermuthigten, bemerkt Ihr wohl die an den Farben ihrer Livrée kenntlichen und ſich brüſtenden Satelliten des großen Pornin? Wozu überhaupt jetzt, in dieſer unglücksſchwangern Zeit, Künſtler und ſchöne Künſte, wozu die Haſt, mit der man das Theater reparirte, auf dem man l'Impromptu de Versailles ſervirt, um damit ſolchen Theaterfreunden zu ſchmeicheln, welche an der Theaterthür die Billets wieder verkaufen, die man ihnen am Morgen in in den Mairieen gegeben, weil ſie das Wirthshaus einem Molière'ſchen Stücke vorziehen? Sieht man nicht,

wie wenig in so kurzer Zeit von dieser verschwundenen Monarchie geblieben? Wozu da noch die enormen Kosten, dieser Luxus, diese Pracht, diese schön geschmückten Gallerieen? Stumm ist der Areopag, Apollos Altar ist umgestürzt und Athen wird von dreißig Tyrannen zerrissen. Die Marseillaise und der Chant du Départ und das Ça ira, die Hymne blutiger Saturnalien bilden jetzt den einzigen Ohrenschmaus, repräsentiren in diesem Moment alle Künste Frankreichs; die Zeitung la Canaille und die von Carnot unterzeichneten Bülletins sind jetzt die würdigen Vertreter der Nationalliteratur. Es ist aus mit uns! Wollen unser Haupt beugen unter dem Joche jener entarteten Geister, welche die universellen Maximen verhöhnen! Wir müssen sie ja hören, diese neuen Evangelisten, die der Abgrund ausgespieen! Vergessen wir, ja vergessen wir, denn es soll so seyn, die Sprache des Augustus und Ludwigs XIV., um sie zu vertauschen mit dem zügellosen Wörterbuche aus den Zeiten eines Sulla und dem Jahrhundert eines Danton!... Kaum ist der König fort, so rasen entfesselt alle Leidenschaften, reiht sich Alles unter die Fahnen der Wuth und des Zornes! Die Legionen trennen sich von ihren Führern, das Volk vom Senate, dem mächtigen Lichte!... Ein Anderer bewohnt diese Paläste, die er nicht gebaut, ein Anderer bemächtigt sich dieser Versammlun-

gen, die er nicht berufen, ein Anderer mäht die Ernte, die er nicht geſäet... Barbarus has segetes!

Ach, ſchon lange vor ſeinem Begräbnißtage konnte der König ſeine Leichenrede hören! Ganz Europa erbebte bei dieſem ungeheuren De profundis, und nie hatte die beredte Stimme Boſſuet's, wenn er Henriette von England und den Prinzen von Condé rühmt und feiert, einen Wiederhall, der mit dieſem anticipirten Tode eines Königs verglichen werden konnte, der die ganze Geſellſchaft mit ins Grab nahm! — Der König iſt todt! rief Frankreich im J. 1848; der König iſt todt und wir tragen Trauer um ihn! Er iſt todt, denn Unordnung herrſcht ſtatt ſeiner! Er iſt todt!... Horcht hinein in die Höhlen, in die Gaſſen und Straßen, in die ſtinkenden Säle, wo die bewaffneten Clubs in Rache und Fieberwuth brüllen: Er iſt todt!... Seht ſie emporſteigen aus ihren Abgründen, die Socialiſten, die Dantoniſten, die Hébertiſten, die Utopienmacher und Improviſatoren mannigfacher Art, wie ſie ihre Theorieen laden bis zur Mündung und die gefährlichſten Chimären wie rothglühende Kugeln in die Welt ſchießen! Ja gewiß, der König iſt todt, denn wir ſind die Spielbälle des Sturms! Der König iſt todt, denn ohne Gnade und Barmherzigkeit ſind wir der wuthſchnaubenden Emeute preisgegeben, die uns unaufhörlich vom Stadthaus in die conſtituirende Ver-

ſammlung, vom Schlunde zur Klippe treibt und ſchleudert!

Der König iſt todt! Die Nationen haben ihn beweint, die Wiſſenſchaften und Künſte haben den Kummer der Völker getheilt, welche dieſer Sturz, den man von einem Ende Europas bis zum andern fühlte, überraſcht hatte. Schon zu der Zeit, als er nur Prinz von Geblüt war, hatte er Hrn. Fontaine als ſeinen Architecten, Caſimir Delavigne als ſeinen Dichter, Horace Vernet als ſeinen bevorzugten Maler adoptirt. Er liebte in allen Dingen den geſunden Menſchenverſtand, die concreten Schönheiten, die ſoliden Werke, die ſeit langer Zeit anerkannten Meiſterwerke und fügte ſich gern der öffentlichen Meinung, zumal wenn es galt, das Verdienſt zu ehren und das Talent zu ermuthigen. Lange zuvor, ehe er den durch ihn geretteten Thron beſtieg, kannte man ihn ſchon in den Schulen, im College, in der Werkſtätte des Malers, auf dem Gerüſte des Maurers; Prinz von Geblüt und Bürger zugleich gab er ſchon damals das Beiſpiel der Beharrlichkeit, die man anzuwenden hat, wenn es gilt, zerſtörtes Vermögen und Glück wieder herzuſtellen, und der Geſchicklichkeit, es zu vertheidigen; ſchon damals liebten ihn die Familienväter ob ſeiner Klugheit und Weisheit; die Kinder aber liebten und kannten ihn als den Vater ihrer Schulcameraden. So erwarb er ſich, ohne ſie

zu ſuchen, eine große, verdiente Popularität, eine inſtinctartige Popularität, wenn man ſo ſagen darf, und als eine Revolution, die er nicht gemacht (er rühmt ſich deſſen mit Recht), ihn in die Tuilerieen getragen, als er das Palais-Royal verlaſſen mußte, welches er vom Giebel bis zur Baſis umgeſtaltet, jene Gallerieen oder vielmehr jene ſchwebenden Gärten, von wo aus er die ganze Stadt beherrſchen konnte, die weiten Säle, angefüllt mit Gemälden, die er liebte, da ſchien es ihm, als verlöre er damit ſein Bürgerrecht und lange Zeit leiſtete er dem Willen Caſimir-Périer's, des Miniſters der Julirevolution, Widerſtand. In dieſem Hauſe, welches er nun und zwar für immer verlaſſen ſollte, hatte er mit der ruhigſten, intelligenteſten Beharrlichkeit die erſten Grundſteine zu ſeiner Größe gelegt; hier hatte er geſehen, wie alle geiſt- und talentvollen muthigen Unzufriedenen, durch die ſich die Reſtauration bis zur Ungerechtigkeit beunruhigt fühlte, zu ihm kamen. Er hing am Palais-Royal mit allen Erinnerungen, mit kindlicher Pietät, mit der Eitelkeit des Eigenthümers, mit der Eigenliebe des Architecten und Künſtlers. Dort war er der wahre König ſeines Hauſes, inmitten der mit ſo viel Liebe erzogenen Familie, dort hatte er ſo manche köſtliche Freundſchaft geſchloſſen. In dieſen Mauern ſeines Erbtheils war er zugleich der erſte Bürger und der erſte Edelmann von

Paris. Aus allen diesen Gründen wollte er daher das Palais-Royal nicht verlassen! In den ersten Tagen seines Königthums, ach! da träumte er noch, daß er gehen und kommen könne wie ehemals, da dachte er noch nicht an die Fieschi, Lecomte und Alibauds.

Allein Casimir-Périer war unerbittlich; er wollte, daß der König in den Tuilerieen sei, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand; er wollte einen König, der wirklich König sei; er wollte, daß Leben, Geräusch, Bewegung, die Agitation bewaffneter Soldaten und die eifrige Neugier Europas den Tuilerieen wieder gegeben würden, die jetzt so schweigsam und dergestalt verwüstet sind, daß, wenn man des Nachts an diesen trostlosen Mauern vorübergeht, es Einem vorkommt, als gehöre dieser düstere Palast jener Feenfürstin, die bereits über ein Jahrhundert in einem ungeheuern Walde schläft.

Kaum aber war der König im Schlosse der Tuilerieen, kaum saß er auf dem Throne, so sah man sogleich, daß Frankreich wieder einen König an der Spitze hatte, einen König, der zu regieren verstand. Wie liebte er sein Bürgerthum, wie sein Königthum! er liebte den Purpur, den Ruhm, die Feste, die Ceremonieen, die Privilegien, die Ehrerbietigkeit. Bei irgend gutem Willen erkennt man in ihm leicht den Enkel Heinrichs IV. und den König der Julirevolution; gern er-

innerte er ſich, daß er bei Jemappes gekämpft und daß der weiße Helmbuſch ſeines Ahnen beim Siege von Ivry vorangeweht! Der Sohn von zwei Revolutionen, verbannt von der erſten, gekrönt von der andern, ſprach er von der einen mit Dankbarkeit, von der andern mit Achtung, ſchrieb er Tag für Tag die Geſchichte der Männer und Ereigniſſe ſeiner Zeit. Eine wahrhaft königliche Aufgabe, eine ſolche Geſchichte alltäglich zu ſchreiben! Nichts entgeht auf dieſe Weiſe dem Gewiſſen und der Ueberzeugung; man wird gewiſſermaßen gezwungen zur Gerechtigkeit, um ſeiner ſelbſt, um Anderer willen. Wer ſeine Commentare ſchreibt, entfernt von den Ereigniſſen, die er erzählt, kann ſich leicht über ſeine eigenen Verdienſte täuſchen; allein aus dieſer loyalen, ſtündlichen Beichte muß die Wahrheit hervortauchen. Des Königs letzter Gedanke galt der Königin und ſeinen Kindern, ſeinen vorletzten Gedanken weihte er den Schlußworten der Memoiren ſeines Lebens. Die Welt und die Zukunft werden dieſe Blätter leſen, die das Gepräge der hauptſächlichen Eigenſchaften des Geſchichtsforſchers tragen: Treue, gutes, raſches Gedächtniß, ſicheren Blick, geſunden Menſchenverſtand, Beobachtungs- und Beurtheilungsgabe. O merkwürdiges Jahrhundert, das nicht zu viele große Geſchichtsſchreiber haben könnte! O erſte Hälfte eines Jahrhunderts, das tauſend Jahre repräſentirt! Grau-

ſamer Moment der Menſchheit, angefüllt mit Empörung, Gehorſam, namenloſem Elende, unendlichem Gedeihen, Siegen von Rieſen, getäuſchten Hoffnungen, unglücksſchwangern Ahnungen!— Welche Geſchichte war da zu ſchreiben! Und welch ein anderer Menſch, wenn nicht der König Ludwig Philipp, wird das Recht haben, auf die erſte Seite dieſer Annalen die Worte: pars magna fui zu ſchreiben!

Ich glaube, man darf ihn jetzt loben, wo er todt iſt; man kann an ſeinem Sarge und Grabe ſagen, was man zur Zeit ſeiner Macht und Kraft nicht geſagt hat! Er hat Tag und Nacht gearbeitet, wie kein anderes Manöver ſeiner Zeit gearbeitet hat. Spät in der Nacht ging er zu Bette und wachte tief in die Nacht hinein über die ſchlafende Stadt! Ein drei- bis vierſtündiger Schlummer auf hartem Lager genügten für ſeine Ruhe! Um ſieben Uhr Morgens ließ er ſich wecken; kaum aufgeſtanden, begann ſein Tagewerk. — Regner, gouverner, man hat ſich geſtritten um dieſe Worte, aber der König verſtand ſie. Regner, gouverner hieß nach ſeinem Verſtändniß: ſeine Pflicht thun, in der Ausübung der Pflicht leben und ſterben! Wer mit ihm zu thun hatte, fand leichten Zutritt, bereitwillige Aufmerkſamkeit, beſtimmte, klare Antwort! Leicht ward er Herr der rebelliſchſten Gemüther; wie verſtand er, Laffitte zu behandeln, gleich in den erſten

Tagen der Julirevolution, den General Lafayette und so manchen andern verſteckten Widerſtand, den er vortrefflich herausfand und würdigte! Er beſaß natürliche Beredſamkeit, redete mit Jedem in der ihm verſtändlichſten Sprache, war höflich, anmuthig und feſt. Er verſtand zu verweigern, zu verwilligen und freundlich zu ſeyn, und man ſah es leicht, wenn er ärgerlich war. Seine Reden ſind geſammelt worden und wer ſie aufmerkſam lieſt, der findet lebendig die Eindrücke des furchtbaren Moments wieder, wo auf den Ruinen einer großen Monarchie der Triumph der Julirevolution gegründet ward.

Er ſagte (hört, denn es ſprach ein Weiſer!): der Thron ſchöpfe ſeine Hauptkraft aus den öffentlichen Freiheiten, der König dürfe nicht mehr Macht beanſpruchen, als nöthig ſei zur Ausführung der Geſetze, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Vertheidigung des Staats, die Anarchie gebäre den Despotismus, der Wille des Volks müſſe der Wille des Königs ſeyn, die Intereſſen der Nation wären die Intereſſen des Throns. — Ein König, ſagte er ferner, muß ſich treu zeigen den Nationalgefühlen! Das Alles iſt Wort für Wort aus ſeinen Werken copirt, und wie er ſprach, ſo handelte er in echt conſtitutionell-monarchiſcher Weiſe, mit gleichem Haſſe die Tyrannei und unkluge Theorieen, Verrath und Treuloſig-

keit, Emeuten und Staatsſtreiche haſſend, ein echter Anhänger der wirklichen Freiheit, ein Feind jener trügeriſchen Freiheit, „die ſo ſchnell in den demüthigendſten, abſcheulichſten Despotismus ausartet.“ Ferner ſagte er: „Die Republik erbleicht vor dem conſtitutionellen Throne... Ordnung iſt das größte Gut... Laßt uns, um frei zu ſeyn, uns den Erinnerungen der Vergangenheit und den Bedürfniſſen der Gegenwart zugeſellen!... Freiheit ohne Zügelloſigkeit, Macht ohne Unterdrückung, das iſt das zu löſende Räthſel.“ Und auf die Löſung dieſes Räthſels hat er alle Chancen ſeines Glücks und Vermögens geſetzt und nach achtzehnjährigem Gehorſam und Reſpect hat das blinde Glück ſeine ganze Loyalität und Weisheit zertrümmert!

Ludit in humanis divina potentia rebus!

Doch er zählte auch ſchöne Tage, berühmte Stunden! Er hörte mit entzücktem Ohr das Lob und die Achtung der Zukunft! Die Eröffnung des Verſailler Muſeums war für den König ein großer Tag, ein Tag des Triumphes und des Stolzes. Er allein machte ſeinem Volke die Honneurs in dieſem großen durch ihn geretteten Palaſte, und es dünkt uns, als ſähen wir ihn noch vor uns an der Spitze aller Berühmtheiten des modernen Frankreichs ſchreitend, ſie unermüdlich von Etage zu Etage durch dieß immenſe Labyrinth von Marmor, Bronzen, Gemälden, Wappen,

Erinnerungen führend. Es war, als ob die beiden letzten Jahrhunderte unserer Geschichte das Jahrhundert Ludwig XIV. und das Jahrhundert Voltaires im Gefolge des neuen Königs einherschritten, erstaunt und entzückt, sich im vollen Glanze ihrer Majestät und ihres Genies wieder zu sehen! Zwischen diesen Generationen, so verschieden an Gläubigen und Skeptikern, Philosophen und Christen, absoluten und empörten Geistern schritt stolz der Kaiser Napoleon, ihm voran und hinter ihm drein seine große Armee, das ganze Europa vor sich her stoßend, bis er endlich im brennenden Moskau und auf den Eisfeldern Rußlands fällt. In der That eine große Idee, auf diese Weise durch Deckung des Nationalruhms die berühmtesten Namen unserer geschwundenen Größen zu retten! An jenem Tage sah man auch die Kapelle von Versailles wieder, wo noch die milde Stimme Massillons ertönte. An jenem Tage ertönte der von Ludwig XV. erbaute Opernsaal, so glänzend wie bei den Triumphen des alten Gluck von dessen antiken Melodieen! Die Mars spielte die Cilimine zum letzten Male und die ganze Truppe der Komödianten brüstete sich in jenen Kleidern von Sammet und Gold, die ihnen des Königs Freigebigkeit angewiesen.

Gewiß keiner der Gäste dieses Festes wird den Moment des Triumphs vergessen haben, als in der

Gallerie der Statuen, unter den Gräbern und Wappenschildern diese glänzende Menge, von einstimmiger Bewunderung ergriffen, plötzlich staunend stehen blieb. Man bewunderte den schönen Marmor, den die Februarrevolution mit einem Trauerflor bedeckt, die Statue der Jeanne d'Arc, dieß so populär gewordene Meisterstück. „Meine Herren, sagte der König mitten im Gemurmel des Beifalls, hier ist die Verfertigerin", und dabei zeigte er auf die Prinzessin Marie, die bleich wie eine Statue unter den übrigen Familiengliedern stand, die große beweinte Künstlerin jener Zeit.

Wir suchen diesen todten König da, wo man ihn suchen muß, in seiner Güte, in seiner Mäßigung, in seinen Tugenden, seinen friedlichen Werken, in dem Interesse, welches er gegen die Künstler hegte, in seiner Liebe zur Architectur, dieser mütterlichen Amme der Malerei, der Sculptur, kurz, aller Künste. Er hat Versailles wieder hergestellt, das Palais-Royal vollendet, die Tuilerieen reparirt und aus diesem Palaste äußerer Pracht ein bewohnbares Haus gemacht. In diesen Tuilerieen, die früher nichts Anderes waren, als ein immenses Fremdenhaus, hat er Thüren und Fenster geöffnet, wo es nur irgend möglich war, und die verschiedenen Gemächer, welche die antike Etikette trennte, in Zusammenhang gebracht. Unter die-

ſem neuen Dache wohnte bequem ſeine gegenwärtige und künftige Familie, und es war jedes Jahr ein Feſt, zu ſehen, wie ſich ſowohl die Familie als das Haus, in welchem ſie Raum finden ſollten, vergrößerten. Dabei hat zwar das königliche Werk von Philibert Delorme etwas von ſeiner innern Anmuth verloren, aber die Dankbarkeit und Bewunderung gegen den Herrn dieſer Wohnung ſteigerte ſich mehr und mehr. Ach, man war ſo wohl aufgenommen in dieſen der Façade uſurpirten Salons! Man war ſo vollſtändig der Gaſt des Königs! Er machte die Honneurs ſeines Hauſes mit ſo vollendeter Anmuth!

Und wie viele Häuſer und Paläſte hat er überhaupt reparirt! Welche noch ſo weit entfernten Ruinen ſind ſeinem ſorgſamen Auge entgangen? Vom Schloſſe Pau bis zum Schloſſe Compiègne, von den Tuilerieen bis Fontainebleau, vom Walde bis zum zugehauenen Stein, von den Blumen des Gartens bis zu den Producten des Küchengartens findet man den König wieder, überall und immer. Er erinnerte ſich, daß auch Karl der Große, der Kaiſer und König ſich mit den Erzeugniſſen ſeines Gartens beſchäftigte. Nachdem er Verſailles gerettet, dachte er an die Vollendung des Louvre! Das Schloß Eu geſtaltete er zu einem Wunderwerke. Nie hatten die alten Guiſe in ihrer Macht und nie la grande Mademoiselle in

ihrer von der Liebe verſchönten Zeit des Glückes dieſe Pracht und Größe für ihre erblichen Beſitzthümer geträumt. Und doch mußte dieſer König des Schloſſes Eu von dieſem undankbaren Geſtade, wo er die Königin von England und ihren ganzen Hof gaſtlich empfangen, auf denſelben Fluthen des Oceans, die ihn einſt mit Gehorſam und Stolz getragen, Frankreich verlaſſen, auf ſturmgepeitſchten Wogen, vertrieben durch die feſſelloſen Stürme der Volkswuth. O Glück! Wie gräßlich ſind deine Gefahren in der verhängnißvollen Stunde, wo die auserwählten Götter, welche die erlauchten Häupter ſchirmen und ſie mit ſorgfältiger Liebe umringen, ihre Hülfe und ihren Beiſtand den pharſaliſchen Kämpfern entziehen.

Noch entſinne ich mich, als wäre es von geſtern, der Feſte von Fontainebleau in jenem wundervollen Momente des Glücks dieſes Hauſes Orleans, wo die Kronprinzeſſin ankam. Der Garten und der Sommer, die ſpringenden Waſſer und die Blumen, die Bäume und furchtbaren Boskets, hinter denen der Mörder Lecomte ſich verſteckte, glänzten in feſtlicher Pracht. Für ein Jahrhundert wieder hergeſtellt, erhoben ſich dieſe verſchiedenen zu einem Ganzen hergeſtellten Schlöſſer in die Luft. Welch ein vollkommenes Feſt! Alle Pforten, alle Thore des Palaſtes ſind geöffnet; überall ungeheuere Gallerieen, immenſe Salons, Amphithea-

ter, Riesentreppen, verborgene Zufluchtsörter hinter discreten Mauern, Balcons von Marmor und Bronze. Alle Zeiten, alle Künste, alle Monarchen waren in diesen Mauern repräsentirt. Innerhalb der Mauern, außerhalb derselben, die Armee, die Menschenmenge, Trommeln und Fanfaren; Erwartung in allen Seelen, Freude in allen Herzen! In demselben Hofe des Palastes von Fontainebleau, in dem jetzt die Fanfaren dieser jungen Armee ertönten, stand einst des Kaisers alte Garde, und von jenem Balcon herab, auf dem der ungeduldige König die Braut seines Sohnes erwartete, sagte der Kaiser dem tödtlich verwundeten Adler Lebewohl!... Rührende, furchtbare Dramen! Erlebte, vollzogene Trauerspiele!

Auf der obersten Treppenstufe von Fontainebleau erwartete der König die Kronprinzessin, und als sie endlich erschien, diese Hoffnung eines erlauchten Geschlechts, unter Trommelschlag und Trompetenschall, beim Donner der Kanonen, zwischen dem doppelten Spalier von Gesandten, Deputirten, Marschällen und französischen Pairs, vornehmen Männern und Frauen, die mit Blumen bedeckte große Treppe herabsteigend, um die Prinzessin zu begrüßen, da konnte man den König sehen, allein auf der höchsten Stufe, auf welcher ihn die Etikette fesselte, wie er seine beiden ehrwürdigen Hände dieser Tochter seiner Wahl und sei-

nes Herzens entgegenſtreckte! Der König theilte die allgemeine Rührung und Bewegung und, ſeine Tochter in den Armen, betrachtete er ſie mit Blicken voll Freude und Stolz! Damals waren ſie alle zuſammen, ſeine Kinder, und noch fehlte kein theures Haupt. Und als es Abend ward, da ſtrahlte dieſer Feenpalaſt in prachtvoller Beleuchtung. Es war, als würden die alten Herren dieſes Hauſes, Franz I. und Primatice, Philibert Delorme und Diane de Poitiers in dieſer Gallerie Heinrichs II. erwartet, wo der Vertrag ewiger Verbindung unterzeichnet ward zwiſchen der erlauchten Prinzeſſin Helene Luiſe Eliſabeth, Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin, und dem erlauchten Prinzen Ferdinand Philippe Louis Charles Henri d'Orleans, Herzog von Orleans, Kronprinz... Eine Wittwe!... Ein Todter! Kapelle von Fontainebleau, gegründet vom heiligen Ludwig, du haſt die Gebete gehört! Sage mir, wie haſt du ſie erhört?

Zweimal ſeit dieſem Tage legte der König Trauer an um zwei Kinder, die ihn damals umgaben. Die Prinzeſſin Marie nahm zuerſt Abſchied, nachdem ſie zuvor dem Familienvater die Stelle bezeichnet hatte, wo ſie ruhen wollte. Es war ein recht auserwählter Platz zwiſchen ihrem Vater und ihrer Mutter, als Erſatz für die ſchönen jungen Jahre, Tugenden und Talente, die der Tod Jenen raubte. Und nach der

Schweſter der Held jener Feſte von Fontainebleau, der tapfere junge Mann, den damals alle Glückſeligkeiten des Lebens, das höchſte Familienglück, alle Größe des Ruhms und der Jugend umringten. Er fällt vor dem Thore jenes Schloſſes von Neuilly, welches die weintrunkenen Verwüſter nach Art der Wilden verbrannt haben; er fällt und ſtirbt in einer der Alleen, die er ſeit ſeiner Kindheit mit feſtem, munterem Schritt durcheilt hatte!... Es war am 13. Juli 1842! Wem fällt dabei nicht das Gemälde ein, wo König Priamus mit verhülltem Haupte Hectors Leichenbegängniſſe beiwohnt?

Wunderbar! Sogar in dieſem furchtbaren Moment vergaß der unglückliche Vater nicht, daß er eine Krone trug. Man ſah ihn 17 Nächte und 17 Tage lang vor der Leiche ſeines Erſtgebornen auf den Knieen liegen, während rings um ihn die Thränen der Mutter, der Gattin, der Kinder und Brüder, der Freunde und Diener floſſen! Kaum aber hatte er der Natur den erſten Zoll der Thränen und Schmerzen geſpendet, an denen die ganze Welt Theil nahm, ſo erhob der König das Haupt wieder, ebenſo groß und erhaben wie ſein Unglück ſelbſt. Er begab ſich in die Deputirtenkammer, welche zuſammenberufen worden war, um über das Heil der Monarchie zu wachen. Langſam ſchritt er durch die ungeheuere Volksmenge, die

ihm zum ehrfurchtsvollen Geleite diente; bleichen Angesichts nahm er Platz auf dem Throne, dessen erste Stufe leer geworden, um mit einer Stimme, die er beherrschte, wie er seinen Schmerz zu beherrschen wußte, von der Zukunft zu sprechen! Und gewiß gebührte die Zukunft diesem großen Herzen, dieser heroischen Resignation, diesem edlen gekrönten Greise, der sich mit vertrauensvoller Hand auf das Haupt dieses schwachen kaum 4jährigen Kindes stützte!... Das Kind ist jetzt in der Verbannung, denn es fehlte die Hand, die sich auf immer Ruhm und Segen erworben hätte, wenn sie dem verwaisten Knaben jenes edlen Prinzen entgegengestreckt worden wäre!... Ganz Frankreich zollte dem Wunsche des Königs Beifall und billigte jene Regentschaft, die Niemand fürchtete, so lange er selbst noch im Besitz voller Lebenskraft war. Damals, in jenem Moment, segneten alle Familienväter des trauernden Frankreichs das Kind und den Greis! Frankreich theilte den Schmerz und die Trauer seines Königs, denn es war ja selbst zur Hälfte betheiligt an seiner Verzweiflung, an seinen Hoffnungen! Dieß war ja auch der einzige Lohn für so viel Muth und so viele Mühseligkeiten! Und als er wieder zurückgekehrt war aus allen den Sympathieen und allgemeinen Acclamationen, da konnte der König zu sich sagen: Vorwärts, Muth! Noch gilt mein Leben etwas! In dieser ungeheuren,

durch mich von der Anarchie geretteten Stadt ist es wohl möglich, daß ich in irgend einer Gasse von einer meuchelmörderischen Kugel getroffen sterbe, aber Gott sei Dank, keine Thräne entquillt meinen Augen, die mir nicht die Liebe meines Volkes in höherem Grade erwirbt; wenn ich traure, trauert mein Volk mit mir und nie vereinsamt ist mein Schmerz. Was fortan nun auch kommen mag, von welcher Art der Tod auch seyn mag, der meiner harrt, Frankreich wird meinem Sarge folgen, ja, auf Europa kann ich rechnen bei meinem Leichenbegängniß, und die Könige Europas werden endlich sehen, ob in mir die Seele, das Herz, der Geist eines Königs lebte.

Eitle Mühe! Eitle Hoffnung! Vergeblicher Schmerz! Der Sturm eines Augenblicks hat Alles hinweggerissen, Kind und Greis, Eiche und Blätter, Vater und Kinder, Königin und König! Nur Madame Adelaide war glücklicher, sie blieb zurück, denn sie starb in den Armen ihres Bruders, am Vorabend jener großen Erschütterungen und ohne Ahnungen des Sturms der Alle bedrohte, sie die Hellsehende.

Der König ist todt! Sein Leib blieb in jenem gastlichen Lande, das um ihn Trauer angelegt, dem Beispiele der Königin von England folgend, einem erlauchten Beispiele, welches wahrscheinlich nur wenig Nachahmung finden wird bei allen jenen Kronen, die

ſo eiferſüchtig waren auf die Größe dieſes Hauſes, welches Breſchen wieder auszubauen und verfallene Thürme wieder herzurichten verſtand, wie Boſſuet ſagt. Man zähle nun die Werke und Arbeiten dieſes guten Fürſten, und man wird, ohne unſer gegenwärtiges Elend zu Hülfe zu nehmen, begreifen, was Frankreich verloren, als es ihn verlor. Welche Kämpfe, welche Gefahren im Innern wie nach Außen hat er zu beſtehen gehabt! Er war preisgegeben allem Haß von oben, aller Verzweiflung von unten! Welche Maſſe von Emeuten, Complotten, empörten Städten! Wie viele von der Vorſehung verrathener Mörder, die ihre Angriffe unaufhörlich wieder erneuten! Aber dagegen auch welche Ruhe, welches Glück und Gedeihen, das uns unaufhörlich aus dieſem wohlwollenden, unerſchöpflichen Königthum zuſtrömte! Das Unglück, die Leiden des Königs waren groß, aber die treue Hingebung der Königin wußte ſie ſiegreich zu überwinden! Vielleicht erſt künftigen Zeiten iſt es vorbehalten, alle Tugenden des Familienvaters in ihrem Glanze zu ſchauen. Er war das Muſter des heimiſchen Daches und deſſen unvergängliche Ehre. Gott ſei Dank! dieſer König darf ſich dreiſt in die Wagſchale des alten Philoſophen ſtellen, der da ſagt: Leget in dieſe Schale die Welt, den Ocean, die Sterne und in jene eine einzige ſchöne

Eigenschaft der unsterblichen Seele, so wird diese Wagschale schwer herabsinken gegen jene.

Doch ich will besser endigen, als ich begonnen, nämlich mit einem Briefe des Königs an seinen Sohn. Dieser Brief, werth, der Zukunft aufbewahrt zu werden als ein seltenes Monument väterlicher Güte und Zärtlichkeit, ward, als die Plünderer sich der verwüsteten Tuillerieen bemächtigt hatten, den Winden und dem Zufall preisgegeben... Leset ihn und fragt Euch dann, ob Ihr je Etwas gelesen, was Eures Mitgefühls, Eurer Thränen und Achtung würdiger gewesen.

Auf dem Tische der Bibliothek von St. Cloud.

„Dienstag, den 25. Nov. 1845.

„Mein theurer Freund und lieber Sohn!

„Ich bin wahrhaft trostlos, daß alle Welt Zeuge des Anfalls von Ungeduld gewesen, die ich gegen Dich geäußert; es drängte mich daher, es Dir zu bezeugen und zu sagen, mein guter, treuer Sohn, daß ich nicht bloß Deine Gefühle, sondern auch Dein ganzes Betragen gegen mich vollkommen anerkenne und würdige. Ich wollte Dich deßhalb auch, als ich von Tafel ging, umarmen und Dir es sagen, aber ich fand Dich nicht; darum thue ich es jetzt schriftlich, in aller Eile und mit dem lebhaften Bedauern, es nicht zugleich in Gegenwart derer thun zu können, die mich gehört."

„Ich küsse Dich in Gedanken so herzlich als möglich!"

Der Brief war adressirt: „An meinen geliebten Sohn, den Herzog von Nemours, in den Tuilerieen. — Pressant!"

Sie aber, Prinz, verzeihen Sie mir, daß ich jetzt diesen Brief veröffentliche, der Vater wie Sohn in gleichem Grade ehrt! Beruhigen Sie sich übrigens über diesen Brief, gnädigster Herr; eine dankbare Hand hat ihn aufgerafft aus den Trümmern des großen Sturms, eine dankbare, treue Hand wird Ihnen denselben wieder zustellen!

Jules Janin.

Aus den Memoiren der Therese Pulszky [1]).

II.

Ungarisches Landleben.

Meine Schwiegermutter lebte im nördlichen Theile des Landes, welches wesentlich verschieden von unserer bisherigen Umgebung war. Diese Region war dem herrschenden rauhen Einflusse der Gebirgskette der Karpathen ausgesetzt, die nicht wenige Berge zählt, deren Gipfel Jahr aus Jahr ein mit Schnee bedeckt sind.

---

1) M. s. d. 9. Heft dieser Zeitschrift 1850.

Ihr Anblick erhielt nur dann eine ſanfte Färbung, wenn die auf- und untergehende Sonne ihren roſigen Schleier darüber breitete.

In dieſem wilden Gebirge entſpringen übrigens viele Mineralquellen mit heilenden Kräften. So finden wir an der polniſchen Grenze die Bäder von Bártfa (Bartfeld), die zu Ende des letzten und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts viel beſucht waren. Der damals in ganz Deutſchland wüthende Krieg vertrieb die Spieler aus Baden, Spaa, Wiesbaden u. ſ. w., und ſie ſuchten ungeſtörte Erholung in dieſem fernen Orte, der ſeitdem wieder vereinſamt iſt. Trencſin, Tapoleſán (Teplitz) und Pöſtény (Piſchtian) ſind jetzt weit mehr beſucht, namentlich das letztere, welches für eins der kräftigſten Bäder gilt. Allein keins derſelben kann ſich hinſichtlich ſeiner romantiſchen Lage mit Schmeeks vergleichen. Dieß ungariſche Gräfenberg übertrifft ſeinen berühmten ſchleſiſchen Rivalen durch die prachtvollſte Bergſcenerie, die man ſich nur denken kann, und verdiente wahrhaftig mehr gekannt zu ſeyn. Außer dem König von Sachſen, den ſeine botaniſchen Studien hierher geführt, haben ſich bis jetzt nur wenige Fremde dieſes ſtärkenden Waſſers und der natürlichen Schönheiten dieſes anziehenden Platzes erfreut. Nicht weit davon liegt der Lomniczi-tetö (Lomniczer Höhe) 8000

Fuß über der Meeresfläche — der höchste Punkt der Karpathen.

Ungarn ist nach allen Richtungen mit Mineralquellen jeder Art gesegnet; allein nur wenige derselben können sich des Privilegiums der Fashion rühmen. Das Landleben ist zu innig verknüpft mit der Beschäftigung und Geistesrichtung der Ungarn, die hier herrschenden gastfreundlichen Gebräuche bringen ihn in so unaufhörliche Berührung mit seinen Nachbarn, daß er weder an der Aufregung leidet, welche so oft durch continentale Wintersaisons in der Stadt erzeugt wird, noch an der Einsamkeit ländlicher Abgeschiedenheit. Beide Leiden erzeugen gewöhnlich entweder Ueberreizung der Nerven oder Abspannung derselben, Krankheiten, die mehr als alle anderen Ursachen die Badeörter mit ihren gewöhnlichen Gästen füllen.

Die etwas kahlen Berge der Gespannschaften Trencsin und Liptó und die sanfteren Höhen von Hont und mehrere Districte von Zól schützen die Thäler der Wág und Guram (Gran), beide reich an mannigfaltigen Landschaften luftiger Großartigkeit und lächelnder Freundlichkeit, beide berühmt durch die blutigen Kämpfe dieses Jahres (1849), die ihre Felder mit Blut gedüngt.

In den nördlichen Comitaten ist die slavonische Bevölkerung die bei Weitem vorherrschende. Unter den westlichen Einwohnern mährischen Stammes fin-

den wir auch Abkömmlinge der 20,000 Huſſiten, die im 15. Jahrhundert unter ihrem Anführer Giskra von Brandies gegen Wladislas I. für die Sache des Ladislas Poſthumus kämpften. Später ſchloſſen ſie Frieden mit Matthias Corvinus (Matthias Hunyady) und ſiedelten ſich in Ungarn an. Ihre Abkömmlinge finden wir auch in den Comitaten von Nográd, Gömör und Liptó. An den Kirchthüren dieſer urſprünglichen Huſſiten iſt noch immer der Abendmahlbecher abgebildet, die unterſcheidende Form der Calixtiner, welche die urſprüngliche Weiſe des Sacramentes gegen diejenigen aufrecht erhielt, welche den Laien den Becher vorenthielten.

Als im 16. Jahrhundert das Licht der Reformation durch den Nebel der mittelalterlichen Gebräuche drang, trugen dieſe Huſſiten, durchdrungen von den Strahlen der Wahrheit, auf die ſie vorbereitet waren, in großem Maße zu deren ſchneller Verbreitung über alle ſlaviſchen Theile Ungarns bei, in denen ſie auch die böhmiſche Ueberſetzung der h. Schrift einführten, die nächſt Luthers Ueberſetzung und der engliſchen am meiſten geſchätzt ward.

Die Comitate von Szepes (Zipſen), Sarós, Abany und Zempleny ſind von Slavoniern mehr polniſcher Abſtammung bevölkert. Intoleranter als die kurz zuvor Erwähnten haben ſie auch weniger Schulen, ein Um-

ſtand, der gewiſſermaßen als Prüfſtein der Lebenskraft aller Glaubensbekenntniſſe in Ungarn, mit Ausnahme des katholiſchen, dienen kann. Die Schulen des Katholicismus, der als Staatsreligion gilt, werden von der Regierung erhalten und hängen direct von ihr ab, während die Proteſtanten, Griechen, Unitarier und Juden ihre eignen Kirchen und Schulen erhalten müſſen und ihnen daher auch die Leitung derſelben gebührt. Andererſeits beſteht die Regierung ſo ſtreng auf ihrer Suprematie über die katholiſchen Inſtitutionen, daß ich mehrere Fälle kenne, in welchen die wohlgemeinten Verſuche proteſtantiſcher Gutsherren, die auf ihren Gütern auf eigene Koſten Schulen für ihre katholiſchen Bauern errichten wollten und nur das Privilegium, die Schulmeiſter anzuſtellen, beanſpruchten, vereitelt und abgeſchlagen wurden. Dieſe Beiſpiele ſtrenger Intoleranz erſchienen aber um ſo thörichter in einem Lande, wo das Recht der Patronatſchaft über katholiſche Kirchen auf vielen Gütern ohne Rückſicht auf ſeine Religion den Eigenthümern gebührte. Seine Verpflichtung, die Kirche zu erhalten, ſchloß zugleich das Recht in ſich, diejenige Perſon anzuſtellen, welche die Einkünfte bezog.

Die Slavonier wiſſen gar manche phantaſtiſche Erzählung von ihren dunkeln Thälern und rauhen Felſen; allein ihnen fehlen Schriftſteller, wie Grimm und Andere ſeiner Schule, um ſie zu verherrlichen. Wir

werden uns daher auch hier nur auf die Notiz beschränken, daß die meisten ihrer Erzählungen sich auf isolirt liegende Felspartieen in Ebenen oder Thälern beziehen (wandernde Felsblöcke) und immer mit dem Teufel zu thun haben.

Wie wir in den nordwestlichen Theilen Einwohner mährischen Stammes finden, so in den nordöstlichen Ruthenen, die im 14. Jahrhundert aus Ladomerien (Ost-Galizien) nach Ungarn einwanderten, unter Anführung ihres Fürsten Theodor Koriatovich. Sie sind die unglücklichsten, bedauernswürdigsten aller Slavonier und zugleich die faulenzerischsten und unwissendsten Menschen. Ihrem Glaubensbekenntnisse nach gehören sie zu den unirten Griechen; allein ihr Clerus ist wenig geeignet, sie zu bessern. Zwar erkennen sie des Papstes Suprematie an, nehmen jedoch das Sacrament in beiden Formen und hegen die merkwürdigsten, verworrensten Ideen über die Frage, ob der h. Geist allein vom Vater, oder vom Vater und Sohn (Filiogne) herstamme. Einmal zu heirathen, ist den Priestern gestattet, aber sie dürfen nicht zu einer zweiten Ehe schreiten. Ihre Bibel und Liturgie sind in der alten heiligen slavonischen Sprache geschrieben, die von ihren Aposteln Cyrillus und Methudius herstammt; diese wären auch die Erfinder ihres Alphabets. Ihre neueren Priester aber verstanden fast nie, was in diesen

Büchern ſtand und oft ſah man daher, daß ſie die heiligen Bücher verkehrt vor ſich liegen hatten. Die Schafe ſolcher Hirten, bei denen Schulunterricht ein unbekanntes Ding iſt, ſind ſo abergläubiſch, wie man es unter ſolchen Umſtänden erwarten kann.

Eins der merkwürdigſten Beiſpiele ſolchen Aberglaubens iſt die Pilgerſchaft der Ruthenen ins Comitat von Unghuár. Dort ſteht über dem Fluſſe Latorcza, auf ſteiler Höhe ein Kloſter, nach welchem die Ruthenen alljährlich im Sommer von nah und fern wallfahrten, um Ablaß zu erlangen. In großen Proceſſionen, mit Standarten und Geſängen begegnen ſich die verſchiedenen Gemeinden und ſammeln ſich in langen Zügen auf dem Wege nach dem Kloſter. So wandern ſie fort bis zum Gipfel des Berges, unter welchem der Latorcza fließt. Den meiſten Ablaß der Sünden haben dem Volksaberglauben gemäß diejenigen zu erwarten, die ſich zuerſt in dieſem Waſſer baden. Gleich den Griechen Homers bilden ſie ſich ein, ſie würden durch und durch gereinigt, wenn ſie ihre Sünden in den Wellen abwüſchen. Sobald die Proceſſion den Gipfel des Berges erreicht, hört der Geſang auf und es beginnt eine merkwürdige Art von Wettrennen. Die ganze Maſſe des Volkes drängt ſich nämlich hinab zum Fluſſe; fällt einer der Vordern, ſo ſtürzen ganze Dutzende von Hinterleuten über ihn her und er wird

buchstäblich zertreten. Geschrei und Geheul dringt durch die Luft, und Männer, Frauen und Kinder drängen sich in wilder Unordnung in den Strom, der zum Glücke seicht ist. Es ist eine Scene, die weit mehr an Heidenthum, als an eine christliche Ceremonie erinnert — eine Scene, die viele der Pilger krank oder zu Krüppeln macht. Und dennoch fühlen sich Alle glückselig, die ihre Sünden im Latorcza abwaschen können; am glücklichsten aber sind die Mönche, denn nach diesem kalten Bade wandert das Volk in trockenen Kleidern ins Kloster, um von Kapelle zu Kapelle zu beten und überall als frommes Opfer einige Kupfermünze zu spenden.

Obgleich ich die niedern Klassen in den obern Comitaten so ganz verschieden fand in Sprache, Glauben und geistiger Entwicklung, so waren doch die höhern Klassen die nämlichen wie im ganzen übrigen Ungarn, nur mit dem Unterschiede, daß der Adel im Allgemeinen, obgleich ärmer, hier noch prunklustiger war als anderswo. Sáros hat deßhalb auch sich die Bezeichnung des ungarischen Gascogne erworben. Trotzdem aber bildet die vorherrschende Herzlichkeit auch hier den großen Reiz geselligen Verkehrs.

In diesem nördlichen Klima bilden Wolfsjagden eine häufige Zerstreuung der Edelleute und auch Eber- und Bärenjagden sind nichts Seltenes. Im Winter stat-

ten Wölfe ihre Beſuche nicht bloß in einſamen Hütten ab, ſondern wagen ſich auch ganz in die Nähe der Städte. Ein ſolches Ereigniß verurſacht aber ſtets großes Aufſehen und Lärm, der ſich nicht eher wieder legt, als bis der freche Eindringling als ein Opfer öffentlicher Rache gefallen.

Jagden, Bälle, Hochzeiten, Geburtstäge und improviſirte Feſtlichkeiten, Alles dieß bietet willkommenen Vorwand zum unaufhörlichen Kommen und Gehen. Aber ſelbſt ohne dieſes würden Leute gewiß häufig ſich geſellig vergnügen, bei denen Gaſtfreundſchaft ein religiöſes Gefühl, ein Fundamentalprincip ihres ſocialen Zuſtandes iſt. Ohne Zweifel haben gewiſſe europäiſche Conventionalitäten neuerer Einführung auch bereits ihren Einfluß über das Land erſtreckt, allein noch iſt viel Charakteriſtiſches zurückgeblieben. So viel aber iſt gewiß, daß Verbeſſerungen der Wege und Communicationsmittel im Allgemeinen, ſo angenehm ſie auch für Reiſende und ſo nützlich ſie auch für den Handel ſeyn mögen, doch keineswegs günſtig ſind für patriarchaliſche Gewohnheiten und Sitten, welche die ſchimmernde Seite des Feudalismus bilden, abgeſehen von den auffallenden Sonderbarkeiten, mit denen ſie oft vermiſcht ſind.

Auf ſolche Sonderbarkeiten ſtieß man aber beim Beginn unſeres Jahrhunderts noch häufig. Als einen der letzten charakteriſtiſchen Barone des Feudalismus

nenne ich hier den Baron Palocsay. Nie gestattete er irgend einem Comitatsbeamten, auf seinen Besitzungen die Comitatsdecrete auszuführen. Sie wurden ihm gewöhnlich unmittelbar eingehändigt und von ihm selbst aufs Gewissenhafteste ausgeführt, auch wenn sie gegen sein Interesse waren; allein aufs Eifersüchtigste wachte er darüber, daß kein Anderer außer ihm auf seinen Gütern herrschte oder anordnete. Da er bei den Wahlen große Summen aufwendete und außerordentlich gastfrei und wohlthätig war, so stand er in großem Ansehen bei den Comitatsbeamten und sie fügten sich fast immer seinen feudalistischen Grillen. Dasselbe thaten ebenso willig seine zahlreichen Gäste.

Von Zeit zu Zeit, namentlich im Winter war das Schloß, in welchem der alte Baron das ganze Jahr über wohnte und welches in einer sehr windigen, rauhen Gegend lag, ohne Besucher. Dann schickte der gnädige Herr, der sich langweilte, nach allen Richtungen Boten aus, um Gäste zu suchen. Seine Diener begaben sich nach der Landstraße, die nach Galizien und Szepes führt, und wenn sie einen Reisewagen erblickten, zwangen sie gewissermaßen die Reisenden, mit aufs Schloß zu kommen, wo sie der Baron, ohne im Geringsten auf ihre Protestationen zu hören, mehrere Tage lang wahrhaft fürstlich bewirthete, weil, wie er sagte, die Ungarn ein Recht hätten, ihre Gäste drei

Tage lang zu behalten; wollten ſie dann länger bleiben, ſo ſei dieß des Wirthes größte Ehre.

Dieſe Idee hegen noch viele Ungarn, wenn ſie dieſelbe auch nicht mehr ſo practiſch ausüben, wie es der alte Baron zu thun pflegte. So kenne ich z. B. einen Fall, wo ein Herr S— einmal zu einem ungariſchen Landedelmann zum Beſuch kam und ſieben Jahre lang im Hauſe ſeines Gaſtfreundes blieb. Das war nun allerdings wohl ein Bischen excentriſch, aber Monate lange Beſuche ſind gar nichts Ungewöhnliches, und Perſonen, die mit drei bis vier Kindern kommen, müſſen nicht ſelten Vorwürfe hören, daß ſie nicht die ganze übrige Familie mitgebracht haben.

Nie aber bot Baron Palocſay's Schloß einen belebteren, merkwürdigeren Anblick dar, als jedes Jahr im Herbſt. Dieß iſt in den Hochlanden die allgemeine Hochzeitsjahreszeit der Bauern, welche die verhängnißvolle Periode nicht eher beginnen, als bis die härteſten, dringendſten Arbeiten vorüber ſind. In dieſer Zeit pflegte der Baron in ſeiner Halle alle Bauermädchen vom ſechszehnten bis zum zwanzigſten Jahre, und alle Bauerburſchen vom zweiundzwanzigſten bis zum ſechsundzwanzigſten Jahre zu verſammeln, die zu ſeinen Gütern gehörten. (Es waren nur Slovaken.) Dieſe wurden dann in zwei Reihen einander gegenübergeſtellt, paarweis ſortirt und dabei geſagt: „Du

Jancſi (Johann) paſſeſt gerade für Marcſa (Marie), und du András (Andreas) für Hancſa (Hanne) und ſo fort. Die auf dieſe Weiſe deſignirten Pärchen gingen nun zur Kapelle, wo der Kaplan ihre Brautſchaft verkündete, die nach 14 Tagen vollzogen ward, bei welcher Gelegenheit jedes neuvermählte Paar eine Kuh und noch einige andere Ausſtattung erhielt. Machte aber einer der Burſchen einen Einwurf, indem er ſeine Abneigung gegen Ilya (Helene) erwähnte, ſo erwiederte der Baron, daß er das nicht glaube und zwang den Burſchen, zum Beweiſe ſeiner Liebe 25 Hiebe in Empfang zu nehmen. Beſtand er dieſe Prüfung, ſo durfte er nach eigener Wahl wählen.

Dieſe Gattung feudaliſtiſcher Sitten ſtarb mit Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts. Der Sohn war auch extravagant, aber in anderer Weiſe. Er war ein Conſervativer der deutſchen Schule, machte aber demungeachtet die kühnſten Reformen in öconomiſcher Beziehung und verbrauchte einen großen Theil ſeines Vermögens in Experimenten. Der Enkel und gegenwärtige Beſitzer iſt der größte Anglomane in Ungarn, wobei er übrigens viele Rivalen hat. Sein größter Ehrgeiz beſteht darin, von Fremden für einen Engländer gehalten zu werden.

Ein Original anderer Art war der alte Graf Georg Feſtetics, einer der reichſten Edelleute Ungarns,

der am Balaton (Plattensee) wohnte. In seiner Jugend, während er noch Husarenofficier war, unterschrieb er im J. 1792 mit seinem ganzen Regimente eine parlamentarische Petition, welche Mißfallen bei der Regierung erregte und mußte deßhalb eine Zeitlang ins Gefängniß wandern. Sodann kehrte er auf seine wahrhaft fürstlichen Güter zurück. Er war nicht allein wissenschaftlich gebildet, sondern auch schön; dabei besaß er satirische Gewandtheit, die er gegen alle Welt anwendete, obgleich er sie unter der Maske der Höflichkeit zu verstecken wußte, während er zugleich den Schein so vollkommener Demuth annahm, daß ihn die Menschen oft für linkisch und unbeholfen hielten. Nie wußte man, ob er im Scherz oder Ernst sprach. Da er die Menschen in der Ueberzeugung verachtete, daß Jedweder um irgend einen Preis käuflich sei, so wurde es bei ihm zur Manie, Jeden bestechen zu wollen, ohne dabei andere Ansprüche zu machen, als die Satisfaction, wieder eine Person mehr zu kennen, die ihm verpflichtet sei. Diese Manie ging so weit, daß er einmal sogar versuchte, seinen König, den Kaiser Franz zu bestechen.

Der Kaiser brachte nämlich auf seiner Reise nach Kroatien eine Nacht in des Grafen Schloß zu. Das politische Vergehen aus seiner Jugendzeit war längst vergessen und Franz sehr gnädig; der ungarische Mag-

nat aber empfing ihn mit Feſtlichkeiten im glänzendſten Styl. Nachdem ſich der Kaiſer zur Ruhe begeben hatte, präſentirte ſich der Graf beim Lord-Kammerherrn, ſich eine unmittelbare Audienz beim Monarchen erbittend. Vergeblich ſtellte ihm der Kammerherr die Unmöglichkeit vor, Se. Maj. im Schlafe zu ſtören; der Graf behauptete, ſein Anliegen ſei von der dringendſten Wichtigkeit, ſo daß es der Kammerherr endlich doch für ſeine Pflicht hielt, es dem Kaiſer zu melden, der denn auch ſeinem gaſtfreundlichen Wirthe ſagen ließ, er könne ihn zwar in dieſem Augenblicke nicht ſelbſt empfangen, werde aber gern entgegennehmen, was er ihm mitzutheilen habe.

Der Graf begann nun mit dem Scheine äußerſter Devotion zu erzählen, wie außerordentlich lieb es ihm geweſen ſeyn würde, ein großartiges Feuerwerk und eine Illumination zu Ehren ſeines erlauchten Gaſtes herzurichten, daß er zu dieſem Zwecke 100,000 Gulden bei Seite gelegt habe, daß aber der Eskübt (Polizeibeamte des Comitats) der Ausführung ſeines Planes hemmend entgegengetreten ſei, weil die Strohdächer des Dorfes leicht Feuer fangen könnten. Dieſe 100,000 Gulden ſeien nun aber nicht darum zum Feuerwerk beſtimmt worden, um ſeinen Souverän in Erſtaunen und Verwunderung zu ſetzen, ſondern lediglich um die Aufrichtichkeit ſeiner Gefühle darzuthun;

darum bitte er, daß ihm die Ehre vergönnt werde, dieſe 100,000 Gulden in Papiergeld am Bette Sr. Majeſtät verbrennen zu dürfen; oder, wenn auch dieſe Ehre ihm nicht vergönnt werde, ſo erſuche er den Kammerherrn, den Kaiſer mit ſeinem Wunſche bekannt zu machen und die Summe ſtatt ſeiner zu verbrennen.

In größter Verlegenheit über dieſe ſonderbare Zumuthung begab ſich der Kammerherr zum Kaiſer und erſtattete Bericht über die ganze Angelegenheit. Franz I., für den Geld immer eine beſondere Anziehungskraft gehabt zu haben ſcheint, nahm es und ſagte lächelnd: „Der alte Graf iſt ein Narr, aber verbrennen wollen wir es nicht.“

Ein anderes Mal ward ihm erzählt, daß einer ſeiner Beamten ſehr nachläſſig und ſäumig in Beaufſichtigung ſeiner Arbeitsleute ſei. Um ſich von der Wahrheit des Berichts zu überzeugen, begab er ſich in des Beamten Wohnung und fand ihn in der That noch im Bette.

„Ich bedaure, wenn Sie krank ſind, ſagte er mit rückſichtsvoller Güte, was fehlt Ihnen denn?“

Der über die unerwartete Ehre dieſes frühen Beſuchs keineswegs erfreute Beamte klagte über Kopfſchmerz. Sr. Gnaden verſicherte ihm, daß Wärme in ſolchen Fällen das wirkſamſte Mittel ſei, bedeckte den

Patienten ſorgſam mit einem Pelzrock, ließ Kamillenthee kochen und war eifrig beſorgt, daß ſein Opfer fleißig trank; er blieb dann bis Mittag an ſeinem Bette ſitzen, indem er ſich von Zeit zu Zeit theilnehmend nach des Leidenden Befinden erkundigte, für den er auch noch beim Abſchiede die größte Theilnahme an den Tag legte.

Der Beamte athmete frei auf, als er wieder von der Laſt des Pelzrocks und des theilnehmenden Gaſtes befreit war. Aber noch am Abend des ſo verhängnißvoll begonnenen Tages kam ein eigenhändiger Brief ſeines Patrons, der lebhaftes Bedauern äußerte über des Beamten zarte Geſundheit, die nothwendiger Weiſe das innere befriedigende Gefühl rauben müſſe, ſeine eminenten Talente in genügender Weiſe auszuüben, und da er leider nicht kräftig genug für ſein beſchwerliches Amt zu ſeyn ſcheine, ſo entlaſſe ihn der Graf hiermit nebſt den aufrichtigſten Wünſchen für ſeine baldige Wiederherſtellung.

Eine Inſinuation ähnlicher Art, ebenſo ſpitzig beigebracht und ſo zart umhüllt, widerfuhr dem Statthalter des Comitats Grafen A—. Um ſich dieſen einflußreichen Freund verbindlich zu machen, gab ihm der Graf ein ſehr ſchönes Gut zu einem äußerſt vortheilhaften Pachte. Demungeachtet fand Graf Feſtetics, daß ſein Intereſſe ſeit mehreren Jahren im Comitat keine

Berückſichtigung fand. Die durch ſeine Güter führenden Straßen und Wege wurden vernachläſſigt und ſeinen Angelegenheiten nur wenig Rückſicht geſchenkt. Demnach beſchloß er, dieß dem Statthalter in ſeiner eigenthümlichen Weiſe kund zu thun.

Er ließ ſeinen Anwalt rufen und ſagte zu ihm: Gehen Sie zu dem Grafen A— und ſagen Sie ihm, wir würden künftighin das Gut ſelbſt bewirthſchaften und könnten es ihm nicht länger in Pacht laſſen. Graf A— wird natürlich nach dem Grunde dieſer Veränderung fragen; darauf antworten Sie zuerſt ausweichend und geſtehen nur widerſtrebend, daß Sie hinſichtlich dieſer Angelegenheit geheime Inſtructionen hätten. Natürlich wird er dieſe kennen lernen wollen; Sie aber werden zurückhalten und nur ſo viel verlautbaren laſſen, daß Ihre Exiſtenz, Ihr ganzes künftiges Wohlergehen davon abhänge, daß Niemand den Inhalt Ihrer Inſtructionen erfahre. Hierauf wird er Ihnen wahrſcheinlich volle Compenſation für den Fall meiner Ungnade verſprechen, worauf Sie ihm folgendes Document zeigen werden.

1. Trotz aller Freundlichkeiten, welche ich dem Grafen A— von ſeiner Kindheit an erwieſen, trotz des Gutes, welches ich ihm, lediglich aus Gefälligkeit, weit unter dem Werthe in Pacht gab, wird mir doch von ſeiner Seite ein ſo unfreundliches, ungerechtes,

selbstsüchtiges Benehmen zu Theil, daß ich daraus ersehe, wie er auch nicht die geringste Achtung gegen mich hegt, meine billigsten Wünsche unberücksichtigt läßt und meine Angelegenheit ganz hintansetzt. In Berücksichtigung dieses ungentlemanartigen Benehmens, indem er entweder meine Gefälligkeiten nicht annehmen durfte oder, wenn er es that, meinen Rechten größere Berücksichtigung schenken mußte, habe ich beschlossen, den Pachtcontract zu kündigen und das Gut wieder selbst zu verwalten.

2. Sollte mein Anwalt wagen, irgendwem diese meine geheime Instruction mitzutheilen, so wird er augenblicklich entlassen und ihm der von mir bewilligte Gehalt entzogen.“

Alles kam so, wie Graf Festetics vorausgesehen. Nach wiederholten, dem Anwalt gemachten Entschädigungsversprechungen übergab er dem Grafen A— das gewünschte Document, der nun zwar den Inhalt seinen Erwartungen durchaus nicht entsprechend fand, aber doch nicht umhin konnte, über des Grafen Festetics's diplomatische Gewandtheit zu lachen. Er sagte dem Anwalt, er wolle direct mit dem Grafen verhandeln und schickte sogleich nach dem Schlosse. Festetics empfing ihn sehr freundlich, und als Graf A— fragte, warum er ihm das Pachtgut nicht länger lassen wolle, erwiederte Festetics: „Wünschen Sie es zu behalten? Ich

bin gern bereit, es Ihnen zu laſſen, und glaubte nur, Sie wären deſſelben müde.“ Fortan aber hatte er ſich nicht mehr über den Statthalter zu beklagen.

Nie aber äußerte ſich des Grafen Ironie in merkwürdigerer Weiſe, als wenn er mit irgend einem Mitglied der kaiſerlichen Familie in Berührung kam.

Zur Zeit, als Kaiſer Franz ſeine deutliche Abſicht zu erkennen gegeben hatte, keine Reichstage mehr in Ungarn zu verſammeln, beſuchte der Palatin Erzherzog Joſeph den Grafen Feſtetics auf ſeinem Schloſſe Cſáktornya, der ihn in demüthigſter Weiſe bewillkommnete und ſich erbot, ſein Führer in dieſer alten Behauſung, einſt Zrinyi's Wohnung [1]), zu ſeyn. Er zeigte ihm mehrere Familienportraits und hiſtoriſche Bilder, bis er endlich vor einem großen Gemälde ſtehen blieb.

„Kaiſerliche Hoheit, ſagte er, in mildeſtem Tone unbegrenzter Unterwürfigkeit, dieß iſt das der Notiz-

---

1) Es war ſogar ein Lieblingsaufenthalt von Nicolas Zrinyi, dem größten ungariſchen Helden und dem ungariſchen epiſchen Dichter des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Er war ein Großneffe von „Leonidas von Szigetvár.“ Seinen Tod fand er in der Nähe vom Schloſſe Cſáktornya, wo er auf der Jagd von einem Eber aufgeſchlitzt ward.

nehmung würdigſte Monument. Pannonia und die Freiheit ſtützen eine Säule, welche die Krone von St. Stephan trägt. Dort in der Ecke ſteht das Datum, woraus Eure Kaiſerliche Hoheit erſehen, daß ſich das Gemälde auf die ruhmreiche Regierung von Eurer Hoheit Vorfahren, unſeren unvergeßlichen König Karl III., als Kaiſer Karl III. bezieht. Es iſt dieß eine Allegorie zur Verherrlichung einer der merkwürdigſten Ereigniſſe jener Periode. Eurer Hoheit wird nicht unbekannt ſeyn, daß auch damals das alte Thema von einer Amalgamirung Ungarns mit Oeſterreich in den Vordergrund geſtellt war. Bei Hof hatte man dafür die Ausdrucksweiſe: „den Ungarn müßten böhmiſche Uniformen angepaßt werden," in Erinnerung an Kaiſer Rudolphs politiſchen Meiſterſtreich, der allem Widerſtande ungeachtet die unbiegſamen Böhmen der Centralregierung unterwarf. Allerdings gelang dieß erſt vollſtändig nach einem dreißigjährigen Kriege. Dieß Thema ſehen wie hier ſymboliſirt durch den böhmiſchen Löwen, der ſich gegen die Säule ſtemmt, während die Säule die ungariſche Conſtitution repräſentirt. Die beiden Genien aber, welche die Säule ſtützen, ſind, wie Eure Hoheit wahrſcheinlich ſchon bemerkt haben, Portraits jener reizenden Freundinnen, der Gräfin Strattmann-Batthyány und Fürſtin Pignatelli, welcher Erſteren Prinz Eugen von Savoyen und welcher Letz-

tern Seine Kaiſerl. Majeſtät keine Bitte abzuſchlagen vermochten und deren vereinigten Bitten der Kaiſer nachgab, trotz des Rathes ſeines Miniſters, und ſo getreu blieb der Conſtitution, die er aufrecht zu erhalten geſchworen. Auf dieſe Weiſe rettete er das Land vom Bürgerkriege.

„So verherrlicht dieß Gemälde die unvergleichliche Gerechtigkeitsliebe von Eurer Kaiſerl. Hoheit Urgroßvater und die wohlbekannten charakteriſtiſchen Züge Ihrer erlauchten Familie, während zugleich die gütige Willfahrung der Wünſche anmuthiger Damen angedeutet wird. Ich zweifle nicht, daß dieß Gemälde Eurer Hoheit Beifall haben wird.“

Der Erzherzog nahm eine Priſe Taback, drehte ſich nach dem Fenſter und bewunderte die ſchöne Ausſichts ins Thal. Er kannte den Grafen ebenſo gut, wie der Graf ihn.

Im Baron Palocſay und Grafen Feſtetics ſehen wir zwei merkwürdige und verſchiedene Typen altungariſcher Groſſen, von denen leider jetzt keine Spur mehr zu finden iſt. Ich ſage „leider“, weil ſie ſich nicht allein durch ihre Excentricitäten auszeichneten. Ereignete ſich in der Nachbarſchaft von Baron Palocſay's Reſidenz irgend ein Unglück, ſei es nun durch Krankheit, Feuer, Viehſeuchen, ſo ward des alten Herrn Freigebigkeit ſtets in Anſpruch genommen

und ausgeübt. Noch großartiger offenbarte Graf Feſtetics ſeine edle Großmuth und ſeinen veredelten Geſchmack. Auf ſeinem Gute Keſzthely gründete er ein Inſtitut, das Georgicon, für alle Zweige des Landbaus. Dieſe für ein ackerbautreibendes Land wie Ungarn ſo außerordentlich werthvolle Anſtalt ſtand ſogar in Deutſchland in hohem Rufe. Er bewunderte, ſtudirte, unterſtützte die Wiſſenſchaft und ihre Schüler und nahm unter ihnen ſelbſt keinen unwürdigen Rang ein. Bei ſolch einem Mäcen kann man einige auffallende Grillen nicht bloß verzeihen, ſondern man darf ſie ſogar als ein geiſtreicher Originalität gebührendes Privilegium geſtatten.

Dadurch, daß wir uns bei dieſen Originalen etwas länger aufgehalten, ſind wir ohne es zu wiſſen, von den kälteren Regionen ſüdwärts an die Ufer des Plattenſees gelangt. Wir kehren nun nach dem Norden zurück, um einen Blick auf ſeine Städte zu werfen, welche im Allgemeinen beſſer gebaut ſind und eine induſtriöſere Thätigkeit entwickeln, als die dorfähnlichen Flecken des fruchtbaren Süden. In dieſen obern Theilen iſt Kaſſa (Kaſchau) die größte und hübſcheſte. Es iſt der bedeutendſte Ort des Comitats Abánj und beſitzt einen ſchönen durch Matthias Corvinus vollendeten Dom, das ſchönſte der wenigen Monumente gothiſcher Architectur in Ungarn.

Nächſt Abánj iſt das Comitat Zemplény reich an grünen Thälern, die häufig von der Tiſza (Theiß) überſchwemmt werden. Nebſt den reichen Hügeln von Hegyalja, auf denen der wohlbekannte Tokaier wächſt, zeichnet ſich dieſe Region durch die beſten Weinberge Ungarns aus. Dieſer Wein wird im Allgemeinen nach dem Namen des Flecken Takáj bezeichnet, wo die Fürſtin Rákoczy ihre Keller hat; aber der beſte Wein dieſer Art wächſt nicht da, wie man auswärts glaubt und ebenſo wenig in den königlichen Weinbergen der Nachbarſchaft, ſondern in Szegi, Keresztúr und Máad (kleine Ortſchaften) auf ſehr ſorgfältig bebautem Grund und Boden kleinerer Grundbeſitzer.

Die Behandlung dieſes Weins erfordert die größte Sorgfalt, welche ihm auch zu Theil wird. Die Weinleſe beginnt erſt in den letzten Tagen des October, da die Süßigkeit dieſes köſtlichen Getränks von der völligen Reiſe der Trauben abhängt. Ein Theil derſelben, aszu sozllo (getrocknete Trauben), ſchrumpft an den Weinſtöcken zuſammen gleich Roſinen und wird dann zu einer weichen Subſtanz gepreßt. In dieſem Zuſtande vermiſcht man ſie mit Moſt, welcher zu gähren beginnt und erzeugt ſo jenen ganz vorzüglichen Wein.

Ehe das Königreich Polen zerſtückelt ward und noch ſpäter, ehe in Oeſterreich und Ungarn auf ruſſi-

ſches Leder ein ſo hoher Zoll gelegt ward, worauf auch Rußland den Zoll auf ungariſche Weine bedeutend erhöhte, brachten die Weinberge von Hegyalja ſehr viel ein. Seitdem aber ſind viele Grundbeſitzer in dortiger Gegend zu Grunde gegangen.

Máad hat nicht bloß die beſten Weine, ſondern iſt auch der Centralpunkt geſelligen Lebens. In einem ſchönen, von Hügeln geſchützten Thale liegend, iſt ſein Klima ſo mild, daß man hier noch bis ſpät in den Herbſt ländliche Feſtlichkeiten veranſtalten kann. Noch jetzt erinnere ich mich mit ſanfter Wehmuth, welche ein Rückblick auf entſchwundene Freuden und darauf folgender Schmerz und Jammer hervorruft, an die heiteren Geſellſchaften auf der Höhe des Kiraly [1]). Dort ſaßen wir am 31. October 1845 und ergötzten uns am goldenen Glanze der durchſichtigen Trauben, deren Schalen ſo dünn ſind, daß ſie, ohne zu zerreißen, nicht transportirt werden können. Die reichen Guirlanden der Weinreben, glänzend in herbſtlicher Pracht bildeten einen gar lieblichen Contraſt mit dem weiten Horizonte und der herrlichen Gegend vor uns, die mit einem durchſichtigen, bläulichen Dunſtſchleier bedeckt war, ſo daß die unbegrenzten Ebenen am jenſei-

---

1) „Kiraly" bedeutet König und der ſog. Berg iſt einer der berühmteſten Weinberge in Máad.

tigen Ufer der Theiß einen zauberiſchen, traumartigen Anblick gewährten.

In unſerer Nähe war Alles lebendig: — die Winzer, Trauben faſt ebenſo eifrig eſſend als ſchneidend und darin kaum genirt durch die Gegenwart der Gäſte, die an beiden Beſchäftigungen fleißig Theil nahmen oder behaglich rauchten, — die Damen emſig bemüht mit Vorbereitungen zum Mahl, indem ſie die Weinkübel in Speiſetafeln verwandelten und mit Tiſchtüchern, Tellern, Meſſern, Gabeln, Flaſchen und Gläſern bedeckten und die kleineren Fäſſer in Stühle verwandelten, — die Diener, ſich emſig tummelnd und rührend, Pelze und Schawls ſtatt der Teppiche legend, — während die Kinder der Winzer Feuerwerke abbrannten und Holz in Menge zuſammmentrugen zu Freudenfeuern. Alles dieß bot gar heitere Scenen harmloſer Freude dar, bis endlich der dunkelfarbige und ſilberhaarige Marczi (der berühmte Zigeuneranführer) mit ſeiner Schaar erſchien und, gleich einem Zauberer in einem Feenmährchen ſeinen Zauber in frembartigen Tönen äußernd, die harmloſe Heiterkeit in lärmende Luſt und Fröhlichkeit verwandelte.

Trauben, Pfeifen, Tiſche, Pelze und Holz — Alles war nun vergeſſen und Alt und Jung tanzte in toller Luſtigkeit. Aber auch dieſe Scene verwandelte ſich ſchnell wieder wie durch Zauber; alle Geſichter nahmen

einen feierlichen Ausdruck an, alle Herzen pochten in tiefster Bewegung, als plötzlich der nationale Rákóczy-Marsch ertönte, Anfangs mit stolzen Klängen und dann allmälig übergehend in den sanftesten Ausdruck des Schmerzes und der Erinnerung an hohe Ruhmesthaten. Bei diesen heimischen, trauten Tönen sah ich Thränen über ein ernstes, strenges Angesicht rollen, das später nicht zuckte beim Brüllen der Kanonen, durch welche so Viele, die diesem patriotischen, edlen Herzen theuer waren, zerschmettert wurden. Ujházzy erfreute sich damals mit uns der Segnungen patriarchalischen Wohlergehens; jetzt lebt auch er in der Verbannung, vertrieben aus dem Lande, dem er als Civilgouverneur von Komorn so treu gedient. Er ist mit seiner Familie nach dem transatlantischen Gestade ausgewandert, nicht um sein ehrwürdiges Haupt in stiller Einöde auszuruhen, sondern um sein tägliches Brod im Schweiße seines Angesichts durch Arbeit zu verdienen und seinen zahlreichen Kindern eine neue Lebenssphäre zu bereiten.

So heiter als die Tage der Weinlese waren, so verbrachte man doch auch die Abende nicht minder lustig. Die ganze Gesellschaft kam in belebten Bällen wieder zusammen, wobei sich die Gegenwart vieler Polen durch häufige Wiederholungen ihrer anmuthigen Mazurka verrieth. Sogar ungünstiges Wetter, eigent-

lich eine sehr bedenkliche Calamität für Weinbergsbesitzer, vermochte die Heiterkeit dieser Jahreszeit nicht sehr zu dämpfen. So unbequem auch oft die Einrichtungen größerer Familien waren, bei einer unbegrenzten Zahl von Besuchern, so bewegten sich die Leute doch frei und froh hin und her, luden einander ein, rauchten, plauderten und aßen zusammen.

Allein nur der hat eine Vorstellung, was Tafelfreuden und gesellschaftlicher Verkehr in größtem Maßstabe heißen, der Zeuge von Congregationen und Comitatswahlversammlungen war.

Bei solchen Congregationen, die gewöhnlich eine ganze Woche dauerten, kamen die meisten Edelleute von ihren Landsitzen nach dem Hauptorte des Comitats; die Damen begleiteten dieselben, sowohl um ihre Bekannten zu sehen, als auch um den Debatten zuzuhören, welche jedenfalls als die ersten Uebungen junger Kandidaten, die nach dem größeren Forum des Reichstags trachteten, angesehen werden konnten.

In diesen Congregationen fiel mir zuerst die edle Elasticitat der ungarischen Sprache auf, die sich ebenso gefügig erweist, mächtige, streng logische Gedanken auszudrücken, als sie sich zur individuellen Färbung mannigfacher Gefühle eignet. Sie ist mit ihrem originellen Charakter, mit ihren orientalischen Formen eine Muttersprache ohne Kinder. Dreißig Jahre lang galt

ſie für unfaſhionable in Ungarns Geſellſchaftszimmern und das Deutſche galt damals als ebenſo univerſelles geſelliges Ausbildungsmittel, wie einſt das Franzöſiſche und noch jetzt im ſüdlichen Deutſchland.

Die Kaiſerin Maria Thereſia trug ſo viel als möglich zur Vertilgung und Vertreibung jeglichen nationalen Elements und zur Einführung fremdartiger bei. Ungariſche und proteſtantiſche Gefühle und Anſichten ſtanden bei ihr nicht in Gunſt. Wo und wie es irgend möglich war, zog ſie nicht bloß ungariſche Ariſtocratie und Reichthum nach Wien, ſondern ſtiftete auch gern gemiſchte Ehen zwiſchen proteſtantiſchen Ungarn und katholiſchen Oeſterreichern, wobei ſie natürlich allen ihren Einfluß ins Werk ſetzte, daß die Kinder ſolcher Ehen Katholiken wurden. So oft ein reicher junger proteſtantiſcher Edelmann von mehr oder minder berühmtem Namen nach Wien kam, ward er aufs Freundlichſte bei Hofe begrüßt und wo möglich eine Gattin für ihn ausgeſucht. In welcher Weiſe dieß zuweilen geſchah, davon mag die Ehe des Herrn Eſ—l ein Beiſpiel darbieten.

Dieß war ein junger Mann von bedeutendem Vermögen, der zu ſeinem Vergnügen nach Wien kam, wo ihm bald verſchiedene Perſonen vorſchlugen, ſich bei Hofe vorſtellen zu laſſen. Er nahm das Anerbieten natürlich an. Die Kaiſerin notirte ihn und er erhielt

eine Einladung zum nächsten Balle im Palaſt. Unbekannt mit der Geſellſchaft, ſaß der junge Mann in einer Ecke und ſah dem Tanze zu, an welchem er ſelbſt keinen thätigen Antheil nahm. Da trat die Kaiſerin zu ihm mit der Frage, warum er nicht tanze, ihn zugleich auf eine junge Ehrendame aufmerkſam machend. Er folgte dem Befehl und war mit der jungen Dame in einem lebhaften Geſpräch begriffen, als die Kaiſerin wieder kam und ſagte: „Ah, wie ich ſehe, gefällt Ihm Fräulein M—. Das freut mich. Ich will die Mutter der Braut ſeyn und ſeiner Zeit des erſten Kindes Pathe.“ (Maria Thereſia pflegte Jeden, auch ihren Miniſter, Fürſten Kaunitz in der dritten Perſon anzureden; eine vertrauliche, aber bis dahin ganz unbekannte Weiſe.)

Der junge auf dieſe Weiſe überrumpelte Ungar wagte keinen Widerſpruch und nahm dieſe Octroyirung an. Der Ehevertrag ward in Gegenwart der Kaiſerin unterzeichnet und enthielt die Bedingung, daß alle Kinder dieſer Verbindung zu Katholiken erzogen werden ſollten.

Den Zweck, welchen Maria Thereſia zum Theil durch weibliche Schlauheit erreichte, vereitelte ihr Sohn, der Kaiſer Joſeph, zum Theil durch die Gewaltthätigkeit, mit der er die ungariſche Conſtitution über den Haufen zu werfen und dieſem Lande die deutſche

Sprache aufzudringen versuchte. Ohne Zweifel ward dadurch der hartnäckige Widerstand hervorgerufen, welcher die Reichstäge von 1790 und 1792 bezeichnete, und in derselben Weise veranlaßten die Versuche des Kaisers Franz, die ungarische Constitution zu vernichten, das Bewußtsein nationaler Stärke, welches sich in den letzten zwanzig Jahren so rasch und großartig in jeder Richtung des ungarischen Lebens entwickelt hat. Gegenwärtig aber gilt es in Ungarn, wenn auch nicht für eine Schande, doch wenigstens für einen großen Mangel bei einem Sohne oder einer Tochter dieses Landes, nicht dessen schöne Sprache zu reden. Doch nun genug mit dieser kleinen Abschweifung von den Comitats- und Parlamentswahlen.

Sobald die Periode der Wahlen nahte, war der ganze Adel in permanenter Agitation. Die Parteien wurden durch ihre Führer zusammenberufen. Ein Ball, eine Jagdpartie, ein Geburtstag dienten als Vorwand, und während sich die jüngeren Edelleute amüsirten, saßen die älteren zusammen und berechneten die Chancen und Wahrscheinlichkeiten des Erfolgs. Die Zahl der Stimmen ward genau berechnet und theils durch Einfluß, theils durch Geld gewonnen. Dann fand eine Berechnung der Kosten Statt und wurde eine Subscription zur Erlangung der Fonds eröffnet. Hierauf begannen die diplomatischen Verhandlungen, um entge-

genſtehende Intereſſen zu vereinen und dem Ehrgeize verſchiedener Candidaten derſelben Partei Genüge zu leiſten. Zuletzt ward der ganze Feldzug in großen Umriſſen ſkizzirt. Beim Mittageſſen, wo die ganze Partei, gewöhnlich zwiſchen 200—300 Perſonen ſtark, zuſammenkam, ward das Reſultat der Conferenz in einem Toaſte veröffentlicht. Es ward ſodann auf die Geſundheit der Candidaten dieſer Partei getrunken und die Namen der Mitglieder des leitenden Comité verleſen, nach deſſen Leitung ſich alle übrigen Mitglieder der Partei zu richten hatten. Nach dem Mittageſſen ward jedem einflußreichen und thätigen jungen Mann ein beſonderer Diſtrict angewieſen und er dorthin mit Geld und vor Allem mit einer Fahne verſehen geſendet, welche die Farben des Candidaten führte. Zu gleicher Zeit ward die bezeichnende Farbe der Partei ausgewählt und an die Hüte geſteckt. Bei der einen Partei war es gebräuchlich, einen grünen Zweig zu tragen, während die Opponenten eine Hahnenfeder trugen; oder auch, die Liberalen ſteckten eine weiße Feder auf, die Conſervativen eine ſchwarze. Ein anderes Mal war es wieder eine dreifarbige Straußfeder, im Gegenſatz zu einer rothen Feder, oder ein Laubzweig, im Gegenſatz zu einem Fichtenzweige.

Bei ſolchen Gelegenheiten ward viel auf gute Muſik und ſchöne Gedichte gehalten, und nicht ſelten ver-

lor ein Candidat deßhalb Stimmen, weil ſein Rival eine beſſere Muſik-Zigeunerbande hatte.

In allen Dörfern, wo viele adelige Bauern wohnten — welche durch dieſe Wahlen gewiß nicht moraliſch verbeſſert wurden — ward die Parteiſtandarte jeden Sonn- und Feſttag aufgepflanzt. Die Stimmberechtigten verſammelten ſich, die Muſikbanden fiedelten, die dickbauchigen Weinfäſſer wurden angezapft und Tanz und Feſteſſen, untermiſcht mit Hurrahgebrüll (Eljen's) begleiteten die Reden, die zu Ehren des Candidaten geſprochen wurden, worin man ſeine Verdienſte und Verſprechungen anpries und es an Verdächtigungen der andern Partei nicht fehlen ließ.

Die Candidaten waren gewöhnlich genöthigt, wenigſtens einmal die Tour durch alle Ortſchaften zu machen, wo ſie Leute zu finden erwarteten, die für ſie ſtimmen würden. Mit dieſen mußten ſie nun fraterniſiren, plaudern, trinken, rauchen und tanzen. Aber des Candidaten Freunde hatten dieſe Tributfreuden noch öfterer durchzumachen.

Die allerangreifendſten Tage waren die letzten vor der Wahl. Das zu dieſem Zwecke beſtimmte Geld war zu der Zeit meiſtens verbraucht, und dennoch war noch immer welches nöthig, denn die Anſprüche der Stimmenden hatten ſich geſteigert. Unzählige Maneuvres wurden verſucht, die opponirenden Wähler zu gewin-

nen oder wenigſtens ihre Neutralität zu ſichern, indem man ſie zu überreden ſuchte, ſie möchten nicht zur Wahl kommen. Da ſich in den meiſten Comitaten die Zahl der Wähler zwiſchen 1000—5000 belief, ſo kann man ſich denken, wie großartig die Intriguen betrieben wurden und wie viel Geld dabei verwendet ward. Aber die Hauptquartiere — nämlich die eigenen Häuſer der Candidaten oder die Wohnungen einiger aufopfernder Freunde — waren über alle Beſchreibung angefüllt und überlaufen. Beſuche, Briefe, Aufforderungen, politiſche Nachforſchungen, angeblich wichtige Mittheilungen ließen dem temporären Parteiabgotte weder Ruhe noch Frieden. Wagen fuhren vor und wieder weg den ganzen Tag lang, und Proceſſionen von Kortes (Landedelleuten) mit Standarten und Muſik erſchienen im Hofe.

Auf alles dieß mußte man vorbereitet ſeyn, ſie alle mußten mit liebenswürdiger Höflichkeit behandelt und in der einen oder andern Weiſe zufriedengeſtellt werden, ohne daß ſich der Candidat auf gar zu poſitive Verſprechungen einlaſſen durfte. Dabei ſpielte das Tanzen wieder eine wichtige Rolle und die Damen vom Hauſe konnten oft einen Tänzer nicht zurückweiſen, der ſich in der Geſtalt eines einflußreichen Kortesführers präſentirte. Natürlich ward das ganze Hausweſen durch dieſe luſtigen Celebrationen und Partei-

aufregungen gestört; denn wenn sich der heitere Zug nahte, Zigeunermusik an der Spitze, dann blieb natürlich Niemand an seinem Geschäfte; Koch und Küchenmädchen verließen den Herd, mit Spieß und Pfannen in den Händen, die Hausmädchen ihre Zimmer mit Kehrschaufel und Besen. die Bedienten rannten mit den halbgeputzten Stiefeln herbei, die Kellner kamen aus dem Speisezimmer mit Tellern und Löffeln, die Ofenheizer vom Kamin mit ihren Feuerzangen, und alle vereinigten sich beim allgemeinen Amüsement. Endlich nahete der Vorabend der Wahl.

In langen Zügen begaben sich die Wähler, theils zu Wagen, theils zu Pferde, aber immer unter der Anführung junger Edelleute, mit Hunderten von flatternden Standarten und lautem, theils musikalischem, theils unmusikalischem Getöse nach dem Comitatshause, wo die Wahl Statt finden soll. Daneben befanden sich bedeckte und unbedeckte Räumlichkeiten zur Bequemlichkeit der Wähler, wo sie die ganze Nacht hindurch zechten, rauchten, sangen und tanzten. Während dem wurden sie jedoch von der Polizei jeder Partei streng bewacht, wobei dieselbe sorgsam bemüht war, jede Collision zu verhüten, welche Streit oder Prügelei veranlassen könnte; aber mit gleicher Sorgfalt richtete sie ihr Augenmerk darauf, daß Keiner verleitet werde, aus den Reihen zu desertiren, zu welchem Ende

von den Emiſſären des feindlichen Lagers keine Beſtechung geſpart ward.

Am folgenden Morgen nun zogen Alle in das Comitatshaus. Des Statthalters Rede wurde nur wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt; ſodann aber wurden mit gewaltigem Getöſe die Namen der Candidaten proclamirt und der eigentliche Act begann. Es war Sitte, daß jede Partei in getrennten Höfen ſtimmte, um Verwirrung und möglichen Conflicten vorzubeugen, und zur Sicherheit wurden Soldaten zwiſchen ſie geſtellt. Solche Maßregeln wurden jedoch vom Publicum immer ſehr gemißbilligt, weil daſſelbe es für unnöthige Anmaßung hielt, mit militäriſchen Kräften, wenn auch nur zur Abſchreckung, bei ihren bürgerlichen Händeln zu interveniren.

Allein ſo erbittert dieſe Parteien auch oft vor Abgabe der Stimmen waren, ſo hörte die Leidenſchaftlichkeit doch augenblicklich auf, ſobald die Majorität über das Schickſal der Candidaten entſchieden hatte. Wenn nur wenige Stimmen das Uebergewicht entſchieden hatten, dann blieb allerdings noch mehrere Monate lang eine bittere Aufregung zurück, natürlich auf Seiten der unterlegenen Partei. Es folgten ſogar nicht ſelten Herausforderungen und Duelle, die jedoch nie gefährlich waren und immer mit vollſtändiger Verſöhnung endigten.

Da ſolche Wahlen regelmäßig alle drei Jahre Statt fanden, ſo bildeten ſie natürlich einen der häufigſten und belebteſten Gegenſtände der Converſation und waren auch für die jungen Damen und diejenigen Edelleute, die keinen ſtrengen Parteiſtandpunkt einnahmen, vom größten Intereſſe, weil kein anderes Jahr ſo reich war an Partieen und Amüſements aller Art, als diejenigen Jahre, welche durch ſolche Streitigkeiten belebt wurden.

In der Bran'schen Buchhandlung in Jena ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Minerva. October 1850.

Inhalt.

No. I.

Der Herausgeber an die Leser der Minerva.

1. Reisen in Oesterreich. (Fortsetzung.)
2. Der evangelischen Landeskirche in Preußen neuestes Organisationsbestreben.
3. Die politische Lage. Von D. Constantin Rößler.

No. II.

1. Die gegenwärtige Bedeutung der deutschen Alterthumskunde und ihre Fortschritte in den letzten Jahren.
2. Der König Ludwig Philipp und seine Civilliste. Vom Grafen Montalivet.
3. Die Weltstellung Preußens und ihre gegenwärtige Krisis. Von D. C. Rößler.

Inhalt.

1. Aus Chateaubriand's Memoiren.
   Die Bourbons im Jahre 1833.
2. Die Nonne von Toulouse. (Schluß.)
3. Der König ist todt! Nach Jules Janin. 1
4. Aus den Memoiren von Therese Pulszky.
   (Fortsetzung.) 133
   Ungarisches Landleben. 135

Jena, gedruckt in der Bran'schen Officin.

M46

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Ein periodisches Werk, politischen, historischen, statistischen, geographischen und literarischen Inhalts.

Von

D. Friedrich Bran.

1 8 5 0.

Elftes Heft.

Jena,

in der Bran'schen Buchhandlung.

1 8 5 0.

In der Bran'schen Buchhandlung in Jena ist erschienen:

Handbuch

der philosophischen und constitutionellen Politik.

Von

Dr. Karl Hermann Scheidler,
ord. Hon.-Prof. d. Philos. in Jena.

Heft I und II: Propädeutik der practischen Philosophie, insbesondere der philosophischen Politik,

in ihrer Anwendung auf die politischen und socialen Probleme der Gegenwart,

und

Chrestomathie der philos. u. const. Politik.

Zum Besten Schleswig-Holsteins.

1851. Gr. 8. 19½ Bogen. Preis 1 Thlr.

Bei Leske in Darmstadt ist erschienen:

Schneidawind, F. J. A., Der Feldzug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und seines schwarzen Corps im Jahre 1809.

gr. 8. geh. 22½ Sgr. oder 1 fl. 21 kr.

Ein Buch zur Stärkung deutschen Nationalgefühls und Muths; besonders interessant wegen der detaillirten Nachrichten auch über die mehr untergeordneten Persönlichkeiten, welche an diesem kühnen Zuge Theil nahmen.

Miscellen

aus der neueſten ausländiſchen Literatur.

Jahrgang 1850. Eilftes Heft.

Erinnerungen an Nottinghamſhire.

I. Der Wald von Sherwood und die hiſtoriſchen Eichen. — Die alten Kirchen. — Robin Hood.

Eine liebenswürdige Gaſtfreundſchaft führte mich in eine der ſchönſten Grafſchaften Englands, in die von Nottingham. Es grenzt an Derbyſhire, welches für noch ſchöner gilt. Es iſt eben die eigenthümliche Schönheit der engliſchen Landſchaft. Für Fremde iſt ſie etwas einförmig; daß ſie aber den Engländern gefällt, wundert mich nicht, denn ſie iſt das Bild ihrer ganzen Geiſtesrichtung. Die Landſchaft trägt mehr oder weniger die Phyſiognomie des Menſchen, der ſie bewohnt, und in der engliſchen Landſchaft erkenne ich die hauptſächlichſten Züge des engliſchen Charakters wieder; es iſt dasjenige Land, wo alle Welt aller Welt am meiſten ähnlich ſieht. Dieß bezeichnet genügend ihr Wort *excentric* (excentriſch iſt der, der aus dem Centrum geht, der den Andern nicht ähnelt, der vom gemeinſamen Patron abweicht) und das Wort

ward erfunden, weil ein ſolches Behaben Scandal erregt. Sogar die Erde trägt das Gepräge dieſer Gleichförmigkeit; überall Wieſen oder von Hecken umſchloſſene Felder. Aber die Wieſen herrſchen vor. Der Boden iſt in regelmäßig abgetheilte Felder getheilt, die Felder ſcheinen ſich zu hierarchiſiren. Uebrigens ſind ſie vortrefflich cultivirt und die Wieſen ernähren das ſchönſte Schlachtvieh der Welt. Die Formen des Landes ſind ebenſo fruchtbringend, wie die der Geſellſchaft, warum ſollte England ſie daher verändern? Auch iſt mir dieſe Einförmigkeit der engliſchen Landſchaft nur darum auffällig, weil ich ein Fremder bin. Dort giebt es nicht die großen Linien claſſiſcher Landſchaft, nicht die pikante Mannigfaltigkeit, welche z. B. der franzöſiſchen Landſchaft die launenhafte Freiheit des Volkes aufprägt, das ihr ſeine Form verleiht. Der franzöſiſche Boden iſt wie die franzöſiſche Geſellſchaft: viel Phyſiognomie, und leicht erkennt man in ihr die Verſchiedenartigkeit der Charaktere und Zuſtände. Routine, Neuerungsſucht, Thätigkeit, Saumſeligkeit, Reichthum, Mittelmäßigkeit, Armuth ſind hier repräſentirt. Der franzöſiſche Boden wird mehr aufgegraben, aufgewühlt, bearbeitet, gewiſſermaßen agitirt: es iſt eben der Aufenthalt eines ackerbautreibenden und revolutionären Volkes.

Das Landgut, welches meine freundlichen Gaſt-

freunde bewohnen, liegt nördlich von Nottingham am Rande eines Plateaus, welches das Thal und die hübſche kleine Stadt Mansfield beherrſcht. Das Haus ſelbſt iſt am Saume einer weiten Haideſtrecke erbaut, die einen Theil des berühmten Waldes von Sherwood bildet; der locale Stolz giebt ihm wenigſtens dieſen Namen. Allein in der That ſind nur ein kleines Gehölz nahe am Hauſe und weiterhin einige Fichtengruppen die letzte Eroberung, welche die Arbeit gegen die Haide zu machen hat. Einige hundert Schritte weiter hören die Gänge vegetabiliſcher Erde auf, welche ſie ernähren, und die Einöde beginnt. Eine unermeßliche, wellenförmige, mit Haidekraut wie mit einem Teppich überzogene Ebene beginnt und erſtreckt ſich weit über die Grenzen des Horizonts. Hier und da treten einiges dorniges Geniſte, etwas verkrüppeltes Dorngeſträuch, eine Fichte, welcher der Boden nicht genug Nahrung gewährte, um in die Höhe zu wachſen, und welche daher mehr am Boden kriecht, als aufwärts wächſt, auf dieſem Haideteppich hervor. Hohlwege, in denen die Karren im Sande verſinken, führen nach Derbyſhire. Außerdem aber führen Alleen mit feſterem Boden, bedeckt mit jenem feinen engliſchen Raſen, auf dem ſich's ſo ſanft geht, durch die Haide und geſtatten Promenaden unter großen Schafheerden, welche an beiden Seiten des Weges die wenigen Süßgräſer

weiden, die zwiſchen dem Haidekraute ſproſſen. Wenn die Sonne verſchleiert iſt oder am Abende, wenn die Hitze milder Kühlung weicht, dann giebt's nichts Reizenderes, als eine Promenade auf dieſem Raſen: es iſt das melancholiſche Vergnügen der Einöde, in der Nähe und unter dem Schutze der cultivirten Natur.

Die Haide von Sherwood war eine jener zahlreichen lichten Stellen in jenem Walde von Sherwood, der zur Zeit von Richard Löwenherz dieſen ganzen Theil Englands bedeckte. Damals hauſten hier die Wildſchützen, *outlaws*, die ſich auf Koſten des königlichen Wildprets nährten. Walter Scott hat ihn zum Schauplatz einiger Scenen ſeines Ivanhoë gemacht. Hierher hat er die Zelle verlegt, wo der luſtigſte Gefährte von Robin Hood, unter dem Namen und der Kapuze des heiligen Eremiten von Copmanhurſt, den Wächtern der königlichen Forſte Trotz bot. Hier fiel auch jene ſpaßhafte Scene vor, wo Richard, als ſchwarzer Ritter verkleidet, vom falſchen Eremiten Gaſtfreundſchaft erbat. Er klopft an; der Eremit ſtellt ſich, als hörte er's nicht; endlich öffnet er und bietet Richard, vom langen Marſche ausgehungert, eine Schüſſel Kichererbſen und einen Krug Waſſer an; allein Richard iſt beſſer berathen, als die Jagdhüter von Sherwood: er vermuthet, daß der Eremit ſein vortreffliches Ausſehen einer andern Koſt verdankt und

bittet um etwas Substantielleres. Nun folgen auf die Kichererbsen eine Hirschpastete und auf den Krug voll Wasser eine große Lederflasche voll edlen Weins. Wo ist der Felsen, überzogen mit Epheu, mit Dorngebüsch gekrönt, an welchen sich des Eremiten Zelle lehnte? Wo ist die Quelle von St. Dunstan, in welcher der Einsiedler den Krug Wassers zu den Mahlzeiten füllte, deren Zeugen die Jagdhüter waren? Wo die frische, lichte Waldstelle, durch welche die Quelle rieselte, ehe sie im benachbarten Walde verschwand? Vergebens suchten die Archäologen danach in dem, was vom Walde von Sherwood übrig geblieben. Es ist eben eins der tausend Bilder, die aus Scotts Phantasie hervorgingen. Aus diesem Schatze hat er wahre Eindrücke, kindliche Erinnerungen, lebhafte Liebe zur Natur hervorgezogen. Die Landschaftsbilder Walter Scotts sind wie die Fenelons keine Beschreibung nach der Natur, sondern eine Auswahl dessen, was wir Frisches, Leuchtendes, Pittoreskes, Reizendes gesehen oder geträumt haben. Sie gleichen nach der Natur aufgenommenen Bildern und Landschaften, die selbst die treueste Copie nicht wieder zu geben vermag. Weit besser thun wir, die Bilder eines Walter Scott und Fenelon zu sehen, denn aus ihnen haucht uns frische Luft entgegen, in ihnen glauben wir in Person zu seyn. Ich wenigstens kenne keine Bücher, welche diese

Illuſion ſchöner erzeugen, als die Romane von Walter Scott; man fühlt in ihnen förmlich alle Gefühle mit durch, man athmet darin die ganze Thätigkeit und das ganze Leben der handelnden Perſonen; es iſt eine liebenswürdige, wohlthätige Phantaſie, inſpirirt durch den Wunſch, die Einfachheit und Wahrheit der Gefühle zu nähren, ohne einen Schatten von Anſtrengung, die unſere nervöſe Reizbarkeit ſteigert und uns oft die Dinge zuwider macht, welche in unſerem Bereich ſind!

Es war im Monat Auguſt, als ich Nottinghamſhire beſuchte. Die Haide von Sherwood ſtand in voller Blüthe. Dunkelroth, roſenroth, violett ihre Schattirungen, mit denen des Haidekrauts vermiſchend, das bald blaßgrün, bald ſilberfarbig, wie die Olivenblätter einen rothgrauen Grundton bildeten, von dem dann und wann die Goldbouquets der Geniſte abſtachen. Dieſe Haideblüthen ſind ſo zart wie die unſerer Gewächshäuſer und gewähren das mit Erſtaunen gemiſchte Vergnügen, welches man empfindet, wenn man ſeltene Pflanzen in Fülle ſieht.

Wenn man das Haideland verläßt, um ſich dem Thale zu nähern, hat man eine reizende Ausſicht. An beiden Abhängen große Raſenplätze vor hübſchen Landhäuſern. Auf der Höhe, an den frei liegendſten Stellen, öffnen zweckmäßige, elegante Windmühlen

ihre Flügel, um den Wind in Empfang zu nehmen, der von den Ebenen herweht. An den Tagen, wo kein Wind weht, tritt als Ersatz die Dampfmaschine in Wirksamkeit. Wenige Schritte von der Mühle liegt das Haus des Müllers. Rings umher auf der von Hecken umfriedeten Wiese weiden Kühe, des Müllers Pferd mitten unter den Hühnern. Alles zeugt von gedeihlicher Arbeit und Frieden. Man fürchtet Gott in diesen bescheidenen Wohnungen und hofft auf ihn. Alle Tage, außer Sonntags, kommen Freunde und machen Besuche, und das im Hauptzimmer stets brennende Feuer gestattet, ihnen Thee anzubieten. Aber Sonntags da bleibt Jeder zu Hause und da ist Gott der einzige Gast. Man vergegenwärtigt sich ihn durch Gebet und fromme Lectüre.

Wie schon erwähnt, fehlt dieser Landschaft eine gewisse Freiheit. Alles darin ist eingepfercht und mit Thoren verschlossen. Die Thiere entfernen sich nicht vom Hause und in England könnte der Hirsch nicht zum Ochsen, den er um Gastfreundschaft bittet, sagen: Ich zeige dir die fett'ste Weide.

Sie kennen nur eine Weide, nämlich den Wiesenplatz um das Haus. Und dennoch beklage ich sie nicht, denn dadurch nehmen sie unstreitig etwas vom Charakter der dortigen Leute an und lernen wie diese ihr home lieben.

Beim erſten Anblick ſcheint es, als wäre es dem Reiſenden unmöglich, in dieſe Wieſen zu gelangen, denn er ſieht nur Hecken und Barrieren; aber dieſe Barrieren öffnen ſich und dieſe Drehkreuze ſind nur für die Thiere da. Man kann ganz angenehme und lange Promenaden von einer Wieſe zur andern machen. Man weiß nur, daß man auf das Gebiet eines Andern kommt, allein man kommt doch darauf. Die dortige Landſchaft iſt wie die Geſellſchaft: Freiheit mitten unter Formen und Geſetzen. Giebt es denn überhaupt eine andere, die von Dauer ſeyn kann?

Von Sherwood-Hall machten wir Ausflüge in die Nachbarſchaft. Bald beſuchten wir eine Ruine, bald ein geſchichtlich merkwürdiges Schloß, bald irgend eine Eiche aus den Zeiten der Eroberung oder noch älter. Mit den Eichen beginnen gewöhnlich die Excurſionen, und die Engländer halten ſehr viel darauf. Dieſe edlen Bäume ſind ihre aufrecht ſtehende, lebendige Vergangenheit, und zudem iſt die engliſche Eiche ihr vorzugsweiſes Holz; es verfault nicht im Waſſer und hält den Kampf mit dem Meere aus. In der Admiralität zeigt man Probeſtücke von allen Sorten Eichen, die in der Marine verwendet werden. Allein die engliſche Eiche nimmt den Ehrenplatz ein; man zeigt ſie unter der Etikette: english oak, und nicht ohne ſtolzes Lächeln läßt ſie der Aufſeher betrachten und wie-

gen. — Sie müſſen ja die Herren des Meeres ſeyn, denken ſie dabei, da ihre Wälder Holz erzeugen, das dem Meere Widerſtand leiſtet.

Im Walde von Sherwood giebt es, wie man mir ſagte, die älteſten Eichen Englands. Sie befinden ſich im Umkreis von einigen Meilen von Mansfield. Die Authenticität dieſer Eichen iſt unbezweifelt; England iſt das Land der Tradition und geſetzlichen Förmlichkeiten, die dieſe Authenticität beſtätigen. Zwei Dinge ſchützen und pflanzen die Erinnerungen fort, die Achtung vor der Vergangenheit und vor dem Geſetze. Indeſſen habe ich nicht ſelten den Beweis geſehen, daß eine der Eichen von Sherwood, die erſte, welche man mir zeigte, dem Könige Johann zum Schutzdache gedient habe, wenn er ſeinen Unterthanen Audienz ertheilte. Dieſe Eiche ſteht am Rande eines Weges, in einer viereckigen Vertiefung. Vom Felde her wird ſie durch die Hecken der benachbarten Grundſtücksbeſitzer geſchützt, auf der Seite des Weges von der öffentlichen Achtung. Der halb zernagte Stamm wird doch noch alljährlich von einer Blätterkrone geſchmückt; aber Jahrhunderte haben die gewaltigen Aeſte ausgedorrt, und man ſieht daher kaum andere Blätter, als am nährenden Stamme. Aber nicht ohne innere Bewegung kann man einen Baum betrachten, der vielleicht ſchon zur Zeit des Königs Johann mehrere Jahrhun-

derte zählte, da ſein Schatten ſchon damals hinreichte, die königliche Audienz zu ſchirmen. Bekanntlich ſtammt aber die Magna Charta des Königs Johann aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Ein und derſelbe Geiſt hat die erſten Freiheiten Englands und den Baum geachtet, unter welchem der Fürſt ſaß, dem England ſie abgenöthigt.

Mit mancher anderen dieſer großen Eichen ſind die Erinnerungen an Robin Hood verknüpft. Alle haben ihren beſtimmten Namen. Da iſt eine, deren geſpaltener Stamm eine Niſche bildet, groß genug, um einen ſitzenden oder aufrecht ſtehenden Menſchen zu faſſen. Sie hieß the shambles oder das Schlachthaus. Von hier aus präſidirte Robin Hood der Zerhauung und Vertheilung der Dammhirſche des Königs unter ſeine luſtigen Gefährten. Eine andere, noch berühmtere iſt die parliament oak, oder the Thrysting tree, Parlamenteiche, Stelldichein-Baum, ſo genannt, weil Robin Hood hier ſeine Verſammlungen hielt. Die älteſte iſt the Green dale oak, die Eiche des grünen Thales, deren Stamm mit Bequemlichkeit die ganze geheime Rathsverſammlung von Robin Hood faſſen konnte. Dieſer Stamm ſcheint ſich wie unſere Berge durch das Geſetz des Aufwallens gebildet zu haben. Ihre gewaltigen Knorren erheben ſich über einander, wie die Schichten aufgewallter Erde. Der Stamm hat die

Farbe alter Steine und ſteht aus wie ein Felſen, aus dem ein junger Baum geſproßt iſt. Ich habe in den Pyrenäen gewaltige Felſen geſehen, aus denen Buchen hervorwuchſen, die mehr durch Luft und Nebel, als durch Erde genährt wurden. Dieß iſt ein Bild der Green dale oak. Die Spalte, welche ihren Stamm in zwei Hälften trennt, iſt groß und hoch genug, daß ein Wagen hindurchfahren kann. Ein Reiſender, welcher ſich verirrt hat und des Nachts hierher käme und im Schatten dieſe beiden ungeheuren Stämme ſähe, würde dieſe Eiche für ein altes Thor mit einem Thurme halten. Ein Gerüſte verhindert, daß der Spalt ſich nicht erweitert und die Form eines Thores beibehält. Man könnte dieß für geſchmacklos halten; allein dieſe Geſchmackloſigkeit iſt ebenſo alt wie die Spalte ſelbſt, und daher ebenfalls reſpectabel geworden. Die Eiche des grünen Thales bildet den Hauptbeſtandtheil eines beſonderen Pachtvertrags, indem eine Bedingung hauptſächlich dahin lautet, daß der Pächter jedes Jahr zu einer beſtimmten Zeit mit einem Karren durch die Spalte fahren muß. So wollte man zu gleicher Zeit die Antiquität des Baumes und die Merkwürdigkeit der Thatſache bewahren.

Dieſe Eichen bilden die Zielpunkte von Promenaden und Reiſen. Von allen Punkten Englands wallfahrtet man dahin; förmliche Cavalcaden geben ſich

dort Stelldichein, Kinder meſſen die Stämme mit ihren kleinen Armen. Man hütet ſie mit der größten Sorgfalt und achtet ſie wie jene ſeltenen Greiſe, die glücklicher oder unglücklicher als die andern Menſchen über das gewöhnliche Maß hinausgelebt haben, und ſogar etwas leichtſinnige, lebhafte junge Leute ſcheinen, wenn ſie unter ihrem Schatten Schutz ſuchen, mit der Friſche, die das Laubdach verbreitet, Achtung für die Thaten und Leiden verfloſſener Jahrhunderte einzuhauchen.

Bei uns in Frankreich fällt man die alten Eichen zu Brenn- und Nutzholz; man nennt ſie nach Forſtgebrauch die Alten und ſie fallen zur beſtimmten Zeit nach den Regeln der wirthſchaftlichen Behandlung des Waldes. Was iſt aus der Eiche von Vincennes geworden? Und warum hat ſie minder lange gelebt, als die des Königs Johann? Der Name eines ſchlechten Königs hat die Eiche von Sherwood bewahrt, die Eiche von Vincennes aber konnte nicht gerettet werden durch die volksthümliche Erinnerung an den größten Fürſten des 13. Jahrhunderts, den heiligen Mann, der allen ſeinen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahren ließ und die Schwachen gegen die Starken vertheidigte. Darf man ſich wundern, daß da, wo die Bäume nicht alt werden dürfen, auch keine alten Geſetze geduldet werden? Und doch zählt auch Frankreich einige alte

Bäume; man findet ſie in manchen Dörfern; ſie ſchützt das alte Kreuz, deren grauen, von Wind und Wetter zernagten Stein ſie überſchatten. Andere verdanken ihre Erhaltung der Routine, denn dieß iſt die Form, welche bei uns die Achtung annimmt. Wir ſind zugleich Verächter der Vergangenheit und Uebungsmenſchen, zwei Fehler, von denen einer den andern in ſich ſchließt, gerade wie der Geiſt des Aufruhrs den Geiſt der Knechtſchaft birgt.

Der religiöſe Sinn vermengt ſich mit der Achtung vor der Vergangenheit in der Sorgfalt, mit der England über die alten Kirchen wacht. Die Grafſchaft Nottingham zählt deren ſehr alte. In der einen hat die Archäologie einen romaniſchen Gewölbebogen, in der andern ein ſächſiſches Fenſter, in jener einen normaniſchen Thurm bemerklich gemacht: dies iſt das Datum des Monuments. Die Engländer beſuchen ſie hauptſächlich wegen dieſes Zeichens nationalen Alterthums, und die meiſten ſind genügend in der Archäologie bewandert, um es zu erkennen. Fremde bewundern hauptſächlich den gut erhaltenen Zuſtand dieſer Kirchen, und alle Reparaturen werden im Styl des Gebäudes ausgeführt: ehrfurchtsvoll fügt ſich die Gegenwart der Vergangenheit. So iſt der Charakter der Architectur in England und in dieſem Geiſte ward auch das nationalſte Gebäude dieſes Landes, der neue Par-

lamentspalaſt erbaut. Die Leute nun, welche das Neue in den Künſten mehr als die ſtete Dauer in den Nationen lieben, ſchreien allerdings: „Was! das England des 19. Jahrhunderts verſteht nur die Architectur des 13. zu copiren! Jedes Jahrhundert muß ſeine beſondere Kunſt haben, und Nachahmung iſt nur ein Beweis von Unfruchtbarkeit!“ Ja, ganz Recht, wenn die Kunſt nur ſich ſelbſt im Auge hat; hier aber iſt ſie das Hülfsmittel der Politik. Glaubt man, daß es in England an Architecten fehle, um wie bei uns Kirchen im zweideutigen Style unſerer Zeit zu bauen? Aber dieſe Nation, welche in allen Dingen conſervativ iſt, würde nicht gewollt haben, daß ihr altes Parlament, wie ein Emporkömmling, in irgend einem modiſchen Gebäude untergebracht würde; man würde es nicht wagen, ein öffentliches Monument zu errichten, in welchem das alte England, old England, wenn es wieder auf die Welt käme, ſich nicht ſelbſt wieder zu erkennen vermöchte.

Alle Koſten dieſer wunderbaren Erhaltung werden von den Gemeinden oder Privatleuten beſtritten; viele Kirchen ſind auch im Beſitz von Schenkungen, und die Namen der Schenkenden werden auf Marmortafeln gravirt. Verlangt das Gebäude eine größere Reparatur, welche die gewöhnlichen Hülfsquellen überſteigt, ſo ſetzt ein Meeting die Gottesfürchtigen davon in

Kenntniß und die Privatbörsen öffnen sich bei der Stimme eines accreditirten Kirchgenossen. In England giebt es dafür weder Fonds im Staatsbudget, noch gedrangsalte Minister, dieselben zu vertheilen, ein Bischen nach den Bedürfnissen der Kunst, ein Bischen nach denen der Politik, noch Opposition, um seinen Theil davon in den Bureaux der Minister zu erbitten, noch Verkürzungen von Seiten der Rednerbühne. Alles fließt vielmehr aus freiwillig votirten Beiträgen oder Privatgeschenken. Wie sollte es da an Geld zur Erhaltung von Kirchen fehlen, wo es so reichlich fließt, um neue zu erbauen? Ich wohnte in London in einem Stadtviertel, wo man im Bereich einer Meile und innerhalb desselben Kirchsprengels zwei Kirchen im gothischen Style baut, die eine für die Anhänger des anglicanischen Cultus, die andere für die Dissidenten, und beide auf Privatkosten. Dabei kommt allerdings der Sectengeist bedeutend mit in's Spiel; zwischen Anglicanern und Dissidenten herrscht ein förmlicher Wetteifer im Opfern. Allein wozu ausdrücklich nach kleinlichen Beweggründen forschen? Giebt es deren, so deckt die Größe des Werkes sie, und gerade durch große Beweggründe charakterisiren sich Thatsachen dieser Art.

Alle Kirchen von Nottinghamshire haben ihre Legenden. Nur eine, einige Meilen von Mansfield, die

Kirche von Edwinston ist etwas in Verlegenheit mit der ihrigen. Eine Tradition läßt in ihr Robin Hood sich verheirathen; allein sie ist die einzige, allen andern zufolge figurirte er dabei nur als Zeuge der Heirath von Allan-a-Dale, seines Minstrels. Eines Tages, sagt eine Ballade, begegnete Robin Hood einem schönen jungen Mann, der unter einem Baume lag und schmerzlich seufzte; den Tag zuvor hatte er ihn in festlichen Kleidern, singend und lustig gesehen. Sein treuer Little John, der Erste der Bande nach Robin, bringt ihn herbei. Robin Hood fragt ihn, ob er Geld habe, denn der Hauptmann der Outlaws nahm nie etwas, ohne zuvor gebeten zu haben. „Ich besitze nur fünf Schillinge, erwiedert Allan-a-Dale, und einen Ring, den ich seit sieben Jahren am Finger trage. Gestern war ich noch heiter und froh, denn ich war im Begriff, meine Braut zu heirathen; allein man hat sie mir entführt, um sie einem alten Ritter zu geben;" ohne Zweifel ein normännischer Ritter, denn alle diese Balladen sind der Ausdruck des Kampfes zwischen den Normannen und Sachsen. „Was giebst Du mir, wenn ich Dir wieder zu Deiner Dame verhelfe? — Ich schwöre, sagte Allan-a-Dale, der treueste Deiner Diener zu seyn." Hierauf eilen Robin Hood und seine Bande nach der Kirche von Edwinston, wo die Trauung Statt finden sollte. Der Hauptmann kommt in den

Kleidern eines Minstrel, eine Harfe in der Hand. Kaum eingetreten, stößt er ins Horn. Zwanzig seiner Genossen stürzen in die Kirche, Allan-a-Dale an der Spitze. Robin Hood legt nun beider Liebenden Hände in einander und befiehlt dem Bischof, sie zu trauen. Dieser weigert sich, denn das Aufgebot hat nicht drei Mal Statt gefunden; die Ehe wäre auf diese Weise nicht legal. Ich müßte mich sehr irren, wenn dieser Bischof, der das Gesetz nicht verletzen will, nicht englischen Stammes gewesen wäre. Robin Hood zieht ihm den Priesterrock aus und befiehlt dem Little-John, ihn anzuziehen. Dieser spricht mit gravitätischer Stimme das Aufgebot nicht drei Mal, sondern sieben Mal, und alle Welt lacht, außer dem Bischof und dem alten normännischen Ritter. „Wer vertritt Vaterstelle bei der Braut?" fragt Little-John. Natürlich Robin Hood; er nimmt sie unter seinen Schutz und erklärt, daß der, welcher es wage, sie ihrem Manne zu entführen, es schwer büßen solle. „So, sagt die Ballade, endigte diese lustige Hochzeit. Die Neuvermählte sah aus wie eine Königin, und sie kehrten zurück in den fröhlichen Wald unter das grüne Laubdach." Lustig, fröhlich, merry, ist das Wort, welches in allen diesen Poesieen vorherrscht. Solche Ehebündnisse zwischen Leuten, die sich einander lieben, kommen sehr häufig in den Legenden zu Ehren von Robin Hood

vor. Er iſt der Held des beſiegten und unterdrückten Volkes. Um den Preis eines andern Mißbrauchs, der übrigens kein leichter zu nennen war, denn es handelte ſich um Raubzüge gegen die Vorübergehenden, während die Jagdhüter des Königs mit Pfeilſchüſſen regalirt wurden, war Robin Hood der Held, der ſich den Ruhm gab, alle anderen Mißbräuche wieder gut zu machen. Wollüſtige Biſchöfe, tyranniſche Magiſtratsperſonen wurden von ihm unbarmherzig angegriffen, geplündert, zuweilen getödtet, aber öfterer noch nach irgend einer Myſtification im etwas plumpen Geſchmacke der Zeit geſund und unverſehrt für ein Löſegeld zurückgeſchickt. Seine Schaar beſtand meiſtentheils aus Leuten niedern Standes, deren Kraft oder Gewandtheit Robin Hood bei irgend einer Gelegenheit kennen gelernt hatte oder die er durch ſchmeichelnde Rede an ſich zu locken wußte. Bald war es ein Lohgerber, deſſen kräftige Hand er fühlen gelernt, bald ein Kupferſchmidt, der ausgeſandt war, ihn todt oder lebendig zu fangen, und ſich dann ſelbſt unter dem Banner der Outlaws anwerben ließ. Er war unerſchöpflich in Liſt aller Art und in Verkleidungen theils um den Händen ſeiner Feinde zu entgehen, theils um ſie in eine Falle zu locken. Vor Allem hatte er es auf den Scheriff von Nottingham abgeſehen. Ihn mitten aus ſeiner Stadt zu entführen, dieß war

ſein Plan. Robin Hood wird Fleiſcher in Nottingham, kleidet ſich demgemäß an und ſtellt ſich vor die Fleiſchbank. Alle Käufer ſtrömen zu ihm, angelockt durch die Wohlfeilheit des Fleiſches. Die Fleiſcher von Nottingham gerathen in Aufruhr; man beklagt ſich beim Scheriff, der in eigener Perſon zum falſchen Fleiſcher kommt, um ſich vom Stande der Sache in Kenntniß zu ſetzen. Dieſer erbietet ſich, ihm hundert ſeiner Ochſen zu verkaufen, die, wie er ſagt, im nahen Walde ſtünden. Der Scheriff folgt ihm dahin und ſie kommen nach dem gewohnten Rendezvous von Robin Hood und ſeiner Schaar am Fuße des Tryſting-tree an. Hier ſieht ſich der Scheriff, anſtatt der hundert Stück Hornvieh, plötzlich von hundert Leuten in der grünen Livrée Robin Hoods umringt. Er wird verhöhnt und mit einem tüchtigen Löſegeld behaftet, aber ihm kein Leid zugefügt.

Robin Hood war nicht verheirathet; alle Balladen ſagen es, mit Ausnahme einer einzigen, deren Verfaſſer ohne Zweifel wollte, daß ſeinem Ideal auch nicht eine Tugend mangle. Allein er lebte in wilder Ehe mit der ſchönen Maid Marian. Ehe Robin Hood Hauptmann der Wildſchützen wurde, war er ein junger vornehmer Herr geweſen, zum Theil ruinirt durch die Thorheiten ſeiner Jugend, zum Theil durch einen Abbé und einen Richter, welche durch Liſt Beſitzer von

dem geworden waren, was ihm übrig geblieben. Zu jener Zeit war er sehr verliebt in die schöne Marianne, welche seine Liebe erwiederte. Als er seinen Heimathsort verlassen, um in den Wäldern zu leben, verkleidete sich Marianne, welche diese Trennung nicht ertragen konnte, in Männertracht und suchte ihn auf. Sie begegneten sich, aber verkleidet, Marianne als Mann, Robin Hood als Räuberhauptmann. Sie fochten mit einander; Mariannens schönes Blut floß und Robin Hood selbst ward leicht verwundet. Dieß war so seine eigenthümliche Weise, Recruten zu werben. Er reicht Mariannen die Hand und schlägt ihr vor, mit ihr in den Wald zu kommen und den Gesang der Nachtigall zu hören. Seine Stimme verräth ihn und Marianne erkennt ihn; sie wirft sich in seine Arme. Ein großes Fest wird bei der Ankunft des falschen Pagen gefeiert; mancher Becher wird auf ihre Gesundheit geleert und nach beendigtem Mahle begeben sich Robin Hood und Marianne in den Wald, gefolgt vom Little John. Die Ballade schweigt davon, ob er den beiden Liebenden als ehrbarer Begleiter diente, und spricht nur von der Zufriedenheit Mariannens und Robin Hoods, welche glücklich lebten inmitten dieser Bande „ohne Ländereien und Renten" und lange Jahre.

Die Balladen, deren Held Robin Hood ist, sind

zugleich lebhafte Schilderungen der Gefühle und Ansichten des engliſchen Volks im 12. und 13. Jahrhundert; ſie athmen den Haß aller Tyrannei, ſei ſie geiſtlicher oder bürgerlicher Art, den Abſcheu vor aller Feigheit und Erbärmlichkeit, Bewunderung für Alles, was Freiheit, Großherzigkeit, Wärme der Seele, warmheartedness, heißt, Liebe für Kämpfe, keine blutigen, ſondern ritterliche, von gutem Schrot und Korn, lebhaften Sinn für Scherz und Spiel. Die darin ausgeſprochenen Klagen ſind übrigens ohne Bitterkeit und Heftigkeit; die Poeten gehen mehr den Mißbräuchen, als den Menſchen zu Leibe. Dieß iſt auch die Geſinnung des Helden dieſer Balladen. Robin Hood ſcheint mehr mit einem Zuſtande der Dinge, als mit den Perſonen im Kriege zu ſeyn. Mit dieſen ſpielt er öfterer, als daß er ſie mißhandelt, er bietet eigentlich mehr der ſchlechten Juſtiz Hohn, als daß er den redlichen Mann plagt, der ſie ausübt; nur Adelige, Prieſter, parteiliche Richter kommen ohne Löſegeld nicht wieder aus ſeinen Händen. Dieß iſt das Budget des Königs von Sherwood. Dagegen liebt und ſchützt er das kleine Bürgerthum und den Landmann. Nie mißhandelt er einen Schäfer oder Ackersmann, ja er vertheidigt ſogar den Bauer gegen den Adeligen oder Prieſter, die ihn unterdrücken. Wittwen und Waiſen haben keine ſicherere Stütze, und es wim-

melt von Erzählungen, in denen er Müttern ihren verloren geglaubten Sohn wieder gegeben, Frauen ihre Männer gerettet hat. Endlich aber ist er wie jeder gute Ritter der Beschützer der Damen, der große Bewunderer ihrer Schönheit und, was das Beste ist, treu

Eine dieser Balladen läßt ihn auf die rührendste Weise sterben. Schon seit einiger Zeit fühlte Robin Hood, daß seine Gesundheit schwankend geworden; er klagte darüber gegen Little John: seine Pfeile, sagte er, kämen nicht mehr bis ans Ziel. Er hatte eine Cousine, Aebtissin des Klosters Kirkley, welche, wie viele Aebtissinnen jener Zeit, medicinische Praxis ausübte. Sie zog er über sein Leiden zu Rathe. Eigenhändig öffnete sie ihm die Pforte des Klosters, empfing ihn mit erheuchelter Herzlichkeit und lud ihn zum Essen ein; sodann führte sie ihn in eine geheime Kammer, öffnete ihm „mit ihrer Lilienhand" die Ader und entfernte sich, indem sie die Thür verschloß und verriegelte. Das Blut floß den ganzen Tag und die ganze Nacht. Robin Hood sah, daß er verrathen war, und obgleich der Ohnmacht nahe, versuchte er doch zu entwischen; allein kaum hätte seine frühere Kraft hingereicht, die Thür zu sprengen. Nun will er durch's Fenster springen; allein so hoch herab wäre sein Sturz tödtlich gewesen. Endlich nimmt er seine Zuflucht zu

seinem Horn und lockt drei schwache Töne hervor. Das war aber genug für die Ohren des treuen Little John, der während dieser ganzen Zeit unter einem benachbarten Baume geharrt hatte. Er erkennt an den ersterbenden Tönen das nahe Verscheiden seines Herrn, eilt herbei, bricht Schlösser und Thüren auf und gelangt bis zu Robin Hood, zwar zu spät, um ihn zu retten, aber nicht zu spät, um ihn zu rächen. Er fragt seinen Herrn, ob er das Kloster sammt den Nonnen verbrennen soll. „Nein, sagt Robin Hood, das leide ich nicht. Nie, seitdem ich lebe, habe ich Frauen ein Leid zugefügt, ja nicht einmal einem Manne in Gegenwart einer Frau, und was ich in voller Lebenskraft nicht gethan, das will ich auch nicht bei meinem Tode thun; aber gieb mir meinen Bogen und einen meiner Pfeile; dort, wo mein Pfeil niederfällt, will ich begraben seyn. Legt ein Stück grünen Rasen unter mein Haupt und ein anderes zu meinen Füßen und sorgt dafür, daß mein Grab mit schönem Rasen bedeckt sei; macht das Grab breit und lang genug und legt mich auf ein grünes Kissen, damit man sagen kann: Hier ruht der kühne Robin Hood.“ Und so ward er begraben, unweit der Abtei Kirkley in Yorkshire.

Walter Scott hat in dem Roman Ivanhoë seinem Locksley die Hauptzüge des Balladenhelden geliehen.

Er ſchildert ſeine Geſchicklichkeit als Bogenſchütze in dem jungen Yeoman, welcher im Tournier den Schützenpreis gewinnt, ſeinen Muth und ſeine Großmuth in dem unerſchrockenen Krieger, der nebſt Richard das Schloß belagert, wo der Normanne Front de Boeuf Cédric den Sachſen gefangen hält; er zeigt uns den König des Waldes mit ſeinem Hofſtaat in einer Lichtung des Waldes, auf ſeinem Thron von Raſen, den die dichtbelaubten Zweige einer alten Eiche beſchatten, indem er unter ſeine im Halbkreis geordnete Schaar die Beute aus dem Schloſſe vertheilt. Allein Walter Scott macht im Intereſſe ſeines Romans aus Locksley einen Patrioten, der, obgleich er die Mißbräuche der normänniſchen Adminiſtration angreift, doch dem Könige des normänniſchen Stammes, Richard, treu geblieben iſt. Seine Würde, der Adel ſeines Benehmens, ſein achtunggebietendes, befehleriſches Weſen verkünden den vornehm gebornen Mann, den die Tradition als Grafen Huntington nennt. Die ſcherzhafte, volksthümliche Seite des Mannes der tauſenderlei Verkleidungen, des Witzmachers, fehlt dem Charakter von Locksley. Die Aehnlichkeit iſt alſo keineswegs vollſtändig, weil der Roman für Robin Hood gemacht war. Die eigentlichen Helden ſind Ivanhoë und Richard.

Die nothwendige Ergänzung einer Pilgerſchaft in den Wald von Sherwood iſt eine Lectüre von Ivanhoë.

Ich habe dieſen Roman daher noch einmal geleſen, denn ich traute meinem Gedächtniß nicht mehr ganz. Die damalige Mode hatte Walter Scotts Romane etwas gar zu hoch geſtellt und die Längen, die allzu häufigen Schilderungen und Beſchreibungen, die etwas weitſchweifigen Geſpräche zu verdecken geſucht. Allein das hat ſich mit der Zeit geändert, und während das in den Hintergrund geſchoben ward, was eigentlich nur ins Gebiet der Neugierde gehörte, iſt dasjenige in den Vordergrund getreten, was Bücher ewig neu macht, die Wahrheit der Charaktere und Leidenſchaften. Die archäologiſche Kleidung der Hauptperſonen iſt verblichen und verſchoſſen, aber von den lebhaften Farben, mit denen Walter Scott menſchliche Dinge zu malen wußte, hat ſich nichts verwiſcht, ebenſo wenig wie der Ruhm, den er ſich dadurch erworben, daß er die menſchlichen Dinge mit einem Pinſel malte, der immer keuſch und wahr blieb. Zwanzig Jahre lang waren die Romane von Walter Scott die Freude der civiliſirten Welt und haben kein reines Herz verdorben. Es giebt in der Geſchichte der Literatur kaum ein zweites Beiſpiel eines ſo reinen Erfolgs und einer ſo großen Popularität, gebildet durch den geheimen Beifall aller guten Gefühle des Menſchen. Seitdem uns die letzten Prüfungen Frankreichs und Europas voll Trauer zur Rückkehr zu den Ideen und Schriften veranlaßten,

welche in der ersten Hälfte des Jahrhunderts volksthümlich waren, seitdem sich der Verstand gezwungen gesehen, Verdacht zu schöpfen gegen sich selbst, und die Ideen genöthigt, eine Selbstanklage gegen sich zu erheben, ist jeder Tadel der liebenswürdigen Schriften Walter Scotts verstummt. In dieser Entfesselung bösartiger, schädlicher Doctrinen, gegen welche wir gegenwärtig ankämpfen, darf auch nicht eine einzige auf die Ehre Anspruch machen, daß sie von ihm bekannt oder durch eine einzige Zeile seiner Hand autorisirt worden wäre. Ein schöner, süßer Ruhm für einen über seine Zeitgenossen hervorragenden Menschen, Gefallen erregt zu haben, ohne je zu verführen, den Geistern Freude gemacht zu haben, ohne sie frivol zu machen, sie unterrichtet zu haben, ohne prosaische Entzauberung! Es giebt im zeitgenossenschaftlichen Europa keinen einzigen Leser, der ihm nicht einige schöne, ideale Stunden verdankt. Er verstand es, uns für die Vergangenheit zu interessiren, ohne uns die Gegenwart zuwider zu machen, uns Scenen der Größe, des Glücks und Ruhms zu zeigen, ohne uns Neid einzuflößen; er ließ uns Romane lesen, ohne uns romanhaft zu machen, er erzeugte in uns die Liebe zum Ideal, ohne Sucht nach Chimären. Selbst Telemachs Ruhm war nicht so wohlthätiger Art. In diesem Buche vermischt sich zu viel Klügelei mit liebli-

chen Schilderungen der Wahrheit, gar zu viel Utopiſches macht uns geneigt, ſchwierig und chimäriſch zu zu ſeyn über Regierungen und Regierende, und wahrlich, ich fürchte, hinſichtlich gewiſſer weibiſcher Köpfe, das Romantiſche mehr, als die Einwirkungen der Walter Scottſchen Werke. Herr Villemain ſagte einmal von Walter Scotts Romanen, ſie ſeien wahrhafter als die Geſchichte; man könnte hinzufügen, ſie ſind epiſcher als das Heldengedicht, weil ſie frei ſind von den erkünſtelten Proceduren deſſelben und dramatiſcher, als das Drama, weil ſie das ſtrenge Recept der Kunſt entbehren können. Man gehe hin und ſehe die Haidenſtrecken von Sherwood und das, was von dem ehemaligen Gebiete der Outlaws übrig geblieben, man gehe hin, den Roman Ivanhoë in der Hand; Walter Scotts mächtige Phantaſie wird nach und nach den neuen Anblick verſchwinden machen, welchen die Hand der Zeit und die Arbeit der Menſchen dem Lande verliehen und die grünen Einöden reſtauriren, in denen allein ein Ritter des 13. Jahrhunderts ſeine Thätigkeit entwickeln konnte. Und lieſt man das Buch des Magikers unter einer der alten Eichen mit der düſteren, grünen, faſt metallartigen Kuppel, die einſt Robin Hood Schutz und Schatten gewährt, dann kann einem leicht der erſte beſte Jagdhüter des Herzogs von Portland, der aus einem Dickicht hervortritt, als

einer der grüngekleideten Bogenschützen des antiken Königs von Sherwood erscheinen, herbeieilend auf den Ruf seines Herrn zum Rendezvous des Kriegs oder des Vergnügens.

II. Welbeck. — Der große utilitarische Lehnsherr.

Indem ich den Herzog von Portland nenne, nenne ich zugleich das Urbild des großen utilitarischen Lehnsherrn in England. Utilitarier ist hier gleichbedeutend mit großem Landwirthe. Die Betriebswirthschaft des Herzogs von Portland gehört zu einer der Merkwürdigkeiten Englands, ja wir können sagen der civilisirten Welt. Durch sie ward ein großer Theil des Landes, den bis ins vergangene Jahrhundert der Wald von Sherwood occupirte, erneut. Statt jener tiefen, dunklen Waldungen, jener großen lichten Stellen im Walde, wo die Outlaws und die Jagdhüter des Königs mit einander Krieg führten, bedecken jetzt fruchtbare Felder aller Culturarten, Getreide, Wiesen, Wurzelwerk den Boden. Die Quelle, an welcher der falsche Eremit von Copmanhurst seinen Krug an den Tagen füllte, wo die Jagdhüter ihre Visitationen zu halten pflegten, ergießt sich in Wässerungsgräben durch alle diese schönen Culturen und verbreitet daselbst Frische und Fruchtbarkeit. Indessen ist noch nicht aller Wald verschwunden, und Welbeck,

die Wohnung des Herzogs, wird von ſeinen majeſtätiſchen Reſten umgeben. Nicht weit von jener Wohnung ſteht jene Eiche, die, halb Baum, halb Monument, gewiß die merkwürdigſte, wenn nicht auch zugleich die älteſte Eiche von Großbritannien iſt. In der Umgegend findet man noch andere von ungeheurer Größe und Dicke, hier vor dem Walde in gerader Linie ſtehend wie Säulen eines ungeheuern Blättertempels, dort iſolirt mitten in einer lichten Stelle des Waldes. Faſt alle haben Namen und Wappenbuch; es iſt die älteſte Ariſtocratie des Landes.

Moraſtlöcher und Sümpfe verfaulten noch vor wenigen Jahren an der Stelle, wo jetzt dieſe herrlichen Culturen, der Stolz des engliſchen Pächters, prangen. Theils wohl ein Wenig aus ſchöpferiſcher Eitelkeit, aber hauptſächlich des guten Beiſpiels wegen hat der Herzog von Portland ein Probeſtückchen des ehemaligen Zuſtandes des Terrains bewahrt. Neben einer herrlichen grünen Wieſe oder einem prachtvollen Aehrenfelde zeigen einige Aecker unbebauten Landes, was die Natur iſt vor der Arbeit und was ſie nach ſolcher zweiten Schöpfung wird. Noch vor wenigen Jahren ſcheute man ſich, dieſen öden, mit Schilf bedeckten und mit Waſſer ohne Abfluß überzogenen Strecken nahe zu kommen. Jetzt finden hier der Menſch und das edle, ihn bei ſeinen Arbeiten unterſtützende Thier Nahrung und

Gesundheit. Bäche mit reinem, durchsichtigem Wasser haben die Stelle der Sumpfpfützen vertreten. Freundliche Häuser, Scheunen und Ställe, auf den höher gelegenen Theilen erbaut, genügen kaum, um die Erzeugnisse eines Bodens aufzunehmen, den früher Haidekraut, vermischt mit Schilf erschöpften.

Auf diese wunderbare Umgestaltung hat der Herzog von Portland den größten Theil eines ungeheuern Vermögens verwendet. Die Einkünfte der Besitzung werden immer wieder zur Verbesserung derselben verwendet, denn es genügt nicht, Gedeihen und Fruchtbarkeit zu schaffen, man muß sie auch zu nähren und zu erhalten verstehen. Diesem Streben ist das ganze Leben des edlen Herzogs geweiht. Er hat fähige, thätige Agenten, aber das Auge des Besitzers und Herrn ist dennoch überall. Dieser Greis, der reicher ist als viele fürstliche Souveräne, beaufsichtigt das ganze Jahr hindurch seine Felder und ist zugegen beim Ackern, Säen und Ernten. Da die Last der Jahre ihm das Gehen nicht mehr gestattet, so fährt er in einem sehr einfachen kleinen Wagen überall umher. Wir begegneten ihm während unsrer Excursion nach Welbeck. Was man gewöhnlich das Cabriolet nennt, ist hinten angebracht, so daß der Herzog seinen Pferden den Rücken zukehrt und sich rückwärts fahren läßt. Er sieht wahrscheinlich auf diese Weise besser in die Ferne und zugleich in die

Nähe, wenn es nicht irgend eine brittiſche Excentricität iſt.

Mich wundert es nicht, daß der Beſitzer eines ſo wohlthätig wirkenden Vermögens ſehr populär im Lande iſt. Der Reichthum, welcher durch den Ackerbau erzeugt wird, erregt gewöhnlich am wenigſten Neid. Er iſt nicht den Chancen unterworfen wie induſtrielles Vermögen, und giebt dem reichen Ackerbauer nicht den Anſtrich eines Emporkömmlings. Dieſer Reichthum wird erworben unter den Augen des Publicums und dient Andern zum guten Beiſpiele. Im ganzen Lande ſpricht man mit Verehrung vom Herzog von Portland. Nicht minder geachtet iſt der Name ſeines Sohnes, des Lord Bentinck. Die alten Korngeſetze hatten keinen geſchickteren Vertheidiger, als dieſen Lord, der ganz plötzlich aus einem vergnügungsſüchtigen jungen Manne ein geachteter, geiſtig ſehr bedeutender Staatsmann ward und leider viel zu früh ſtarb, nachdem er Sir Robert Peel viel zu ſchaffen gemacht hatte. Die Dankbarkeit ſeiner Mitbürger hat ihm auf dem Hauptplatze von Mansfield ein beſcheidenes, aber ſicher um ſo dauernderes Monument errichtet, als es wie das Otto's modicum et mansurum iſt.

Es war ganz natürlich, daß der Herzog von Portland und ſein Sohn ſich den Reformen Sir Robert Peels widerſetzten. Wie konnten ſie, ohne Engel zu

ſeyn, es kaltblütig mit anſehen, daß nunmehr all das durch dieſe gewaltige Induſtrie erzeugte Getreide künftighin auf den engliſchen Märkten mit dem Getreide Rußlands und Nordamericas concurriren müſſe, um unter dem Culturpreiſe verkauft zu werden? Noch giebt es, ſelbſt außer dem Kreiſe der Intereſſirten, manchen Zweifel über das Verdienſtliche der Maßregeln von Sir Robert Peel zu löſen. Jedenfalls hatte der nationale Ackerbau das Recht, ſie nicht zu billigen; aber von dem Tage an, wo dieſe Maßregeln Geſetze wurden, hat er ſich denſelben unterworfen. Er unterſchrieb proviſoriſch ſeinen Ruin aus dem patriotiſchen Beweggrunde, daß andere Intereſſen daraus Nutzen ziehen könnten. Der Grundbeſitzer, dem man einen Theil ſeiner Einkünfte raubt, der Pächter aus Beſorgniß, ſeinen Pachttermin nicht mehr einhalten zu können, ſind demnach nicht gleichgültig gegen den Gedanken, daß ihre Verlegenheit doch wenigſtens die der Induſtrie vermindere. Statt ſich daher über ihre Leiden wie über eine Ungerechtigkeit des Staats zu erzürnen, denken ſie höchſtens, daß man im guten Glauben auf ihre Koſten einen Verſuch gemacht hat, der nicht gelingen wird; inzwiſchen aber reſpectiren ſie das ihnen ſchädliche Geſetz. Die Reform Sir Robert Peels hat viele Pächter heruntergebracht; allein ich kann verſichern, daß ſich deßhalb die Armee der Chartiſten nicht verſtärkte.

Uebrigens ſind die Grundbeſitzer den Pächtern mit dem Beiſpiele des Opferns vorangegangen; keiner von Allen aber ward in ſeinen Intereſſen ſtärker verletzt, als der Herzog von Portland. Er hat ſeinen Pächtern wiſſen laſſen, daß ſich die Höhe ihrer Pachtgelder nach dem Durchſchnittspreiſe des Getreides richten ſolle. Denen, welche ihren Pacht nach den gegenwärtigen Verhältniſſen überhaupt für zu hoch hielten, hat er Erlaſſe bewilligt; Andern hat er es überlaſſen, entweder die alten Bedingungen beizubehalten oder ihre Pachtgelder nach dem gegenwärtigen Preiſe des Weizens taxiren zu laſſen. Ich ſehe darin drei große Muſterbeiſpiele. Das erſte iſt das der Reichen, welche ſchenken, denn Nachlaſſe geſtatten, iſt ſo gut wie ſchenken. Das zweite iſt das der großen Grundbeſitzer, die, durch ein Geſetz in ihren Intereſſen verletzt, die Unpopularität deſſelben unter ihren Pächtern dadurch mindern, daß ſie mit ihnen den Schaden theilen. Das dritte große Beiſpiel iſt eine Oppoſition, die mit ihrem Gehorſam und ihrem Gelde einer Politik zu Hülfe kommt, welche ſie vorher bekämpft hat. Dieſem guten Benehmen der Grundbeſitzer hat man es zu verdanken, daß die kleinen Grundbeſitzer, ſtatt ihre Nachbarn um ihre großen Beſitzthümer zu beneiden, ſich ihre Vorbilder und Verbeſſerungen zu Nutze machen und nachahmen. Nichts wird in England mehr nachgeahmt, als die Arbeit, und Nachahmung der

Arbeit gebiert Wetteifer, nicht Neid. Die Einfachheit der Sitten der großen Grundbesitzer trägt nicht wenig dazu bei, daß man ihnen ihren Reichthum verzeiht,— nicht etwa, als ob ein englischer Lord sich nicht für etwas Besseres hielte, als seinen Zinsmann; aber er zeigt es nicht, er scheint nicht so und das ist die Hauptsache. In Ländern dagegen, wo mehr Eitelkeit als Stolz herrscht, da sind die Rangunterschiede unerträglich, weil die Großen sich nur groß wissen neben Kleinen, und die Kleinen dumm genug sind, es zu dulden. In England herrschen die Großen, aber sie stellen es nicht zur Schau aus. Sie sind auf ihre Privilegien mehr stolz als eitel und die Kleinen ermuthigen die Insolenz der Großen nicht durch ihre eigne Eitelkeit. Die Klassen sind hier Institutionen. Man verneigt sich nicht vor einer Person, die sich des Vortheils erfreut, Lord zu seyn, sondern vor der durch eine Person repräsentirten Pairie, nicht vor dem Individuum, sondern vor der Allen nützlichen Institution. Daher bei den Leuten niederen Ranges eine respectvolle, keine übertriebene höfliche Unterwürfigkeit, bei denen höhern Ranges keine Sucht, die Kleineren zu kränken, um sich den Genuß empfangener Huldigungen zu verstärken.

Fremde fragen oft sehr albern. So ging mir es unter Anderem einmal mit einem kleinen Pächter von Nottinghamshire. Ich fragte ihn, ob er den Herzog

von Portland nicht um seine großen Besitzungen beneide? Er schien mich nicht zu begreifen. Ich wiederholte die Frage. „Und warum sollte er wohl Neider haben? erwiederte er. England braucht ebenso nothwendig große Grundbesitzer, wie kleine Pächter; der Herzog von Portland besitzt Nichts, was nur ihm allein zu Gute käme; das ganze Land hat Vortheil von seinen großen Ausgaben. Wer sollte es daher wohl unrecht finden, daß er welche machen kann?" Ich fragte weiter, denn ich wollte wissen, ob er aus Ueberzeugung so spräche oder nur veranlaßt durch die Sorgfalt, mit der die Engländer vor den Fremden die Wunden ihres Vaterlandes verbergen. „Uebrigens geschehen alle diese Dinge, fügte er hinzu, nach Gottes Fügung." Nun schwieg ich mit meinen Fragen. Diese letzte Reflexion gab mir den Anstrich eines Versuchers, der in das einfache, biedere Gemüth den Samen der traurigen Zweifel streuen wollte, die ich aus meinem Vaterlande mitgebracht.

Auf einer unserer Promenaden durch diese prächtig cultivirten Ländereien war es, wo der Weg uns in eine kleine, enge und frische Schlucht führte, deren Ränder mit Wald bewachsen waren und in deren Grunde ein Bach floß. Zwischen dem Bache und dem Hügel erheben sich zwei Reihen Häuser von gleichförmiger Bauart, aber reinlich und freundlich. In diesem Augenblicke strichen die Strahlen der untergehenden

Sonne, welche durch die Schlucht eindrangen, durch die Straße und beleuchteten dieſe Gruppe von Häuſern, während ringsum bereits die Schatten des Abends ſich im Thale lagerten. Die Stille des Orts, kaum unterbrochen von dem Gemurmel des Baches, fügte dem Bilde der Geſundheit und Reinlichkeit einen Anſtrich der Ruhe hinzu, der mich entzückte. Links vor den Häuſern, am Fuße ſteiler, aber grüner Felſen, ſah man auf einem mit Sand beſtreuten Platze ein vollſtändiges Turngerüſte für die luſtigen Kinder der kleinen Colonie. Ich war neugierig, ob England unter ſeinen übrigen Eigenthümlichkeiten nicht wenigſtens hier einige redliche Narren unter dem Attractionsgeſetze Fouriers vereinige. In dieſem Augenblicke kamen Kinder aus den Häuſern im eiligen Laufe nach dem Platze, von denen einige ſich an die mit Knoten verſehenen Stricke hingen, während andere die hohen Gerüſte erkletterten. Ihre Tracht verkündete Kinder aus der Arbeiterclaſſe, und in der That gehört dieſe Colonie zu einer benachbarten Fabrik, welche eine Biegung des Thales unſeren Blicken verbarg. Das iſt, ſo dachte ich, ein Induſtrieller, wie ich ſie liebe; er hat ſich nicht damit begnügt, ſeinen Arbeitern Wohnungen an einer Oertlichkeit anzuweiſen, wo ehemals die Mönche ihre Klöſter zu errichten liebten, ſondern hat auch an die Vergnügungen ihrer Kinder gedacht,

und das Vergnügen, welches er ihnen hier gewährt, könnte faſt für ein ariſtocratiſches gelten. Ich war daher neugierig, aus dem Munde irgend eines Einwohners die Gefühle der Coloniſten für ein ſo väterlich geſinntes Induſtriehaupt zu erfahren. Es war eine Frau — ein am mindeſten verdächtiges Zeugniß — welche mich belehrte, daß dieſe Häuſer erſt kürzlich vom Fabrikanten erbaut worden ſeien, und daß ſich die Arbeiter recht comfortable darin befänden, und was dieß Wort in England zu bedeuten hat, iſt bekannt, daß er ihnen Feuer und Brod gäbe, und Erſteres iſt faſt ſo nothwendig, wie das Letztere. „Wir ſind zufrieden, ſagte ſie, während ſie ſogleich auch hinzufügte: wir ſind aber auch dankbar.“ — Wahrlich, ſagte ich zu mir, ich ſchreite von einer Neuigkeit zur andern. Dort ſah ich Pächter, die ihre Grundherren nicht beneiden, hier Arbeiter, welche mit Dankbarkeit vom Fabrikanten reden! Glückliches Land, trotz aller Uebel und Leiden, die hier gut zu machen ſind und die oft gar nicht gut gemacht werden können, aber dennoch glückliches Land, wo diejenigen, welche den beſten Theil davon getragen haben, von denen vertheidigt werden, welche das Schickſal ſtiefmütterlich behandelte, und die Glieder ein Loblied ſingen auf den Magen!

Uebrigens iſt's noch gar nicht lange her, daß die engliſchen Fabrikherren ſolche Sorge tragen für ihre Arbeiter. Ich erinnere mich, daß ich noch im J. 1836, als ich einige induſtrielle Anſtalten beſuchte, ebenſo verwundert und erfreut war über die Vollkommenheit und Macht der Maſchinen, als tief betrübt über die Ungeſundheit der Gebäude und die geringe Aufmerkſamkeit, welche man dem Wohlergehen des Arbeiters widmete. Ich hatte ſogar mehr als einmal Gelegenheit, zu bemerken, daß man riskirte, für unbeſcheiden zu gelten und keine Antwort zu erhalten, wenn man die Beſitzer oder Vorſteher von Etabliſſements über den moraliſchen Zuſtand derer fragte, durch welche dieſe Wunder vollbracht wurden. Welch ein Contraſt zwiſchen dem, was ich im J. 1836 ſah, und dem, was die politiſche Intelligenz Englands kaum funfzehn Jahre ſpäter realiſirt hat! Im J. 1836 war die Sache nicht minder gerecht, nicht minder verſtändig und chriſtlich, aber nicht ſo dringend. Ohne gerade grauſamer als jetzt zu ſeyn, war der Induſtriechef noch nicht ſo deutlich gewarnt, daß eine furchtbare Nothwendigkeit ihn bald zwingen werde, den Menſchen mehr Aufmerkſamkeit zuzuwenden, als den Maſchinen. Gegenwärtig hat dieſe Nothwendigkeit geſprochen; der engliſche Induſtrielle wartet aber nicht erſt, bis ſie ſchreit und giebt darum nicht einzig und allein der Furcht nach.

Nein, ein beſſeres, mächtigeres Gefühl als die Furcht würde heutzutage das Gewiſſen des Induſtriechefs beunruhigen, der es wagen ſollte, hart gegen den Arbeiter zu bleiben. Dieß Gefühl ſtützt ſich auf den höhern Werth, den man aus Gründen des Staatswohls, der Religion, der Politik auf Menſchenleben legt, es ſind Gründe, welche aus jener Brüderlichkeit des Evangeliums entſpringen, die viel länger bekannt iſt, als die republikaniſche Brüderlichkeit, welche die Kleinen den Großen werth macht, ſogar in ſolchen Ländern, wo man noch den ſchlechten Geſchmack hat, unter dem doppelt abſcheulichen Regime der Monarchie und Ariſtocratie zu leben.

Die Humanität, dieſe Civiliſation der Herzen, welche bei den Strafgeſetzen Anfangs dem Princip, daß die Geſellſchaft ſich an dem Verbrecher rächen müſſe, das Princip ſubſtituirt hat, daß die Geſellſchaft ſich gegen die Verbrecher des Rechts legitimer Vertheidigung bedienen müſſe, und ſodann dieſem Princip, da auch dieſes noch zu ungeſittet erſchien, das der einfachen Beſtrafung mit der Ausſicht auf Verzeihung; die Humanität, welche bei der Verwaltung der Hoſpitäler jene gemeinſamen Betten, in denen der geheilt werden ſollende Kranke nicht ſelten eiſig kalte Schauer fühlte durch die Berührung des unmittelbar neben ihm liegenden Todten, durch Einzelbetten für jeden Kran-

ken erſetzt hat; die Humanität erſcheint im geſellſchaftlichen Leben nicht gleich von Anfang an wie gewiſſe vollkommene Principien, welche ſogleich alle Menſchen anerkennen und die vom erſten Tage an in vollem Lichte geglänzt haben. Als Frau von Sévigné über die Bauern ſpottete, welche der Intendant von Bretagne hängen ließ, bewies ſie dadurch, daß ſie gar kein Herz habe und daß dieſelbe Frau, wenn ſie heutzutage lebte, unempfindlich wäre bei Handlungen richterlicher Barbarei? Keineswegs; aber die Idee der Humanität, wie ſie uns jetzt erſcheint, welche die Gerechtigkeit nachſichtig und milde macht gegen die, welche ſie ſtraft und die Mildthätigkeit ehrenvoll für die, denen ſie zu Theil wird, war noch nicht aus den Arbeiten ſo vieler Denker hervorgegangen, und die Leidenden ſelbſt hatten noch nicht gelernt, ſich zu vertheidigen. Wir ſind viel zärtlicher als unſere Väter gegen das menſchliche Elend, ohne dabei mehr Verdienſt zu haben, als ſie in ihrer relativen Grauſamkeit Unrecht hatten, und vielleicht erſcheinen wir, wenn die Reihe an uns kommt, wieder grauſam, wenn nicht der Geiſt der Gewaltthätigkeit und des Ruins, der in dieſen traurigen Tagen weht, die menſchliche Geſellſchaft bis zu jenen Epochen zurücktreibt, wo die Ungeſchliffenheit der Sitten, die Grauſamkeit der Geſetze autoriſirte.

Unter den großen patricischen Häusern Englands giebt es welche, die noch älter sind, als dasjenige, dessen Haupt gegenwärtig der Herzog von Portland ist, aber keins von edlerem Ursprunge. Hingebung bis zur Aufopferung des Lebens, Treue im Glück wie im Unglück, Liebe ohne Schmeichelei in echtem Freundschaftsverhältniß zu einem großen Fürsten, dieß sind die Eigenschaften, welche uns Macaulay im Gründer des Hauses Bentinck bewundern läßt [1]). Bentinck war der beste und geliebteste Freund Wilhelms III. Sechzehn Tage und sechzehn Nächte lang sah man ihn am Bette des jungen Prinzen von Oranien, als dieser krank an den Pocken lag, stets wach, stets bereit, dem Kranken hülfreiche Hand zu leisten; obgleich auch ihn schon das Vorgefühl der Krankheit ergriffen hatte, wehrte er sich doch so lange gegen das Fieber, bis die Aerzte seinen Herrn als Convalescenten erklärt hatten. „Ob Bentinck geschlafen, während ich krank war, sagte Wilhelm zu Temple, weiß ich nicht; aber so viel weiß ich, daß ich nie etwas verlangt habe, ohne daß Bentinck augenblicklich an meiner Seite war." Bentinck schwebte selbst in der höchsten Gefahr; kaum aber hergestellt, eilte er sogleich zur Armee, wo Wilhelm ihn in allen

---

1) History of England, from the accession of James II. Vol. II.

Gefahren eines ſtrapazenreichen Feldzugs ſtets in ſeiner nächſten Umgebung fand.

Ich würde Bentinck weniger bewundern, wenn er ſich nur durch Freundſchaft ausgezeichnet hätte; denn es giebt wenige hervorragende Menſchen, die nicht irgend eine Hingebung dieſer Art eingeflößt hätten. Dazu genügt die Verzauberung des Ranges und Glückes; um wie viel mehr, wenn wie bei Wilhelm von Oranien noch die Verblendung des Genies hinzukommt? Aber hier war die Freundſchaft gegenſeitig, und da Freundſchaft nur zwiſchen Menſchen Beſtand hat, die einander gleich ſind, ſo mußte der Unterthan gewiß ein ſehr redlicher Mann ſeyn, wenn der Fürſt Seinesgleichen war. Eine Eigenthümlichkeit vollkommener Freunde iſt es, keine Geheimniſſe vor einander zu haben. Bentinck kannte Alles, was in Wilhelms Seele vorging. Von den kühnſten Plänen ſeiner Politik bis zu dem kleinen Kummer ſeiner verunglückten Melonenzucht ſagte der Prinz Alles ſeinem Freunde. Iſt Bentinck abweſend, dann erlaubt Wilhelm ſeinen Kindern nicht, auf die Jagd zu gehen, aus Furcht, ein Hirſch könnte ſie mit dem Geweih ſtoßen, noch den Mahlzeiten der Jäger beizuwohnen, damit ſie nicht zu ſpät nach Hauſe kämen. „Sollte mir ein Sohn werden, ſchrieb er an ſeinen Freund, ſo hoffe ich, daß unſere Kinder ſich ſo lieben werden, wie wir es ge-

than haben.“ Bentinck erkrankte ſchwer; Wilhelm ſendet mehrmals des Tages zu ihm; bei der Nachricht, daß ſein Freund außer Gefahr ſei, dankt er Gott und ſeine Augen, ſo ſchrieb er an den Geneſenden, füllten ſich mit Thränen der Freude.

Eine ſolche Berühmtheit iſt gewiß ebenſo viel werth wie ein Ruhm durch Waffenthaten. Zudem vereinigte Bentinck die Tapferkeit des Soldaten mit der Hingebung des Freundes und der ehrwürdige Mann, welcher jetzt dieſen ſchönen Namen führt, ſtützt deſſen Glanz in würdiger Weiſe. In dieſem Lande großartiger Beiſpiele giebt er eins, das nicht minder groß iſt, vielleicht aber eins der nützlichſten; er verwendet ſein Vermögen, eine Induſtrie zu entwickeln, in welcher ſein Vaterland dem Auslande tributbar iſt. Er will dazu beitragen, daß es ſein eigenes Brod erzeugt. Weder die Geſetze noch die Sitten Englands geſtatten der Ariſtocratie, bei der Manufacturinduſtrie die Hand im Spiele zu haben; allein ſie verbieten ihnen nicht, den Boden zu cultiviren. Ein Lord vergiebt ſeiner Würde nichts, wenn er den Pflug führt, denn dieß war ja die Kunſt der Patriarchen und das religiöſe England fand dieſelbe daher auch ſeiner Ariſtocratie nicht unwerth.

(Schluß im nächſten Hefte.)

Aus den Memoiren von Frau Therese Pulszky [1]).

Graf Louis Batthyanyi.

Damals [2]) ward das Benehmen des Grafen Louis Batthyanyi von den extremen Parteien in Ungarn und Wien streng beurtheilt. Die Männer der entschiedensten Färbung in Pesth warfen ihm vor, daß er nicht allein bereit gewesen sei, die Ernennung des Grafen Lamberg zu contrassgniren, sondern auch daß er in seiner Besorgniß, einen Conflict zu vermeiden, schon vor Lambergs Ankunft, am 27. September, Jellachich einen 24stündigen Waffenstillstand bewilligt habe, obgleich derselbe nach dem damaligen Stande der Dinge als völlig geschlagen zu betrachten war. Ferner hielten sie es für einen schweren Fehler, daß der Premierminister nach Lambergs Ermordung die Regierung gerade im kritischsten Momente verließ. Sie nannten ihn deßhalb einen Ungetreuen gegen sein Vaterland.

Einige Monate später, im Januar 1849, verhaftete Fürst Windischgrätz den Grafen Batthyanyi, als er vom ungarischen Reichstag abgesandt als Unterhändler zum österreichischen Befehlshaber kam. Der

---

1) Forts. Man s. das 9. und 10. d. Zeitsch. 1850.

2) Octoberinsurrection in Wien.

Graf ward des Hochverraths angeklagt, später von einem Kriegsgericht verurtheilt und am 6. October zu Pesth auf dem Holzmark erschossen. Seine Feinde haben versucht, sogar sein Andenken durch Verläumdungen zu beflecken.

Allein in jeder Beziehung ist Graf Batthyanyi vorwurfsfrei und fleckenlos: treu seinem Vaterlande, treu den Gesetzen lebte und starb er als Patriot. Die dem größeren Publicum bisher gewiß nur wenig bekannten Documente werden genügen, sich ein unparteiisches Urtheil zu bilden.

Als Batthyanyi im November erfuhr, daß ihm die extreme Partei in Pesth Schuld gäbe, er habe die Sache des Vaterlands verlassen, schrieb er folgenden Brief an Kossuth:

„Theurer Freund! — Mein erstes Gefühl nach sechs an Schwierigkeiten überreichen Monaten, die ich mit Besorgung der Staatsangelegenheiten verbracht, ist, nachdem ich mich, der Gewalt der Umstände weichend, von der Regierung zurückgezogen, Bitterkeit. Denn was kann es in der That wohl Bittereres geben für einen echten Patrioten, als der Doppelsinnigkeit gegen das Vaterland beschuldigt zu werden, während dasselbe von Intriguen umringt und durch mannigfachen Verrath gefährdet ist?

„Wenn Jemand meine Politik tadelt, so ärgere

ich mich darüber nicht im Mindeſten. Aber Niemand ſoll mir Schuld geben, daß ich meinen Einfluß gemißbraucht hätte, um die Freiheit meines Vaterlandes zu gefährden.

„Mein ganzes früheres Leben — ein offnes Buch ſeit dem Beginn meiner öffentlichen Laufbahn — ſollte mich füglich gegen jeden Verdacht ſchützen. Da aber mein letzter Aufenthalt in Wien dennoch Verdacht erregt hat, ſo will ich ganz einfach deſſen Urſachen hier berichten.

„Sie wiſſen, theurer Freund, daß ich mit Zuſtimmung der Vertheidigungscommiſſion und mehrerer, damals in meinem Hauſe verſammelter Deputirten, mich ins Lager begab. Es lag mir daran, mit Lamberg zu ſprechen und ihn, wo möglich, zu überreden, den geſetzlichen Pfad nicht zu verlaſſen. Da er jedoch nicht in unſerem Lager war und ich ihn in Jellachich's Lager vermuthete, ſendete ich den Major Bubna zum Feinde, jedoch mit Vorwiſſen des Generals Moga, und befahl ihm, den General Lamberg in meinem Namen zu einer perſönlichen Beſprechung einzuladen. Im Falle aber Lamberg nicht im feindlichen Lager wäre, dann ſollte meiner Gegenwart bei der Armee gar keine Erwähnung geſchehen. Bubna fand Lamberg nicht im Lager von Jellachich, ſchloß aber im Vertrauen, daß der Graf bald ankommen

werde, ohne meinen Befehl und ohne mein Wissen, einen Waffenstillstand ab. Ich erwähne diesen Umstand nur, weil die Abschließung dieses Waffenstillstands mir zugeschrieben wurde, um Verdacht gegen mich zu erregen.

Inzwischen kamen die vom Reichstage in's Lager gesendeten Deputirten mit dem Reichstagsbeschlusse, welcher nicht allein auf Mißtrauen gegen mich gegründet war, sondern auch in gleicher Weise den nachtheiligsten Einfluß auf die Armee äußern mußte [1]).

Dieß erklärte ich den Deputirten und rieth ihnen, ehe sie weitere Schritte thäten, darüber erst mit dem Officiercorps zu Rathe zu gehen. Dieß thaten sie. Die Officiere bestätigten meine Meinung, daß es nicht rathsam sei, den Soldaten den Beschluß des Reichstags mitzutheilen. Damit waren denn auch die Deputirten einverstanden, nachdem die Officiere zuvor erklärt hatten, daß sie im Falle eines Angriffs von Jellachich, dem königlichen Manifeste zum Trotz, durch

---

1) Es war dieß der Beschluß des Reichstags vom 27. September, wonach die nicht contrasignirte Ernennung des Grafen Lamberg für ungesetzlich, er selbst aber für einen Verräther erklärt wurde, wenn er Gebrauch von dieser Ernennung machen sollte, wie auch alle diejenigen für Verräther, welche ihm gehorchen würden.

welches die Fortsetzung des Kampfes unterstützt war, sie die Waffen nicht eher niederlegen würden, als bis alle feindlichen Truppen den ungarischen Boden verlassen hätten. Ich eilte nun, nach Pesth zurückzukehren. Allein unterwegs erfuhr ich durch einen Kurier die Ermordung des Grafen Lamberg. Zu gleicher Zeit überlieferte mir der Bote drei eigenhändig geschriebene Briefe von Sr. Majestät, direct an mich gerichtet [1]). In diesen Briefen ward ich angewiesen, die Anstellung Lambergs als königl. Commissär mit unbeschränkter Vollmacht zu contrasigniren; ferner die Anstellung von Georg Mailath als Statthalter von Ungarn. Zugleich erhielt ich den Befehl, die Auflösung des Reichstags zu autorisiren. Demnach eilte ich rasch zurück, um persönlich mit Jellachich zu sprechen und ihn von Lambergs Anstellung zu überzeugen (er hatte bisher immer das königliche Manifest für falsch und nachgemacht erklärt). Ich wollte ihn, darauf gestützt, überreden, das Land mit seinen Truppen zu verlassen. Da mir dieser Versuch fehlschlug, begab ich mich aus zwei Beweggründen direct nach Wien.

„Einmal wollte ich meine Ansicht in Betreff der ungesetzlichen autographischen Briefe aussprechen, welche

---

1) Die oben erwähnten Documente wurden nach der Ermordung von Lamberg alle bei ihm gefunden.

ich empfangen; und zweitens wollte ich Erläuterungen geben über das traurige Ende von Lamberg, damit nicht Willkür und böse Absicht diese That als Vorwand zu einem Staatsstreich benutzen möchte. Ich ging aber ferner auch deßhalb nach Wien, weil ich der Ansicht war, daß dort die Krisis unserer Angelegenheiten Statt finden würde, und weil ich mich gedrängt fühlte, die mein Vaterland bedrohenden Gefahren an ihrer wahren Quelle zu verstopfen.

„Demgemäß sprach ich mit Wessenberg (an welchen ich mich immer gewendet hatte) und sagte ihm, daß unsere Gesetze keinen Stellvertreter in dieser Form anerkennten und daß der Reichstag den Gesetzen gemäß nur nach beendigter Discussion über das Budget vertagt oder aufgelöst werden könne. Hinsichtlich Lambergs sagte ich ihm, daß, da eine Kriminaluntersuchung über dieß traurige Ereigniß eingeleitet worden wäre, dasselbe unmöglich zum Vorwand eines Staatsstreichs gemacht werden könne, um so weniger, als der Reichstag bereits die That selbst verurtheilt habe. Zu gleicher Zeit gab ich Wessenberg zu verstehen, daß sie in Wien die Ermordung Lambergs indirect veranlaßt hätten, indem sie alle gesetzlichen Formen hintangesetzt und verleugnet hätten. Um aber die Erneuerung solcher Ungesetzlichkeiten zu verhüten, bat ich ihn, daß die Anstellung des Baron Bay als Premierminister mir

überſendet werde und daß ich es für meine Pflicht erachten würde, dieſelbe zu contraſigniren.

„Am folgenden Tage erhielt ich einen eigenhändigen Brief von Sr. Majeſtät, in dem mein Entlaſſungsgeſuch angenommen und mir zugleich das Anſtellungsſchreiben des Baron Vay zum Premierminiſter überſendet ward. Zugleich lag noch ein anderes Document bei, in welchem ich erſucht ward, die Anſtellung des Baron Récſay an der Stelle des Fürſten Eſterhazy zu contraſigniren. Letzteres that ich natürlich nicht, da der reſignirende Miniſter nur die Anſtellung ſeines Nachfolgers zu unterzeichnen pflegt, welcher dann ſelbſt ſein Kabinet bilden und die Namen ſeiner Collegen dem König vorſchlagen kann. Dieß erklärte ich Herrn v. Weſſenberg in einem Briefe und warnte Récſay, ſich nicht zum Werkzeug eines Staatsſtreichs herzugeben. Récſay verſprach, meinem Rathe zu folgen. Nicht lange nachher ward ich von dem notoriſchen Manifeſt benachrichtigt, welches von Récſay contraſignirt die Unabhängigkeit Ungarns über den Haufen warf.

„Ich ging demnach zu Récſay und warf ihm in Gegenwart von Zeugen die Ungeſetzlichkeit vor, zu der er die Hand geliehen. Hinſichtlich des Manifeſtes erklärte ich ihm, daß dieß eine Verletzung jedes geſetzlichen Verfahrens und eine förmliche Kriegserklärung

gegen Ungarn sei, so daß für Ungarn nichts Anderes übrig bleibe, als für seine Selbstvertheidigung zu sorgen.

„Hierauf verließ ich Wien und begab mich über Sopron auf mein Gut, wo ich alle nunmehr erforderlichen Vorbereitungen traf und meine sämmtlichen Diener und früheren Bauern bewaffnete. Sodann sendete ich sie in's Lager, damit ich als treuer Sohn meines geliebten Vaterlandes nicht bloß durch meinen Rath, sondern auch durch Hingebung meines Blutes und Lebens die Treue gegen mein Vaterland bewiese.

„Allein die Vorsehung verfügte anders über mich, indem ich durch einen unglücklichen Sturz zur Unthätigkeit verdammt ward. Hoffentlich aber wird mein gequetschter Arm bald wieder Stärke genug erlangt haben, um ihn gegen den mein Vaterland verwüstenden Arm zu gebrauchen, so daß ich entweder Theil nehmen kann am Ruhme seines Sieges oder, wenn es so seyn muß, am ruhmvollen Untergange unseres Vaterlandes.

„Schließlich will ich noch hinzufügen, daß ich nie etwas ohne Zustimmung der andern Minister gethan und daß ich nie auf Vorschläge von Maßregeln gehört habe, durch welche die Gesetze von 1848 irgendwie verletzt werden konnten. Dieß habe ich sowohl in meinem Privatleben, als durch meine öffentlichen und offiziellen Handlungen bewiesen."

Ein Jahr später hauchte Batthyanyi den letzten

Athemzug aus, durchbohrt von den Kugeln dazu befehligter Jäger. Dieser Tod hat das Mitgefühl von ganz Europa erweckt. Die Blutgerüste des 16. Jahrhunderts schienen von Neuem errichtet zu werden.

Der moderne Alba hatte einen neuen Egmont zum Opfer gefunden. Sogar das Wiener Kabinet erschrak über den Eindruck, welchen die Blutscene machte. Einstimmig ward sie von der Presse Europa's verdammt. Um der öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben, erschien am 1. November in der offiziellen Wiener Zeitung eine Apologie derselben, worin versucht ward, das gegen den ersten Premierminister Ungarns erlassene Todesurtel zu vertheidigen.

Einige Tage darauf enthielten deutsche und englische Zeitungen folgende Wiederlegung:

„Am 6. October ward Graf Louis Batthyanyi auf dem Holzplatze zu Pesth erschossen. Das gegen den früheren Präsidenten des ungarischen Ministeriums eingeleitete Verfahren ward von dem neuen constitutionellen Oesterreich hinter verschlossenen Thüren geführt; daher kennen wir auch weder die Constituirung des Gerichtshofes, durch welchen die Untersuchung und das Urtel geführt ward, noch die Art der gegen ihn vorgebrachten Anklage, noch die Mittel, welche ihm zu seiner Vertheidigung gewährt wurden, wenn ihm deren überhaupt gewährt worden sind. In gleicher Weise

ſind die beſonderen Geſetze, in deren Folge er verurtheilt worden, ein Geheimniß geblieben. Nur das über den unglücklichen Mann gefällte Urtel iſt veröffentlicht worden, und aus demſelben erfahren wir, daß er des Hochverraths ſchuldig erklärt worden, weil er als Staatsminiſter die Bedingungen der pragmatiſchen Sanction verletzt und als Deputirter im November und December an dem Verfahren des ungariſchen Reichstags Theil genommen, nachdem er zuvor auf ſein Amt verzichtet, und weil er ferner den bewaffneten Widerſtand gegen Oeſterreich dadurch unterſtützt habe, daß er als Privatmann in der Nationalgarde gedient. Die Hinrichtung des Grafen Louis Batthyanyi iſt von der europäiſchen Preſſe faſt einſtimmig als eine unweiſe und barbariſche Maßregel von Seiten der Regierung verurtheilt worden; nie iſt ſie im Lichte eines richterlichen Verfahrens erſchienen, und ſogar die anerkannten auswärtigen Organe der öſterreichiſchen Regierung vermochten keine der öffentlichen Meinung entgegenſtehende Anſicht zu verfechten. Sie hatten nicht den Muth, dieſen Act zu vertheidigen, obgleich ſie ihre Mißbilligung in ziemlich milde Worte kleideten. Allgemein wurde daher erwartet, die öſterreichiſche Regierung werde das ganze Verfahren des Gerichtshofes, durch welchen Graf Batthyanyi verurtheilt worden, veröffentlichen, um das Volk wie die

Juriſten in den Stand zu ſetzen, ein unparteiiſches Urtheil ſowohl über den letzten Präſidenten des ungariſchen Miniſteriums, als über das gegenwärtige öſterreichiſche Miniſterium fällen zu können. Denn beim Schluſſe eines Krieges, wie der ungariſche, iſt es gewiß vortheilhafter für die Intereſſen der ſiegreichen Regierung, die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß ſie nicht bloß die Macht, ſondern auch das Recht dazu gehabt habe, Blut auf dem Hinrichtungsplatze zu vergießen, da das Volk im Allgemeinen geneigt iſt, in allen politiſchen Todesurteln nur die Rache des Eroberers und nicht die von einem Richter verhängte Beſtrafung zu ſehen. Allein die öſterreichiſche Regierung hat es verſchmäht, einen Lichtſtrahl in die Dunkelheit dringen zu laſſen; es iſt keine Anklageacte veröffentlicht worden, ſondern anſtatt derſelben erſchien in der offiziellen Wiener Zeitung eine halboffizielle Apologie der Hinrichtung Batthyanyis, die offenbar nicht aus der Feder eines Juriſten hervorgegangen.

Wir wollen den bombaſtiſchen, ſchwülſtigen Styl dieſes declamatoriſchen Artikels nicht näher beſprechen, da uns der Gegenſtand deſſelben viel zu ernſter Natur iſt; allein wir wollen noch einmal verſuchen, der Anklage Thatſachen gegenüber zu ſtellen. Und wenn auf der einen Seite der Verfaſſer dieſer Apologie in den Stand geſetzt war, wahrheitsgemäße und genaue Er-

kundigungen in Beziehung auf das Unterſuchungsverfahren und die Verurtheilung des Grafen Louis Batthyanyi einzuziehen, ſo bin ich auf der andern Seite durch meine frühere officielle Stellung genau mit den Maßregeln und Acten des Miniſteriums Batthyanyi bekannt geworden. Unparteiiſche Juriſten mögen ſich demnach ein Urtheil bilden über den conſtructiven Beweis des Hochverraths, durch welchen nicht nur der Act ſelbſt, ſondern auch die Abſicht als verrätheriſch denuncirt worden, — und noch dazu eine Abſicht, die nicht bewieſen, ſondern von vornherein als notoriſch angenommen ward. Um jeden Verdacht zu vermeiden, als ſichtete ich die oder jene Stelle des miniſteriellen Artikels oder als wollte ich die darin enthaltenen Thatſachen verdrehen, extrahire ich zugleich die Anklage gegen den Grafen. Sie lautet, wie folgt:

„Er ward für ſchuldig befunden, den wichtigſten Hebel der Inſurrection geſchaffen zu haben, und zwar durch die Verausgabung ungariſcher Banknoten. Dieß Verfahren trägt offenbar den Stempel der Ungeſetzlichkeit, weil die kaiſerliche Sanction fehlte, und der Zweck derſelben war notoriſch die Schaffung der nothwendigen Fonds zur Trennung Ungarns vom öſterreichiſchen Reiche — eine Maßregel, für welche unleugbar das ganze Miniſterium verantwortlich iſt, welche aber ganz ins Beſondere dem an der Spitze deſſelben ſtehenden

Grafen zur Laſt fällt. Er ward für ſchuldig befunden, ohne des Kaiſers Sanction Recruten ausgehoben, eine bewaffnete Macht aufgeſtellt und auf dieſe Weiſe eine Armee geſchaffen zu haben, die zum Bürgerkriege beſtimmt und auch dazu verwendet worden iſt. Dieß Verbrechen vollzog er nicht bloß als erſter Miniſter und Haupt eines Kabinets in Gemeinſchaft mit Andern, ſondern auch ſpeciell und individuell, indem er ſchon am 14. September 1848 ſeine Zuſtimmung gab, daß der am 13. September gefaßte Beſchluß, nach welchem eine Armee von 200,000 Mann aufgeſtellt werden ſollte, ausgeführt werde, und indem er die Aushebung von Recruten ſchon am 26. September begann.

„In gleicher Weiſe war Graf Louis Batthyanyi überführt, durch verbrecheriſche Vernachläſſigung der kaiſerlichen Inſtructionen und durch böswillige Unthätigkeit die Losreißungsbeſtrebungen befördert, die Streitigkeiten zwiſchen Ungarn und Kroatien befördert und den Staat in die furchtbarſte Gefahr gebracht zu haben, indem er Alles zu thun vernachläſſigte, was den Fortſchritten des Bürgerkriegs hätte Einhalt thun können.“

Eine Hauptbeſchuldigung bezieht ſich alſo, wie wir ſehen, auf die Verhältniſſe des ungariſchen Miniſteriums zu Kroatien.

Baron Jellachich ward zu derselben Zeit zum Ban von Kroatien ernannt, zu welcher Graf Batthyanyi zum Präsidenten des ungarischen Ministeriums ernannt ward. Es war natürlich, daß Letzterer so schleunig als möglich eine Beilegung der Differenzen zwischen Ungarn und Kroatien versuchen mußte, denn bereits war die Nachricht nach Preßburg gelangt, daß die ersten Freudenaufwallungen, welche die Märzereignisse in Agram erregt und die Versöhnung aller Parteien zur Folge gehabt hatten, in hohem Maße durch Dr. Gaj gestört worden waren. Dieser suchte mit allen Mitteln das Feuer des Parteihasses zu nähren, indem er erklärte, er sei von der Erzherzogin Sophie und dem Grafen Kollowrat beauftragt, eine Reaction gegen Ungarn zu organisiren. Graf Batthyanyi, damals vollauf mit dem Reichstage in Preßburg beschäftigt, da dieser gerade neue organische Gesetze berieth, schrieb bereits Anfangs April, sobald er die Ankunft von Jellachich in Wien erfuhr, an ihn und lud ihn ein, auf den Reichstag nach Preßburg zu kommen, um mit ihm eine Verständigung über die kroatische Frage zu ermöglichen.

Jellachich lehnte die Einladung ab; allein der Minister war so sehr von der Wichtigkeit der Frage überzeugt, daß er den Erzherzog Stephan, der als Palatin das gesetzliche Oberhaupt des Ban war, veran-

laßte, eine Unterredung mit Jellachich zu Stande zu bringen. Aber der pfiffige Kroate wollte nicht einmal mit dem Erzherzog ſich auf eine geſchäftliche Beſprechung einlaſſen. Er machte allerhand Entſchuldigungen, indem er ſagte, es ſei zwar wahr, daß das Volk ſein Vertrauen auf ihn geſetzt und ihn deßhalb gewählt habe, allein er ſei mit deſſen Wünſchen und Anſprüchen noch zu wenig bekannt und müſſe ſich deßhalb erſt vollſtändig mit denſelben vertraut machen, ehe er ſich auf eine Unterhandlung einlaſſen könne, gleichviel ob mit dem Erzherzog oder mit dem Präſidenten des ungariſchen Miniſteriums. Das ungariſche Miniſterium gab dieſe Entſchuldigung zu und ſendete, als es wieder in Peſth anlangte, eine dringende Einladung an den Ban, und zwar durch den Erzherzog Stephan, mit ihnen am 10. Mai in Peſth zuſammenzutreffen, um alle Differenzen zwiſchen Ungarn und Kroatien auszugleichen. Auch dießmal weigerte er ſich, zu kommen, entſchuldigte ſich aber in einem an den Erzherzog Stephan gerichteten Briefe (wohlverſtanden, an den Erzherzog als ſolchen, nicht als Palatin), in welchem er ſagte, natürlich mit gewohnter diplomatiſcher Verblümung von unbegrenzter Offenherzigkeit und beſtem Willen, daß er überhaupt nicht kommen werde, wobei er einige geheimnißvolle Andeutungen hinſichtlich ſeiner künf-

tigen Stellung und der Möglichkeit fallen ließ, deßhalb sehr verkannt zu werden.

Graf Batthyanyi sowohl, als Erzherzog Stephan verstanden die Motive dieses Briefs vollkommen; allein um kein Mittel unversucht zu lassen, wendete sich das ungarische Ministerium direct an den Monarchen, legte ihm den Stand der Dinge vor und bat ihn, sowohl das ungarische Ministerium, als den Ban von Kroatien vor sich nach Innspruck zu bescheiden, damit Beide in Gegenwart des Kaisers sich verständigten.

Indessen hatte Jellachich verschiedene ungesetzliche Schritte gethan; unter Anderem hatte er ohne vorläufige Bestätigung des Ministeriums einen Provinzialreichstag berufen, in Kroatien das Kriegsrecht gegen alle Freunde Ungarns promulgirt, jeden officiellen Connex der kroatischen Autoritäten mit dem ungarischen Ministerium für hochverrätherisch erklärt und durch sein ganzes Thun und Treiben „die pragmatische Sanction" verletzt, durch welche Ungarn und Kroatien unzertrennlich verbunden sind. Mit Rücksicht auf diese Vorgänge gelangte ein königliches Edict nach Pesth, worin Graf Batthyanyi auf den 2. Juni nach Innspruck beschieden ward und ein zweites an Baron Jellachich, worin er aufgefordert wurde, sich wegen seines ungesetzlichen Verfahrens zu verantworten, während zugleich die Versammlung des Provinzialreichstags für

ungesetzlich erklärt und dessen Auflösung befohlen wurde. Graf Batthyanyi erschien am festgesetzten Tage zu Innspruck, aber der Ban kam nicht; kühn bot er dem Befehle des Monarchen Trotz, eröffnete den für ungesetzlich erklärten Provinzialreichstag und sein Organ, die Agramer Zeitung, verkündete öffentlich, daß sein Verfahren vom Erzherzog Karl, an welchen regelmäßig Bericht darüber erstattet worden war, völlig sanctionirt und gebilligt worden sei. Diese öffentliche Opposition von Seiten des Bans Jellachich war die Veranlassung, daß er durch ein königliches Decret, datirt Innspruck den 10. Juni, aller Aemter und Ehren entsetzt und er nochmals aufgefordert ward, vor dem König zu erscheinen und sich zu verantworten; ein zweites königliches Decret befahl dem F.-M.-L. Baron Hrabrowszky, das erstere Decret in Ausführung zu bringen. Diese Edicte wurden erlassen auf Nachsuchen des Erzherzogs Stephan und des ganzen ungarischen Ministeriums. Die österreichischen Minister, Baron Wessenberg und Dobblhoff, damals in Innspruck, erkannten dieß Verfahren an und hatten tägliche Zusammenkünfte mit den ungarischen Ministern, Fürst Esterhazy und Graf Batthyanyi. Aber sogar jetzt noch wünschte das ungarische Ministerium, einen freundschaftlichen Weg einzuschlagen, und forderte demzufolge den Erzherzog Johann auf, das Amt eines Vermitt-

lers zwiſchen Kroatien und Ungarn zu übernehmen, denn ſie wollten alle möglichen Mittel verſuchen, die Differenzen zwiſchen den beiden Ländern auszugleichen, obgleich die wirklichen Anſprüche von Kroatien in Ungarn noch gar nicht bekannt waren. Der Erzherzog übernahm die Vermittelung, kam nach Wien und forderte hierher den Ban Jellachich (welcher trotz der königlichen Decrete bei Hofe noch immer die gnädigſte Aufnahme fand) und den Grafen Louis Batthyanyi, im Monat Juli, wobei er ſich begnügte, ein perſönliches Zuſammentreffen der beiden Repräſentanten zu bewerkſtelligen, ohne an den Unterhandlungen ſelbſt den geringſten Antheil zu nehmen. Sodann kehrte er nach Frankfurt zurück. Ein gutes Einverſtändniß zwiſchen den beiden Ländern war dem Hofe offenbar gar nicht erwünſcht. Als die beiden Opponenten zum erſten Male zuſammenkamen, fragte Batthyanyi, was denn eigentlich die Anſichten und Schwierigkeiten der Kroaten ſeien, da die Ungarn bereit wären, allen irgend gemäßigten Anſprüchen nachzugeben. Jellachich erwiederte, die Baſis eines möglichen Verſtändniſſes wäre die Abſchaffung und Verzichtleiſtung auf die durch das Geſetz von 1848 ſanctionirten Miniſterien des Kriegs und der Finanzen von Seiten der Ungarn und die Unterordnung der Armee und Finanzen unter die unmittelbare Controle des öſterreichiſchen Miniſteriums.

Batthyanyi erwiederte, daß dieß eine österreichische und keine kroatische Frage sei und darum nicht mit Jellachich, sondern mit dem österreichischen Ministerium verhandelt werden müsse, welches noch keine derartigen Ansprüche gemacht habe und fragte dann nochmals, worin denn eigentlich die kroatischen Schwierigkeiten bestünden. Jellachich schien auf dieselben kein besonderes Gewicht zu legen, sondern kam wieder auf seinen ursprünglichen Vorschlag zurück, und so endete die Conferenz ohne irgend ein Resultat.

Das war also „die absichtliche Unthätigkeit von Seiten Batthyanyis, um eine Trennung der beiden Länder zu bewerkstelligen", eine Unthätigkeit, die er mit seinem Leben büßte.

In einer spätern Periode, als Jellachich, ohne irgend eine Ursache, mit einer Armee von 65,000 M. in Ungarn einrückte, machte Erzherzog Stephan, auf Batthyanyis Rath, einen nochmalichen Versuch zu einer freundschaftlichen Uebereinkunft und lud Jellachich zu einer Zusammenkunft an Bord eines Dampfschiffes auf dem Plattensee ein, um hier gleich weit entfernt von der ungarischen und kroatischen Armee zu unterhandeln.

Jellachich kam nicht, dagegen ward eine theatralische Scene aufgeführt. Er erschien nämlich an den Ufern des Sees, umringt von einer Gruppe seiner

Officiere, die ihm nicht erlauben wollten, an Bord des Dampfschiffes zu gehen. Wenn also in der That absichtliche Unthätigkeit daran Schuld war, daß der Krieg zwischen Ungarn und Kroatien ausbrach, so war es wahrlich nicht Batthyanyi, welcher Bestrafung verdiente. Denn er hatte kein Mittel unversucht gelassen, um eine Verständigung herbeizuführen, im Gegentheil war Jellachich verbrecherisch und absichtlich unthätig in dieser Angelegenheit gewesen.

Wir wollen indessen zur Anklage zurückkehren. Der ungarische Reichstag ward am 2. Juli durch den Erzherzog Stephan eröffnet und beide Häuser wurden in der Thronrede (welche in Innspruck vom österreichischen Ministerium mit Vorwissen und Zustimmung des Kaisers ausgearbeitet worden war) ersucht, für die nothwendigen Mittel zu sorgen, um den Krieg gegen die serbischen Insurgenten zu führen, um so mehr, als auch die Lage von Kroatien täglich gefahrdrohender ward.

Der Reichstag willigte ein, dem königlichen Wunsche Genüge zu leisten und votirte 60 Mill. Gulden und 200,000 Recruten; davon sollten 40,000 sogleich gestellt werden, die übrigen nur im Falle der Noth. Die in Vorschlag gebrachten Gesetze wurden dem König Ende August zur Sanction vorgelegt; allein es erfolgte keine Antwort darauf. Endlich am 9. Sep-

tember erklärte der Kaiser zu Schönbrunn in Beantwortung der feierlichen Anfrage des Reichstags, er wolle die Integrität Ungarns und die Unverletzlichkeit der Gesetze von 1848 garantiren, könne aber die vorgeschlagenen Gesetze hinsichtlich der Verausgabung von Banknoten und der Aushebung von Recruten in der gegenwärtigen Form nicht annehmen. Hierauf reichte das Ministerium Batthyanyi seine Entlassung ein. Aber unmittelbar darauf, am 14. September, ward Graf Batthyanyi vom Erzherzog Stephan ersucht, ein neues Ministerium zu bilden und zwar mit Einwilligung des Kaisers. Jellachich, welcher am 9. die Drau überschritten hatte, fuhr inzwischen fort, weiter vorzurücken und nahte sich der Hauptstadt Ungarns. Batthyanyi konnte die Stadt unmöglich der Gefahr preisgeben, von den Kroaten geplündert zu werden, und veröffentlichte daher die Gesetze, welche, obgleich sie die Sanction des Kaisers nicht erlangt hatten, doch von ihm auch nicht direct zurückgewiesen worden waren. Dieser Schritt ward auch vom Erzherzog Stephan gebilligt, welcher sich, wenn auch nur auf kurze Zeit an die Spitze der neugebildeten ungarischen Armee stellte. Jellachich wurde am 29. September bei Sukoro und Nugent, am 8. October bei Kanisa von den undisciplinirten Ungarn geschlagen; zwei Tage darauf ergaben sich Roth und Philipovics mit 10,000 M. bei

Ozora, und damit war der kroatische Feldzug zu Ende. Gerade ein Jahr nachher wurde Batthyanyi hingerichtet, weil er der in der Wiener Zeitung enthaltenen Anklage gemäß noch im letzten Moment eine Armee geschaffen, um damit der Invasion der Kroaten Widerstand zu leisten, und für die nothwendigen Mittel zur Erhaltung der Truppen Sorge getragen hatte.

Allein die Apologie enthält noch andere Anklagepunkte. Sie lautet:

„Er war ferner überführt, thätigen Antheil an verschiedenen Acten und Maßregeln genommen zu haben, welche schließlich darauf ausgingen, Ungarn von Oesterreich zu trennen;— nämlich eine wesentliche Veränderung der Uniform und des Rüstzeugs der ungarischen Armee; der Gebrauch der ungarischen Sprache beim militärischen Commando; der militärische Eid, in welchem des Kaisers von Oesterreich keine Erwähnung geschah; die Beschlagnahme der öffentlichen Fonds in Ungarn; das Verbot österreichischer Banknoten in Ungarn, und verschiedene andere Maßregeln, die dahin zweckten, die Handelsverbindungen Ungarns mit den andern Ländern Oesterreichs abzubrechen."

Wenn diese Acten und Thaten wirklich hochverrätherisch waren— obgleich sie größtentheils vom Apologisten in der Wiener Zeitung verfälscht worden

sind — warum billigte sie denn der Kaiser selbst? Warum entließ er denn nicht das Ministerium Batthyanyi und sein Ministerium bei der ersten Gesetzesverletzung — wenn überhaupt eine solche vorlag? Warum ward der Erzherzog Stephan, unter dessen Präsidium die Beschlüsse gefaßt wurden, nicht zur Rechenschaft gezogen? Wenn ein Monarch mit seinen Ministern unzufrieden ist, so pflegt er sie zu entlassen und andere zu wählen, die seinen Ansichten besser entsprechen. So ist es Gebrauch in allen constitutionellen Staaten; hier aber ließ man den Premierminister sieben Monate lang seinen eignen Weg gehen und ließ ihn dann, gestützt auf das Urtel eines Kriegsgerichts, erschießen. Es ist dieß eine neue Gattung ministerieller Verantwortlichkeit; sie sind nicht dem Parlamente, sondern der Armee verantwortlich; Soldaten sitzen zu Gericht über rein politische Fragen. Die Männer des Schwerts entscheiden hinter verschlossenen Thüren, ohne daß eine wahrhafte Vertheidigung gestattet ist, ob Minister „die pragmatische Sanction" verletzt haben oder nicht. Ihr Urtel wird ausgeführt durch den Henker oder durch Pulver und Blei und romantische Journalisten machen später die Motive des Urtels bekannt, ohne Beweise zu liefern!

„Er ward für schuldig befunden, Gesandte seiner Regierung an die republikanische Regierung von Frank-

reich und an den deutschen Reichsverweser geschickt zu haben in der Absicht, die österreichische Regierung in ihren (ohnedem damals so prekären) Beziehungen zu gewissen auswärtigen Mächten in Verlegenheit zu bringen. Es fällt dieß dem Ex-Präsidenten des ungarischen Ministeriums um so mehr zur Last, als Frankreich ohnehin eine mehr als zweideutige Politik gegen Oesterreich in der italienischen Frage ausübte. Es ist offenbar, daß der alte geschichtliche Groll, welchen Frankreich gegen Oesterreich hegt, bei dieser Veranlassung gegen den sich zerkrümelnden österreichischen Staat zum Ausbruch kommen sollte und daß ein solches Verfahren zum verderblichsten aller Kriege führen mußte."

Das ungarische Ministerium sendete Herrn Dionysius Pázmándy und Herrn Ladislas Szalay nach Frankfurt, und der Erzherzog Stephan gab ihnen in seinem eigenen Namen ihre Kreditive; der ungarische Minister, Fürst Esterhazy, theilte ihnen dieselben mit, zugleich mit ihren Instructionen an die österreichische Regierung, Baron Pillersdorf billigte dieselben; Erzherzog Johann empfing sie in Frankfurt als Gesandte der ungarischen Regierung und Herr v. Schmerling (damals einer der Minister der Centralgewalt und gegenwärtig Mitglied des österreichischen Kabinets) trat in officielle Verbindung mit ihnen. Dennoch aber sind beide Erzherzöge nebst Pil-

lersdorf und Schmerling nicht zur Verantwortung gezogen worden für diejenige Betheiligung, welche sie an einem Acte genommen hatten, um dessen willen Graf Batthyanyi als Hochverräther zum Tode verurtheilt ward.

Graf Teleki ward nach Frankreich gesandt, im September, zu einer Zeit, als Frankreichs Politik gegen Oesterreich keine schwankende mehr war; vielmehr geschah dieß, nachdem die Vermittelung Frankreichs in den italienischen Angelegenheiten von der österreichischen Regierung angenommen worden war und Batthyanyi vernünftiger Weise erwarten konnte, daß dieselbe Vermittlung auch auf die ungarischen Angelegenheiten ausgedehnt werde. Denn der Krieg gegen die ungerechtfertigte Invasion von Jellachich hatte bereits begonnen. Darauf hin waren auch die Instructionen des Grafen Teleki gerichtet; seine Mission war ein Versuch, einen Krieg zu vermeiden und Frieden zu schaffen. Und weil der Präsident des ungarischen Ministeriums kein Mittel unversucht ließ, einen Krieg zu verhüten und freundschaftliches Verständniß zu befördern, war der Tod sein Loos.

Dieß sind die Beschuldigungen gegen Batthyanyi, welche das gegen ihn publicirte Todesurtel enthielt; denn unmöglich kann es ja für ein Verbrechen gehalten werden, welches Todesstrafe verdiente, daß er,

nachdem er aufgehört, Minister zu seyn, dem Reichstage als Deputirter bis zu Ende Decembers beiwohnte und einige Tage als Privatmann in der Nationalgarde diente. Allein der Apologist in der Wiener Zeitung geht noch weiter. Seine Behauptung lautet:

„Graf Louis Batthyanyi ward auch für schuldig befunden, Theil genommen zu haben am Wiener Aufruhr vom 6. October 1848. Dieß geht hervor aus einem eigenhändigen Briefe, welchen Batthyanyi am 17. September an Pulszky richtete und in welchem er demselben Fonds anbot zu dem ostensiblen Zwecke, die Sympathieen der Wiener für das ungarische Königthum und die ungarische Nation zu gewinnen. Batthyanyi gestand selbst zu, daß er Pulszkys gefährlichen Charakter als Agitator und eifrigen Anhänger Kossuths kannte. Ferner ist durch Zeugen dargethan worden, daß Batthyanyi auf seiner Reise von Wien nach Oedenburg in der Nacht des 5. October gesagt habe: „er hätte sein gutes Theil dazu beigetragen, daß die Wiener tüchtig gepfeffert würden," und daß er schon am 7. October einen seiner Freunde in Oedenburg von der Ermordung des Grafen Latour in Kenntniß gesetzt hätte, wobei er mit sichtbarer Zufriedenheit hinzugefügt: „Ja, ja so ist's, sie haben den Schuft, den Grafen Latour aufgehängt, und wir in Ungarn sind

nun weit beſſer daran. Bei dieſer Gelegenheit muß daran erinnert werden, daß es damals völlig überflüſſig war, die Wiener Preſſe für die Ungarn zu gewinnen, und was daher Batthyanyi mit Gewinnung der Sympathieen meint, kann ſich nur auf Beſtechung und käufliche Zwecke beziehen. Auch iſt erwieſen worden, daß Batthyanyis Anerbieten von Fonds benutzt und daß die Summe von 4000 Gulden und von 10,000 Gulden für geheime Dienſte gewiſſen notoriſchen Individuen, wie Pulszky und Anderen, übergeben wurden. Nachdem der Gerichtshof alle dieſe Umſtände combinirt, hielt er Batthyanyi für ſchuldig, Pulszky dieſe Fonds zu dem Zwecke angeboten zu haben, damit dieſer Menſch das beſagte Geld für die Octoberrebellion verwenden ſolle oder, wie Batthyanyi es nennt, „um die Wiener zu pfeffern.“ Demgemäß hatte der Graf thätigen Antheil an beſagter Rebellion genommen, indem er abſichtlich für die Mittel und Wege derſelben beſorgt geweſen.“

Es iſt allgemein bekannt, wie die öſterreichiſche Regierung großes Gewicht darauf legte, daß die Welt glauben möchte, die Wiener Inſurrection des 6. October ſei veranlaßt durch die liberale Vertheilung ungariſchen Geldes. Anfangs ſprachen die Correſpondenten der verſchiedenen Zeitungen von Millionen, dann von Hunderttauſenden, während der Verfaſſer dieſer

Apologie die Summe jetzt auf 14,000 Gulden reducirt und hinzufügt, daß der offen anerkannte Zweck der am 17. September vom Grafen Batthyanyi überſendeten Summe von 4000 Gulden, „um die Sympathieen der Preſſe zu Gunſten der ungariſchen Sache zu gewinnen," ein bloßer Vorwand geweſen, weil es notoriſch ſei, daß jeder Verſuch, die Sympathieen der Wiener Preſſe zu Gunſten Ungarns zu gewinnen, nach dem damaligen Stande der Dinge überflüſſig war.

Hätte der Verfaſſer dieſer Apologie etwas beſſere Nachforſchungen bei den Kriegsgerichten in Wien angeſtellt, ſo würde er gefunden haben, daß die Wiener Preſſe gerade im Monat September, 1848, faſt einſtimmig war in ihren Angriffen gegen die ungariſchen Miniſter. In dieſer Frage war die ſlaviſche Partei ganz einig mit der deutſchen, und Ungarn, welches ſich weigerte, ſeine Nationalität aufzugeben und ſeine Ariſtocratie zu vernichten, galt ſowohl bei den ſlaviſchen und böhmiſchen Parteien, als bei den Democraten Deutſchlands als ein gefährlicher Feind. Die öſterreichiſche Regierung aber war eifrig bemüht, die Flamme der Polemik anzufachen. Batthyanyi und Koſſuth wurden täglich verläumdet und ich wurde im September vom ungariſchen Miniſterium erſucht, Klage gegen nicht weniger als fünf verſchiedene periodiſche Schriften und Pamphlets zu erheben. So groß war die

Sympathie der Wiener Presse gegen uns! Ferner ist es notorisch, daß das ungarische Ministerium in Wien ein halbofficielles Organ, den Völkerbund, besaß; aber der gemäßigte und würdevolle Ton dieser Zeitung war nicht sehr geeignet, großen Einfluß auszuüben, weil die Leidenschaftlichkeit der andern Journale die Oberhand gewonnen und das Wiener Publicum sich keiner sonderlichen politischen Erziehung erfreute. Im Monat August hörte diese Zeitung auf zu erscheinen, und die Zusendung von 4000 Gulden ward zum Theil zur Bestreitung der noch zu bezahlenden Kosten, theils aber auch dazu verwendet, mehrere wohlbekannte Documente und Pamphlets zu veröffentlichen, welche ein Licht über den croatischen Wirrwarr verbreiteten, zum Theil aber endlich, um eine Copie der wichtigsten Correspondenz zwischen Rajacsics, Stratimirovics und dem Minister Latour zu verschaffen. Die übrigen 10,000 Gulden wurden dazu verwendet, die Freischaaren zu recrutiren, welche mit Wissen des Barons Dobblhoff, damaligen österreichischen Ministers des Innern, gegen die serbischen Insurgenten marschirten, nachdem zuvor eine lange Correspondenz über diesen Gegenstand zwischen ihm und den ungarischen Ministern Statt gefunden hatte. Diese Anwerbung von Freiwilligen begann jedoch erst, nachdem Jellachich in Wien öffentlich Recruten für seine Armee geworben, eben-

falls mit der Sanction des Ministeriums, und Placate an die Studenten gerichtet hatte, um sie zu veranlassen, ein drittes Freicorps zu bilden, welches mit der offen bekannten Absicht einer Invasion in Ungarn in Böhmen unter Stur und Urban begründet worden war. Baron Dobblhoff hätte dem Kriegsgerichte darüber die befriedigendste Auskunft ertheilen können; allein, wenn wir den Behauptungen des Verfassers der Apologie Glauben beimessen dürfen, zog es das Kriegsgericht vor, die Thatsache als notorisch anzunehmen, daß jene 14,000 Gulden zu dem Zwecke verwendet wurden, Wien zu revolutioniren. Und doch wußten seine Mitglieder aus den Resultaten der Windischgrätzischen Untersuchung, daß es nicht möglich gewesen war, die Vertheilung von Geld zu beweisen; denn trotz der Proclamation des Kriegsgesetzes und der zahlreichen Hinrichtungen kann kein Geständniß vorgelegt werden, welches darthut, daß am 5. October von irgendwem ungarisches Geld zu dem Zwecke in Empfang genommen worden, Verwirrung und Aufstand oder Oppositionsgeist gegen die Behörden für den 6. October zu erzeugen. Der Verfasser der „Apologie" behauptet, daß 14,000 Gulden unter den Pöbel vertheilt worden seien. Wir fordern ihn auf, zu erklären, durch wen, wann und wo diese Vertheilung Statt gefunden hat. . . . . .

Dieß also sind die Thatsachen, auf welche das Todesurtel gegen den Grafen Batthyanyi begründet ward; allein Jedermann weiß, daß er hingerichtet ward, weil er die Gesetze von 1848 vertheidigte und den Versprechungen eines Monarchen vertraut hat.

. . . . . .

Die Universität zu Cairo.

Von den äußeren Verhältnissen Aegyptens ist wenig oder nichts durch die Reisenden unbeschrieben geblieben, und wenn es in dieser Beziehung ein nicht erschöpftes Land ist, dann gewiß nur deßhalb, weil die Verschiedenheit der Formen, in welche der Allmächtige die Gemüther der Schriftsteller gegossen hat, unerschöpflich ist, nicht aber weil es dort noch ungemessene oder unaufgezeichnete Tempel giebt oder natürliche Phänomene unbeachtet oder unberechnet geblieben sind. Aber das innere Leben Aegyptens bietet der Forschung noch ein weites und interessantes Feld; es ist dasselbe von den tausend und ein fashionablen Reisenden, die über dieß Land geschrieben haben, nur leicht berührt worden und nur die in ihrer Art einzigen Werke der Lane-Familie sind die Ausnahmen, welche die Regel beweisen.

Die Hindernisse dieser Studien sind die großen

Schwierigkeiten der arabischen Sprache und noch mehr der Fanatismus des Volkes in religiöser Beziehung. In China, wo politische Ursachen das Fortkommen der Reisenden beschränken, haben die reine Moral eines Confucius und die scheinbare Demuth eines Mencius eine bedeutende Toleranz hervorgebracht — eine Toleranz, welche auch auf das Christenthum ausgedehnt worden wäre, wenn der Jesuitismus es nicht zu einem politischen Werkzeuge gemacht und das Gouvernement gezwungen hätte, in Thatsachen eben wie in Glaubenssachen in gleicher Weise zu verfahren. Kein Gedanke an Entheiligung beschleicht sie bei dem freien Eintritt eines Europäers in ihre Tempel oder wenn derselbe ihre heiligen Bücher durchliest und Forschungen in ihren Lehren macht. Im ottomanischen Reiche wird zwar der Europäer in anderer Hinsicht nicht gehindert, sondern gefördert und unterstützt und Handlungen des Uebermuths von seiner Seite bleiben oft ungestraft, aber das Volk verabscheut den Anblick eines französischen Anzuges in seinen Moscheen, und in dem Ahzar, wie die Universität in Cairo genannt wird, ist er unbedingt verpönt außer in dem seltenen und außerordentlichen Fall, daß derselbe von einem Gliede eines regierenden europäischen Hauses besucht wird. Der Chinese haßt den Ausländer wegen seiner grausamen Nation, nicht aber wegen seiner Glaubensver-

ſchiedenheit, während der Aegypter eher die Verſchiedenheit des Glaubens als die der Nation verabſcheut und den Koran zu einem verſiegelten Buche für jeden Ungläubigen machen möchte.

Literariſcher Zwecke halber ſich das Anſehen zu geben, an dem Gottesdienſt der Moslems Theil zu nehmen, iſt Etwas, wozu ſich heutigen Tages kein rechtlich denkender Mann herablaſſen würde, obgleich es zur Zeit Burchhards gegolten haben mag; auf der andern Seite aber würde es ſo viel heißen, als die Tragödie „Hamlet" mit Auslaſſung der Rolle des Prinzen aufführen, wenn man einen literariſchen oder hiſtoriſchen Beſuch in Cairo machen und die Univerſität oder den Ahzar vernachläſſigen wollte. Um dieſe beſuchen zu können, ſchlug ich den durch Sir Gardner Wilkinſon in ſeinem „Guide to Modern Egypte" empfohlenen Mittelweg ein, eine Zeitlang türkiſche Kleidung zu tragen, ſo daß ich, obgleich als Engländer bekannt, außer der zum Gottesdienſt beſtimmten Zeit mit vollkommener Freiheit alle Moſcheen und den Ahzar wiederholt beſuchen durfte, da nichts in meinem Aeußeren war, was die beſondere Aufmerkſamkeit auf mich ziehen oder die Vorurtheile der Moslem angreifen konnte. Zum Beſuch beim Paſcha erſchien ich in keinem anderen als dem ſchlichten Anzuge John Bulls.

Es war an einem der ſchönen klaren November-

tage Cairos, die Hitze des Sommers war vorüber, die Ueberſchwemmung war im Abnehmen und die prächtige Jahreszeit des Winters hatte eben erſt begonnen, als ich meinen Führer nach dem Ahzar begleitete, welcher in dem höheren Theile Cairos, d. h. am weiteſten vom Niele entfernt und dicht unter der mit dem Fluſſe parallel laufenden Bergkette liegt. Anſtatt wie die meiſten europäiſchen Univerſitäten an einem offenen Platze zu liegen, ſeht ihr ſie nicht eher, als bis ihr euch an dem ſogenannten Baderthor befindet, einem mit Bildhauerei in ſaraceniſcher Weiſe ausarbeiteten Eingang, der bemerkenswerther wegen des Uebermaßes ſeiner Verzierung als wegen ſeiner Größe und der Einfachheit der Zeichnung, ſeinen Namen dem Umſtande verdankt, daß verſchiedene Leute des genannten Handwerkes hauptſächlich daſelbſt auf Matten unter freiem Himmel ſaßen und mit den Werkzeugen ihres Geſchäftes verſehen ſtets zur Bedienung eines Kunden bereit waren. Die Straßen in der Nachbarſchaft des Ahzars haben nichts, was ſie von anderen Theilen Cairos auszeichnen könnte, ſie ſind klein, dunkel und ungepflaſtert — eine Unbequemlichkeit, welche in einem Lande, wo im Jahr nur 3—5 Regentage ſind, nicht gefühlt wird, während man wegen des mangelnden Lärmens von Steinen und Rädern und dem Umſtand, daß alle Läden nach der

Straße zu und zwar ohne eine Mauer an dieſer Seite zu haben, geöffnet und von Hausgiebel zu Hausgiebel überdeckt ſind, um die Sonne abzuhalten, das Gefühl hat, eher in den labyrinthiſchen Gängen eines großen Hauſes, als in den Straßen einer Hauptſtadt zu ſeyn.

In der Univerſität finden wir die anſehnliche Moſchee, eine weite und ausgedehnte Halle, das Dach durch eine große Anzahl Säulen unterſtützt, die augenſcheinlich urſprünglich aus griechiſch-römiſchen Gebäuden oder chriſtlichen Baſiliken vor der Eroberung durch die Türken im 7. Jahrhundert ſtammen. Die Zerſtörung einer chriſtlichen Kirche ſtand den Baumeiſtern der frühern Moſcheen Cairos durchaus niemals im Wege und die Erfindung der Spitzbögen im 9. Jahrhundert, lange bevor etwas davon in Europa geſehen oder gehört wurde, entſprang dem Genie eines chriſtlichen Architecten, welcher, um ſeine Kirche vor der Zerſtörung durch Beraubung ihrer Säulen zum Zwecke des Baues der Moſchee in Touloun zu retten, einen Bogengang, ohne die bisher dazu nöthigen cylindriſchen Säulen zu bauen, verſprach. Die Erörterung über den Urſprung der Spitzbogen iſt ein Jahrhundert hindurch eine ſehr heftige unter den Archäologen geweſen, würde aber nie nothwendig geweſen ſeyn, wäre Macrizi in einer Ueberſetzung ägyptiſcher Reiſen zugänglich geweſen.

Im Vergleich mit andern offene Höfe bildenden

Moſcheen war in dieſer eher ein Mangel an Licht, doch genügte es, um dabei leſen und ſchreiben zu können; der Boden war ſorgfältig mit reinlichen neuen Matten bedeckt. Es war nicht zur Stunde des Gebetes und der Platz ſchien zum allgemeinen Faullenzen beſtimmt zu ſeyn, man konnte hier die Ulema mit ihren hohen, weiten, eigenthümlich gefalteten Turbanen, die Magawereen oder Studenten und Schüler in verſchiedenen Anzügen und Geſichtsfarben aus den verſchiedenen Theilen des türkiſchen Reichs und blinde Männer von Pfeiler zu Pfeiler mit der Leichtigkeit von Hauskobolten ſchleichen ſehen. Herr Lane hat verſchiedene Anecdoten von dem Stolze, der Unverſchämtheit und dem Fanatismus dieſer armen blinden Männer erzählt, aber eine, welche ich von meinem Führer erfuhr, war ganz dem entgegengeſetzt. „Es betrat einſt, erzählte er mir, ein blinder, einen chriſtlichen Turban tragender Mann den Ahzar; er wurde augenblicklich geſchlagen und ihm anbefohlen, hinauszugehen, worauf er ausrief: „Ich bin Sheik Mohammed, warum ſchlagt Ihr einen Moslem im Tempel Gottes?— Es iſt nicht wahr, rief man ihm zu, denn wenn dieß der Fall iſt, warum trägſt Du den Anzug eines Chriſten?“ Bei weiterer Erklärung ſtellte es ſich heraus, daß mit ihm ein Scherz gemacht worden war, indem ihm ein Mann den vorgeblich grünen Turban eines Sherifs zum Ver-

kauf angeboten, ihm aber ſtatt deſſen den dunkelblauen eines Chriſten gegeben hatte.

Wir gingen nun durch eine Thür in den Hof mit den andern Säulenhallen und Kloſtergängen, Riwack (im Plural Rewackwee) genannt, und ſahen in dieſen die verſchiedenen Nationen nicht untermiſcht, ſondern jede in ihrer beſondern Abtheilung mit über einander gekreuzten Beinen am Boden ſitzend und Unterricht erhaltend in den ſchönen, aber zeitraubenden, den Geiſt anregenden Uebungen der arabiſchen Grammatik und Proſodie, Logik und Rhetorik, dem Recht und der dogmatiſchen Theologie und in der oberflächlichen Kenntniß vorcopernicus'ſcher Aſtronomie und mathematiſcher Wiſſenſchaft, welche für einen Almanachmacher oder Zeit-Aufſeher einer Moſchee unter Berückſichtigung der Genauigkeit für die zum Gebet beſtimmten Stunden nothwendig iſt. Der Riwack Es-Sham oder das ſyriſche Kloſter hatte im J. 1845—46 zuſammen nahe an 300 Schüler; die aber, welche ich ſah, konnten kaum den vierten Theil der genannten Anzahl ausmachen und waren leicht durch ihre ſchöne Geſichtsfarbe und leichten Turbane zu unterſcheiden, ſowie ſie überhaupt die am beſten gekleidete und achtbarſte Gruppe der Univerſität bildeten. Im vollſtändigen Gegenſatz zu ihnen ſind die Mogrebbins, welche ſich, wie es mir ſchien, mehr der Politik als der Literatur befleißigten. Meh-

rere von ihnen aus Marokko waren in Haiks oder Kleider von gelbbrauner Farbe und vom gröbsten Gewebe gekleidet, hatten viel dunklere Gesichtsfarbe als die Syrier mit gröberer Haut und waren überhaupt ein roh aussehender wilder Menschenschlag, obgleich viele von ihnen, hauptsächlich die Tuneser sich gleich den arabischen Stadtbewohnern in ein dem ägyptischen ähnliches Costüm kleiden. Bei der Betrachtung dieser beiden Classen sieht man, daß der verlängerte Widerstand, den die Algerier den Franzosen geleistet haben, derjenige einer weit wilderen und kriegerischeren, einer weit energischeren, fanatischeren und, ich möchte noch hinzufügen, einer viel weniger verdorbenen Menschenclasse ist, als es die Moslems in Aegypten und Syrien sind. Eines der Klöster enthält verschiedene Protégés Ihrer Majestät der Königin von England, es sind Moslems aus dem westlichen Indien und besuchen ein Riwack, nach Goa, Goawy genannt; da ich jedoch die indischen Moslems stets sehr zurückhaltend im ottomanischen Reiche gefunden habe, so beanspruchte ich keine politische Verwandtschaft mit ihnen.

Während fremde mahomedanische Länder großentheils nur einen einzigen Riwack haben, hat jede Abtheilung Aegyptens seinen eigenen, von denen verschiedene noch einiges Einkommen haben, das ihnen in Form des täglichen Brodes vergütet wird, z. B. das

von Sharkawy oder dem Lande im Osten der östlichen Mündung des Nils, welches pr. Tag 200 Laib Brod empfängt. Die Klöster der andern Districte Aegyptens haben besondere, nicht auf den Karten zu findende Namen; dasjenige des Landes um Alexandrien herum wird Liptigaweey und jenes des Deltas Tabarseey genannt. Das Kloster des Volkes von Saïd mit seinem mit einem Springbrunnen versehenen Lehrzimmer zeichnet sich durch die dunkle Gesichtsfarbe seiner Insassen aus; aber die dunkelsten von allen sind in dem Kloster Dacroory, welche vollkommen schwarz sind; dieses Kloster wurde durch Kaid Bey, einem Sultan, welcher gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebte, gestiftet und bildet Ulema, Kadis und Muftis so schwarz wie Ebenholz für die Länder über den Cataracten heran. Moslems aus Persien und Centralasien sind gewöhnlich; wenden wir unsre Augen aber nach dem himmlischen Reiche, wo nahe an 20,000 Moscheen sind, so war ein einsamer Alim der Einzige aus jenem entfernten ungeheuern Lande, welcher im Winter 1845—46 den Ahzar besuchte.

In Betreff der hauptsächlichen Lehren und der Disciplin des Islam, wie sie im Ahzar gelehrt werden, verweise ich den Leser auf die wohlbekannten Werke von Reland und Sale und was Gebrauch und Gesetz betrifft, so wird er die Auslegungen der vier großen

mahomedaniſchen Doctoren Hanife, Shafei, Malek und Hambale in Hrn. Lane's Modern Egyptians geographiſch aufgezeichnet finden. Die ganze Türkei allein folgt dem Erſtern, der größte Theil Aegyptens und Syriens dem Zweiten, Marokko und das weſtliche Africa dem Dritten und für den Vierten bezeichnet Hr. Lane die Wahabees Arabiens, wozu ich ihm noch die Einwohner der wichtigen Stadt Bagdad und Nablouſe in Syrien, die letztere das ſamaritaniſche Sichem der H. Schrift, hinzuzufügen vorſchlagen würde. Eine ausführliche Erzählung der Glücks- und Unglücksfälle des Ahzar — ſein Steigen und Fallen, das Herabſinken der Gelehrſamkeit in Aegypten von der Gründung der Univerſität im 10. Jahrhundert an bis zur jetzigen Periode — mit der Gelehrſamkeit eines Hammer-Purgſtall, eins Lane oder eines Quatremare geſchrieben, würde ohne Zweifel eines der intereſſanteſten Werke werden; aber in einer Skizze, wie die vorliegende, iſt ein kurzer und ſchneller Ueberblick Alles, was gegeben werden kann.

Der Ahzar iſt das älteſte kirchliche Gebäude in Kairo — d. h. das von Moezz, dem erſten der Fatimiten-Kalifen, gebauten und benannten Kairo; denn als Aegypten durch Amru zur Zeit des Kalifen Omar erobert wurde, exiſtirte die Stadt noch nicht. Kairo wurde durch Moezz gebaut, mit ſtarken Mauern umgeben und

die Straßen nach seinen Kriegern, unter denen Griechen und sicilianische Sarazenen waren, benannt. Die Moschee wurde in zwei Jahren beendigt und wurde gemäß der an der rechten Seite des Heiligthums angebrachten Inschrift auf Befehl Abdallahs, des Stellvertreters Gottes, Abou Temin Ma'ad el Imam el Moezz Ledinallah, dem Fürsten der Gläubigen, auf welchem und auf dessen Vätern und rechtmäßigen Kindern der Segen Gottes sei, und durch die Hände seines Dieners Gohar, dem Secretär, dem Sicilianer, im Jahre 360 gebaut. Um zu verhüten, daß Sperlinge und Turteltauben hier ihre Nester bauen, ist ein Talisman, welcher aus in Stein gehauenen Figuren von Vögeln besteht, angebracht. Zehn Jahre nach ihrer Gründung wurde die Moschee als Erziehungsanstalt ausgestattet, die Fakihs oder Lehrer und Professoren, 35 an Zahl, erhielten neben einem kleinen Gehalt am Festtage von Bairam einen neuen Anzug und ein Maulthier und auf diese Weise wurde der Ahzar die vornehmste Moschee und Erziehungsanstalt in den ersten Jahren der Fatimiten-Dynastie.

Die zwei vornehmsten Gestalten dieser Dynastie waren Männer so verschieden als möglich von einander, aber Beide erklärte Beschützer der Gelehrsamkeit. Der erste Hakem ist gemäß der drusischen Religion bis auf den heutigen Tag die zum Menschen gewor-

dene Gottheit; denn nicht zufrieden damit, anerkannter Kalif Aegyptens, Syriens und der Barbaresken-Staaten zu seyn, verlangte er selbst als Gott betrachtet zu werden. Anstatt ein orthodoxer Moslem zu seyn, hatte er sogar großen Verkehr mit den Emissären der Ismaelis und Assassinen, dem Volke des Alten vom Berge, und wurde endlich in Folge seiner Grausamkeiten und Ausschweifungen auf Anstiften seiner eigenen Schwester ermordet. Er war auf diese Art stets mit den Doctoren der Gottesgelahrtheit im Ahzar moralisch im Kriege, obgleich er den Ahzar ausbessern ließ und noch mehr ausstattete, wie dieß aus der Acte hervorgeht, welche Macrizi mittheilt, einem merkwürdigen Probestücke des Geschäftsstyls in Cairo im 10. Jahrhundert nach Christi.

Hakem errichtete für sich ein Institut, genannt Dar el Hakimed oder Collegium der Wissenschaften, mit einer ausgebreiteten Bibliothek und Feder, Dinte und Papier für diejenigen, welche sie zu benutzen wünschten; seine Absicht war, die Philosophie der Carmaten einzuführen, welche die Vorschriften des Islam versinnlichten und durch ihre geheimen Gesellschaften eine allgemeine Herrschaft im Osten auf den Ruinen des Kalifats von Bagdad herzustellen wünschten; in Folge dessen wird Hakem bis auf den heutigen Tag von je-

dem wahren Moslem als ein ruchloser Betrüger angesehen.

Eine vom Vorigen sehr verschiedene Person war einer seiner Nachfolger, Mostauser, welcher als der Mamoum oder Haroun-al-Reschid der Fatimiten-Dynastie betrachtet werden kann. Er war ein milder und frommer Fürst, der im 11. Jahrhundert regierte. Seine Privatbibliothek enthielt 120,000 Bände und während er die Moschee Hakems mit großer Pracht vervollständigte, that er auch Alles, was in seiner Macht stand, um die Gelehrsamkeit und gelehrte Männer zu ermuthigen; auch der Ahzar wurde gut besucht. Aber die Dynastie wurde im Jahre der Flucht 567 oder im Jahre Christi 1171 durch die glänzenden militärischen Talente Saladins beschlossen, die Litanei, welche für die Fatimiten bisher verlesen wurde, hinfort wieder auf die Kalifen von Bagdad übertragen; Saladin aber bestimmte, daß sie in Betracht der Größe des Gebäudes in der Moschee Hakems gelesen werden solle, so daß an hundert Jahre kein Khotbet oder Litanei im Ahzar gelesen wurde, bis es endlich Sultan Bibars wieder einführte. Aber durch das große Erdbeben im Jahre der Flucht 702, welches so viele Moscheen vernichtete, wurde der ursprüngliche Ahzar von Moezz mit niedergeworfen und die großen Emire, welche ihr Leben mit der Bekriegung der Kreuzfahrer hin-

brachten, kamen überein, jeder für ſich eine Moſchee wieder aufbauen zu laſſen, wenn der Emir Silar den Ahzar wieder aufbauen würde. Kein Taſſo hat die Tapferkeit und den Edelmuth der Helden des Islam beſungen, aber wer immer die gleichzeitigen Berichte beider Parteien über die Streitfragen jener Tage lieſt, wird den Schluß ziehen, daß ein Saladin, ein Bibars und ein Bayſerie in Betreff der Frömmigkeit, Tapferkeit und des Edelmuths einem Ludwig oder einem Gottfried von Boulogne in keiner Weiſe nachſtehen.

Alle die Dynaſtieen von Kalifen waren Araber, aber jene einfache Reihe zeitweiliger Dynaſtieen, welche nach dem Fall der Fatimiten mit Saladin begonnen und mit der türkiſchen Eroberung 1517 endigte, war zuerſt kurdiſch, dann türkiſch und zuletzt circaſſiſch. Doch iſt arabiſch die Sprache des Islam, und blieb ebenſo die der Wiſſenſchaften, ſowie die der wichtigſten Regierungsabtheilungen, und Saladin, Bibars, Sultan Haſſan und Kauſo el Ghory, der letzte und gelehrteſte der Mamelukken-Sultane, bildeten alle die arabiſche Literatur aus.

Die Einkünfte des Ahzar waren bedeutend, denn wir finden, daß im Jahre der Flucht 818 über 750 kleine Zöglinge und Schüler aus dem Einkommen des Collegiums erhalten wurden. Die Magawereen oder Schüler lebten in einer Art von mönchiſchem Zuſtande,

und Sultan Barkouk hatte verordnet, daß Alles, was sie besäßen, gemeinschaftlich seyn sollte, wodurch ein von Communismus unzertrennlicher Zustand von Faulheit und Unordnung entstand. Eine Art von moslemschem John Knox entstand in der Mitte dieses mönchischen Systems in der Person des Emirs Sedula, welcher sie mit Gewalt mit ihren Kisten und Kasten ausstieß und in dem erbärmlichsten Zustande in die Welt trieb. Einige kamen zurück und es wurden sogar Schläge angewendet, um sie auszutreiben; da nun aus dieses Emirs Betragen deutlich hervorging, daß er anstatt eines Verbesserers und Hebers der Gelehrsamkeit ein Unterdrücker derselben war, so wurde er in Folge dessen durch den Sultan ergriffen und bis zu seinem Tode eingesperrt.

Während der 3 Jahrhunderte, daß Aegypten zum ottomanischen Reiche gehörte, mag die Anzahl der Zöglinge des Ahzars nicht abgenommen haben, aber der wissenschaftliche Geist Cairos ist nicht mehr das, was er war, als er so großartige historische Arbeiten, wie jene eines Macrizi im 15. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hervorbrachte; überhaupt haben auch die Reformen Mohammed Ali's die Stellung, in welcher die Ulema und Schüler des Ahzars früher zu einander standen, geändert. Er hat, wie es früher der Fall war, aufgehört, ein Asyl für Mörder zu seyn. Eine

andere Eigenthümlichkeit war, daß jene furchtbare Persönlichkeit, der Inspector der Maße und Gewichte, nichts über das Viertel des Ahzars zu sagen hatte, da letzterer einen besonderen Inspector besaß, welchem man den eigenthümlichen Namen Syndy el Mutback oder Küchensoldat gegeben hätte; der eine ist im Hause des Sheik des Ahzar, der andere im Hause des Sheik des Rite von Malek. Die Regierung der Sherifs und Ulema durch besondere Beamte ist ebenfalls abgeschafft, und wenn diese rauben oder stehlen, sind sie unter der Aufsicht der gewöhnlichen Polizei, doch werden sie bei kleinen, unter ihnen oft vorkommenden Angriffen und Thätlichkeiten dem Sheik des Ahzars überliefert, dieser verurtheilt sie und läßt sie durch den Küchensoldaten bestrafen.

Die Wegnahme der Ländereien der Moschee durch die ägyptische Regierung, die Errichtung medicinischer und polytechnischer Schulen und zuletzt vor Allem die Einrichtung einer Art Gymnasium in Paris, wo 150 junge Aegypter eine französische Erziehung erhalten, haben so zu sagen vollständig die Polarität der Erziehung in Aegypten geändert. Polytechnische Schulen sind beim Verfall der moslemschen Sorbonne entstanden; der Grundsatz der alten Erziehung war Religiosität fast bis zum Fanatismus, der der neueren dagegen freigeisterisch und vollkommen förderlich für mili-

täriſche Zwecke; dennoch haben Medicin und Mathematik, Zeichnen und europäiſche Sprachen den Vorrang vor allen andern Unterrichtszweigen. Ich habe den Ulema in einer Oper von Donizetti im Schloſſe zu Cairo geſehen, ich habe den Mufti von Cairo im Hauſe des Sheik el Bekri am Abend des Feſtes der Propheten verſprechen hören, einer neugedruckten Ausgabe des Koran ſeinen Beifall beizufügen; aber dieß ſind nur die Ausnahmen und die Ulema des Ahzar ſchließen eher ihre Augen vor ſolchen Neuerungen, als ſie dieſelben bereitwillig aufnehmen; und ich halte überhaupt dafür, daß eine obgleich nicht gewünſcht werdende Reaction gegen das alte Syſtem ſehr vortheilhaft ſeyn würde.

Erlebniſſe während einer Nacht in Indien.

Die jährlichen Inſpectionen und Uebungen waren vorüber, mein Regiment hatte zu jener Zeit das einzeln ſtehende Fort von Chanda, der Hauptſtadt eines den Mahrattas gehörigen Diſtricts gleiches Namens und etwa 87 Meilen von Nappore — welches die für uns nächſte Station war, wo ein britiſches Angeſicht oder der Klang einer britiſchen Stimme uns erfreuen kann — entfernt, in Beſitz genommen. Chanda, unter Jungeln liegend und durch die entlegenen Goandberge beherrſcht, wurde nur eine kurze Zeit durch die Truppen der oſt-

indiſchen Compagnie beſetzt, herrſchende Fieber machten es ungeſund und häufige Beſuche der Cholera von einem eigenthümlich bösartigen Charakter waren die Urſache, daß es wieder verlaſſen wurde. Als wir aber im J. 1820 dorthin geſendet wurden, um das umliegende Land vor den Anfällen wandernder Marodeurbanden — den Ueberreſten der abgeſchnittenen Pindaree und Goandarmee — zu ſchützen, konnte der Officier glücklich geſchätzt werden, welcher durch irgend einen andern Umſtand als Tod oder Unehrenhaftigkeit verhindert wurde, ſein Corps in den die alte zerſtreut ſtehende Stadt und das Fort Chanda 7 Meilen im Umkreis umgebenden Mauern zu vereinigen. Die Producte des Diſtricts beſtehen hauptſächlich in Reis, Hirſe, Hülſenfrüchten und etwas Zuckerrohr, ſowie die ackerbautreibenden Claſſen auch große Ziegen- und Schafheerden beſitzen und von der Milch der Kuh und des Büffels große Quantitäten Ghee oder geläuterte Butter auf den Markt gebracht werden. Dieſes Ghee, welches, wenn es in beſter Qualität, d. h. friſch, weiß, feſt wie Quark und geruchlos iſt, die ranzige Butter und das Schmalz der europäiſchen Küchen weit übertrifft, wird ſorgfältig in große Dubbers oder Fäßchen von hartgemachtem Leder verpackt und ſo zum Verkauf nach den Städten und Dörfern in der Nachbarſchaft verſendet. Ich hatte für einen Monat Urlaub

vom Regiment erhalten, und da mir die Kenntniß irgend eines Gegenstandes von Interesse vollständig abging, so wußte ich kaum, wohin ich meinen Weg einschlagen sollte; ich entschloß mich endlich, einen Jagdausflug nach Nayppore hin zu machen und im Falle größerer Ermüdung für die ganze Dauer meines Urlaubs in jenem freundlichen Orte zu verbleiben. Ungefähr 12 Meilen von Chanda war ein kleines Dorf, Bassim genannt, wohin ich über Nacht mein Zelt und meine Uniformstücke sendete und beabsichtigte, den nächsten Morgen mit zweien meiner Kameraden von hier auszureiten, welche gleich mir besorgt waren, die uns über die fruchtbare Natur des angrenzenden Jungels in Betreff des Wildpretreichthums zugegangenen Nachrichten zu bestätigen. Wir erreichten demzufolge Bassim zur Frühstückszeit und fanden, daß dasselbe mehr in einer Reihe zusammenhängenden Holzlandes als in Jungeln niedlich gelegen war; auch unsere Jagderwartungen wurden nicht vereitelt, denn wir fanden so manche Vögel — von dem Erbsenvogel, welcher das Material unserer Suppe zu einem späten Mittagsmahl bildete, bis zu den feinen Floriken und stattlichen Bussart — so daß, als man mir am folgenden Morgen glücklichen Erfolg wünschte, ich mich entschloß, noch ein oder zwei Tage hier zu bleiben.

Die Schönheit jener Waldstrecken konnte, als ich

in dem abnehmenden Glanze einer Juliſenne an jenem Nachmittage unter ihnen hinwanderte, in der ganzen Ausdehnung der waldigen Scenerie nicht übertroffen werden. Beim Verlaſſen meines in einem kleinen Haine von Mangos nahe dem Dorfe aufgeſchlagenen Zeltes ſagte ich meinem Diener, mich vor Anbruch der Dämmerung zu erwarten, und nachdem ich mich vergewiſſert hatte, daß keine Tiger in den Dickichten des nahen Waldes, in welchem hier und da große Flecken cultivirten, von Bambusgebüſch befreiten Landes den allmäligen Fortſchritt des Ackerbaues andeuteten, lauerten, wagte ich mich furchtlos in ein Gebüſch, welches, da es weder die Dichtigkeit großer Bäume, noch die Verwickelung dicht verwachſenen Unterholzes hatte, in keiner Weiſe düſter oder gefahrdrohend war. Es war wirklich mehr dem lang vernachläſſigten Park des in einer waldigen Landſchaft gelegenen Schloſſes eines Edelmanns ähnlich, und häufige offene Grasplätze, deren grüne Farben durch die erſten Regenſchauer nach den heißen Monaten erfriſcht worden, waren, wenn auch unregelmäßig von kleinen Bächen durchſchnitten, dennoch ſchön; Felſen von geringer Größe, aber ſeltſamer Geſtalt, phantaſtiſch von Schlingpflanzen überwachſen, ſowie verſteckte kleine Thäler, aus welchen jetzt eine Antilope, dann ein Haſe und bald darauf eine tückiſche, feige Hyäne herausſprangen, trugen zur Verſchönerung

des Ganzen bei. Ich führte, wie im Dienſte, eine Vogelflinte bei mir, von der ich aber nur wenig Gebrauch machte und ſie bei dieſer Gelegenheit mehr als eine Laſt betrachtete, da ich größere Neigung zum Herumſtreifen und zum Aufſuchen wilder Pflanzen, ihrer Früchte und Blumen fühlte, als die friedlichen Bewohner des wilden Waldes zu jagen.

Außerordentlich ermüdet warf ich mich endlich unter einen prächtigen wilden Feigenbaum oder Ficus glomerata, in deſſen Axilla des herabhängenden Aſtes Büſchel carmoiſinrother Früchte wuchſen. Aber ach, ſie reizten nur wie die „Aepfel des rothen Meeres" das Auge, denn wenn ſie auch nicht an der Lippe zu Aſche wurden, ſo fand ich ſie doch ſo mit Inſecten angefüllt, daß ſie wirkliche Neſter bildeten, die von kleinen ſchwarzgeflügelten Inſecten wimmelten, welche Acheta domestica in ſeinen bezaubernden „Epiſoden" in eine Ordnung bringen und mit einem Namen hätte belegen können. Wie dem auch ſei, ich begnügte mich mit einigen wenigen in meiner Nähe wachſenden reifen rothen Bruſtbeeren, nahm mein Taſchentuch heraus und fiel, im Begriff, eine kleine mir unbekannte Blume von außerordentlicher Schönheit hineinzupreſſen, in einen feſten Schlaf.

Mein Erwachen war nicht von der angenehmſten Natur, denn ich wurde durch einen ſchmerzhaften Schlag

oder etwas dem Aehnlichen an das Schienbein aufgeweckt. In dieſem Augenblicke erinnerte ich mich weder, wo ich war, noch deſſen, was mich in meine gegenwärtige Lage gebracht hatte; nachdem ich mich aber aufgerichtet und eine ſitzende Stellung eingenommen, erblickte ich mit einem Anfall von Schreck ein Geſchöpf mit Harpyengeſicht an mich herankommen und ein Paar rother drohender Augen nach mir richten. Wieder ſchlug es mich mit ſeinem Schnabel, worauf ich einen lauten Schrei ausſtieß, welcher den guten Erfolg hatte, daß mein Feind durch meine eigene Furcht angeſteckt zurückwich und ich nun ſehen konnte, was es war. Wenige Schritte rückwärts war ein großer Vogel, einer jener ſchrecklichen kahlköpfigen Geier Hindoſtans, geflattert, welche da verſammelt gefunden werden, wo immer Aas oder Unrath ihre ſtinkenden Gaſtmähler auf der Oberfläche des Landes ausbreiten. Nach mir mit ſeinen fiſchartigen, in rothen, wie wildes Fleiſch ausſehenden Höhlen liegenden Augen hinglotzend, ſeine ſchmutzig weißen Flügel ausbreitend und damit ſchlagend, als wenn er ſich zum Gefecht damit vorbereiten wolle, gab er einen unangenehmen Schrei von ſich und war, wie ich im Voraus vermuthete, im Begriff, auf mich loszuſtürzen. Wer kann ſagen, was ſeine Abſicht war? Wie dem auch ſei, ich ergriff meine neben mir liegende Flinte und ſie nach dem gefräßig ausſehenden

Geschöpfe richtend, schoß ich dasselbe durch den Kopf. Es war jedenfalls der einzige Vogel, welchen ich an diesem Tage geschossen hatte und außerordentlich war die Aufregung, welche mein glücklicher Erfolg um mich herum hervorbrachte. Eine Menge lärmender grüner Papageien und schnatternder, dunkelfiedriger Minas sprachen, als sie aus den dunkelgrünen Schlupfwinkeln des Baumes über mir hervorbrachen, mit mißtönenden Stimmen ihre Beifallsrufe aus, während zwei Eichhörnchen pfeilschnell mit durchdringendem Geschnalze an mir vorüberschossen und aus einem benachbarten Busche ein langsam kriechendes Geschöpf, welches ich für eine Zibethkatze hielt, herausschlich. Bei allen diesen Vorfällen hatte ich keine Muße, den Wechsel, welcher am Himmel Statt gefunden hatte, zu beobachten; die Sonne ging eben unter, ich mußte demnach über eine Stunde geschlafen haben. Eine Uhr hatte ich nicht bei mir, aber die verlängerten Schatten, sowie der purpurne und goldne Nebel, welcher die Holzungen malte, machte mich mit einer Thatsache bekannt, die wenigstens wahrscheinlich die war, daß es sich ereignen könne, in diesen Wäldern, die, wenn auch sicher und angenehm für den Zeitvertreib des Tages, nicht beneidenswerth für die Nachtruhe seien, von der Nacht überfallen zu werden. Ich fuhr mit einiger Eile und Verwirrung in die Höhe, trat meinen Marsch wieder an und war schon

ein beträchtliches Stück Weges gerade vorwärts gegangen, bevor ich merkte, daß die Sonne oder vielmehr ihr abnehmender Glanz mir noch im Geſichte waren, wie dieß der Fall geweſen, als ich meinen Ausflug begann, und daß ich ihr folgerecht, um nach Baſſim zurückzukehren, nun meinen Rücken zukehren müſſe. Ich that dieß, wurde aber noch mehr verwirrt und bemerkte bald an der zunehmenden Stärke der Baumſtämme, daß ich immer tiefer in den Wald hineingelangte. Einen Pfad konnte ich nicht mehr unterſcheiden, obgleich bisher verſchiedene von jenen kleinen wohlbenutzten Pfaden zu ſehen waren, welche, einander durchkreuzend, die meiſten der Jungeln nahe einer Stadt oder eines Fleckens durchſchneiden und in der Sprache der Eingeborenen mit dem paſſenden Namen Mowerrusta, d. h. Diebspfade bezeichnet werden. Ich kehrte nochmals um und beſtrebte mich ſo viel als möglich, die Sonne im Rücken zu behalten, aber die plötzlich eintretende Dämmerung Hindoſtans überfiel mich, als ich durch Buſch und Dorn eilte und ließ mir kaum einen Schimmer Tageslicht, um mich zu leiten, als ich mit einem Male vor mir einen kleinen mir unbekannten Teich oder See ſah, an deſſen Ufern ſich die dunkeln Mauern eines Gebäudes erhoben.

Dorthin eilend war mein Ungemach vollſtändig, als ich fand, daß es die Ruinen einer alten Pagode wa-

ren, welche augenscheinlich lange vernachlässigt und bereits vollkommen durch lang sich hinziehende Lianen bedeckt war. Ein einsam stehendes Götzenbild, der zerbröckelnde Thürhüter des zertrümmerten Tempels, zerfiel an der Vorderseite des Gebäudes. Keine Blumenopfer von Moogra oder Chrysanthemum bewiesen, daß kurz vorher ein andächtiger Besucher da gewesen, kein Benzoe, kein duftendes Gummi kündigte die Gegenwart eines Priesters an. Als ich so da stand, vertieft in Betrachtungen von nicht erheiternder Natur, ließ sich aus dem Jungel ein lautes Gebrumme hören und in einiger Entfernung vom Platze, wo ich ihre Ankunft beobachtete, trabten zwei Geschöpfe — eine Bärin und ihr Junges — nach dem Wasser. Da saß ich nun in der Klemme! Sollte ich ihre Ankunft abwarten oder mich in der Dunkelheit flüchten? Meine Munition war nicht der Art, mich gegen den Angriff solcher Feinde zu schützen; indessen schienen sie vollkommen unbekannt mit meiner Nachbarschaft und tranken ganz friedlich aus dem Wasser, wobei sie sich in hundert ungeschickten Stellungen bewegten, welche die zunehmende Dunkelheit mich nicht mehr deutlich erkennen ließ. Endlich jedoch zogen sie sich zurück, wie sie gekommen waren, und ich meinerseits fing an, da zu meiner Linken das Jungel mir dünner und niedriger schien, mich nach einem Pfade umzusehen. Es war

keiner zu finden und ich hielt es endlich für das Beste, zu bleiben, wo ich war, bis die erste dichte Dunkelheit der Nacht der Ankunft der Sterne und des Mondes, welche, wie ich wußte, sehr bald heraufkommen mußten, weichen müsse.

Die dem Teiche gegenüberliegende Vorderseite der Pagode war ein Haufe Ruinen; bei sorgfältigerem Umsehen aber fand ich, daß an der dem Jungel zu stehenden hinteren Seite ein erträglich gut erhaltener Thorweg und wenige Pfeiler waren. Hier denn setzte ich mich auf das Bruchstück eines Steines und wartete mit aller mir zu Gebote stehenden Geduld auf Cynthia und ihre Begleitung. Während ich so da saß, wurden all die verschiedenen und fremdartigen Klänge der Nacht nach und nach hörbar, so daß, wäre ich auch blind gewesen, ich die Zeit allein schon durch mein Ohr hätte errathen können. Es war kein Wind, aber das Summen von Myriaden aus dem Tagesschlaf erwachter Insecten verursachte eine der Luft verwandte Art dumpfen Schalles. Moskitos aus den Wäldern und dem Wasser setzten sich auf mein Gesicht und hielten mein Schnupftuch in beständiger Bewegung, um sie wegzutreiben. Nachtvögel, — die Eule, welche immer und wiederholt ihren Schrei ausstieß und dann auf eine Maus oder Ratte herabschoß; der Reisvogel, so oft er nach den stinkenden grünen

um ihn herumlaufenden Käfern fing, seinen Schnabel zuschnappend; und alsbald tief im Holze das Anfangs kurze und scharfe Heulen eines Schakals, das durch einen andern, dann durch noch einen andern erwiedert wurde, bis endlich ein ganzes Rudel das furchtbare Geheul ausstieß, welches mit der Zeit immer mehr zunehmend so oft den einsamen Wächter der Nacht in Indien in Furcht und Schrecken setzt. Hierzu vernahm ich noch ein beständiges Zischen und es war mir mehr als einmal, als näherte sich mir eine ganze Legion Schlangen; aus dem Teiche heraus tönten dazu im Concert die rauhen und vieltönigen Stimmen einer Million Frösche, jener ungeheuern Ochsenfrösche, deren unharmonisches Geschrei in der Stille der Nacht über eine Meile weit gehört wird. Der mir willkommenste Klang von allen aber waren die durchdringenden Töne eines Kulera-Hornes und das Zusammenschlagen der Tam-Tams, denn ich wußte, daß sie von Bassim her kommen mußten. Sie waren rechts hinter mir, so daß in der That mein Pfad jenseits des Teiches lag. Doch war, um nach ihm mit Erfolg suchen zu können, unbedingt mehr Licht nothwendig.

Und wirklich, ich hatte bald Licht vor mir, aber ein so feenhaftes, so vergängliches, so geistiges Licht, daß ich nach ihm mit einer Bewunderung blickte, welche dieses Schauspiel nie verfehlt, auszuüben. Am Fuße

einer Reihe Büſche erblickte ich zuerſt, was mir ein Funke Feuer, das Blitzen eines Edelſteines zu ſeyn ſchien; alsbald brach ein anderer hervor, welcher ſich in die Luft erhob und darauf lief ein ganzes Heer ſtrahlender Motten auf und ab, wirbelten über die Baumſpitzen, wandten ſich im verwirrten Tanze durch die Aeſte und beſetzten jedes Blatt mit all den ſchimmernden Farben des Rubins, Topaſes und Amethyſtes. Oh, jene prächtige Leuchtfliegen! Doch faſt ebenſo ſchnell, wie ſie gekommen, verſchwanden ſie wieder oder löſchten ſie vielleicht wie durch eine geheime Verſchwörung die Lampen an ihren Körpern aus, um deren Glanz für eine andere Gelegenheit aufzuſparen. Kaum aber waren ſie entſchwunden, ſo ſchoß ein wirklicher Stern am Himmel empor, ein ſchwaches, aber nicht länger zweifelhaftes Licht gleich dem erſten Boten des anbrechenden Tages ſchlich ſich über den Himmel und ich konnte nach und nach ſehen, daß der Mond im Begriff war, aufzugehen.

In dieſem Augenblicke ſchlugen Stimmen aus dem Jungel an mein Ohr und zwar ſo nahe, daß ich ſchon im Begriff war, den Eigenthümern derſelben zuzurufen, als ein Vorgefühl — die Menſchen brauchen dieſes Wort ſo unbeſtimmt — ein Gefühl der Vorſicht mich erfaßte; ich blieb ſchweigſam und zog mich hinter den mit Pfeilern verſehenen Thorweg gerade zei-

tig genug zurück, um mich vor den Ankommenden zu verbergen. Es waren zwei Männer in dem gewöhnlichen Anzuge achtbarer Mahratta-Reisender; sie trugen weite Gewänder und Turbane, hatten Schwerter im Gürtel und waren jeder mit einem Schilde versehen. Aber ihre Hände waren mit dem Schleppen eines einem todten Thiere ähnlichen Gegenstandes beschäftigt. Nur wenige Ellen von mir, aber um eine Ecke der Pagode herum hielten sie an und ich fand es, um sie zu sehen, für nothwendig, meinen Hinterhalt zu verlassen und mich über ein zertrümmertes Bruchstück des Gebäudes zu lehnen, wo ich beim Scheine des eben vollständig aufgegangenen Mondes sah, daß die Bürde kein Thier, sondern ein todter Mensch war. Es war ein großer, schwerer, in reiche Kleidung gekleideter Körper, denn ich konnte genau die betreßten Hosen, die goldbesetzten Roben und die silberbeschlagene Creese in seinem polirten Gürtel erkennen. Der eine von Beiden sprach in dem gewöhnlichen Rekhta oder dem gemischten Dialect der Hindus, worüber ich mich, da ich weder Persisch, noch Mahratta, noch Telogos, noch Tamul verstand, sehr freute.

„Nimm das Taschentuch ab, Kahoo, es hat seine Pflicht oft genug und zwar jetzt das siebente Mal gethan und muß deßhalb nun abgedankt, verbrannt und vor den Gott Kalee gelegt werden. Wir müssen

dieſen fetten ſchwerfälligen Sohn des Schweines deſſelben entledigen. Nun zu ſeinem Gürtel und Turban.“

Ich ſah ſie ein langes ſchlingenförmiges Stück Leinwand vom Nacken des Körpers, deſſen kahles Haupt auf erſteren ſchlaff zurückfiel, abwickeln. Er war durch Thugs ermordet worden und dieſe Thugs waren nahe bei mir! Sie beraubten ihn darauf ſeines Gürtels, welcher, als er zu Boden fiel, einen klingenden Lärm verurſachte.

„Reiße ihn nicht auf, Kahoo, ſagte er, nicht daß er hundert Aſhraſies von Gold und ein Dutzend Naſen- und Ohrringe bei ſich habe? Siehe nach ſeinem Turban, ſie ſind ſicher in dieſem.

Sie löſten die Flechten des Turbans auf, aus welchem ich ſie mehrere Juwelen nehmen ſah, die ſie nebſt dem Gürtel unter ihre Kleidung ſteckten. Ich erhob meine Flinte: der eigenthümliche Wunſch, dieſe Verworfenen zu tödten, beſchlich mich, aber ich erinnerte mich, daß meine Waffe wohl einen Geier erlegen, einen Menſchen aber nur leicht verwunden könnte. Hätte ich die Mörder des Gemordeten erſchlagen, würde dieß noch Mord geweſen ſeyn? Sicher aber war die Strafe Gottes Sache, und als ich viele Jahre ſpäter in Guntovor in der nördlichen Abtheilung nicht weniger als 160 überwieſene Thugs und Kelten

arbeiten sah, hielt ich es für sehr möglich, daß diese zwei Männer unter ihnen seien.

Alsbald zog sich der eine der Männer in einen Winkel der Ruinen zurück, der andere schleppte den Körper in die Nähe des Teiches und ich hörte ihn seinen Gefährten zurufen, den Kodali oder die Spitzhacke herbeizubringen. Länger konnte ich sie nun nicht mehr sehen, aber ich hörte die Schläge der Hacke und wußte, daß sie ein Grab gruben, sowie ich nach und nach an dem Schall des Stampfens erkannte, daß sie die Erde fest auf ihr Opfer preßten. Ein knisterndes Getöse folgte und nach dem hellen Widerschein, welcher rundherum Alles beleuchtete, muthmaßte ich, daß sie ihrem gewöhnlichen Gebrauch zufolge ein Feuer auf dem Grabe angemacht hatten.

Ein vollständiges länger als eine Stunde währendes Schweigen überzeugte mich, daß sie entweder fortgegangen oder eingeschlafen waren, und ich war im Begriff, mich von meinem Zufluchtsorte wegzuschleichen, als laute Stimmen in einiger Entfernung über dem Teiche mein Ohr trafen; ich hörte das Rufen von Männern und unter den sich nähernden Stimmen eine mir sehr bekannte und äußerst willkommene.

Sahib azeez! Sahib, Kehan hue toom? — „Herr, theurer Herr! wo sind Sie?“ Ja, gewiß es war die Stimme meines treuen Soliman; ich

rutſchte daher vorſichtig von meinem Zufluchtsorte herab und ſah mich nach den Thugs um; ſie waren nicht mehr ſichtbar, aber neben dem See brannte ein großes Feuer, ſowie vor dem Götzenbilde einige verbrannte Lumpen herumgeſtreut waren. Schliefen die Thugs in dem Tempel? Ich wußte es nicht, noch bekümmerte ich mich weiter darum, denn ich erblickte jetzt über das Waſſer herüber die Schimmer mehrerer Fackeln und fing an, mit lauter Stimme meinen Diener zu rufen. Wenige Augenblicke ſpäter war er an meiner Seite, küßte meine Hände und dankte Allah und dem Propheten, daß ich wieder gefunden war.

Ich füge hier am Schluß nur noch hinzu, daß, obgleich dem Hauptmann von Baſſim ſowohl als den betreffenden obrigkeitlichen Perſonen in den größeren Orten Anzeige deſſen, wovon ich Augenzeuge geweſen war, gemacht wurde, eine Entdeckung der Mörder nicht Statt fand, ja nicht einmal Spuren von ihnen in dem zerfallenen Tempel gefunden wurden. Alles, was man entdecken konnte, war der todte Körper.

Der Graf von Chambord [1]).

Wer nach längerem Aufenthalt im Ausland den französischen Boden wieder betritt, kann sich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren, wenn er die Fortschritte bemerkt, die das Uebel in so kurzer Zeit gemacht hat, indem es aus einem noch erträglichen Zustand in einen verzweiflungsvollen übergegangen ist. Man verließ die Gesellschaft erkrankt und findet sie sterbend wieder und die Spuren einer unerbittlichen Zerstörung fallen um so mehr auf, wenn man die Krisis nicht Tag für Tag beobachtet hat; die Zustände erscheinen um so unseliger, wenn man sie mit denen des Auslandes vergleicht.

Im Auslande erkräftigen sich die Regierungen, die Ordnung stellt sich wieder her, die auf einen Augenblick irre geleitete öffentliche Meinung findet sich wieder unter der Leitung der Regierung zurecht; wogegen in Frankreich die Macht immer machtloser, die Zwistigkeiten immer heftiger, das Hassen immer bitterer werden und die rechtlichsten Männer sich nicht mehr unter einander verstehen. Wir bauen an einem Thurm von Babel mit Ausnahme jedoch der Anar-

---

1) Le Comte de Chambord, un mois à Venise par St. Blaze de Bury.

chiſten, welche alle eine und dieſelbe Sprache reden und nur ein Ziel vor Augen haben.

Sowohl in Oeſterreich als in Berlin hat das monarchiſche Princip die glückliche Wendung der Dinge hervorgebracht. Man braucht dort nicht mehr einen Ueberfall zu fürchten. Die Zeit, welche man in Frankreich mit Journalſtreitigkeiten, kleinlichen Wahlangelegenheiten und parlamentariſchen Spielereien vergeudet hat, iſt im Auslande mit nützlichen Reformen ausgefüllt worden. Alles, was unter einem laxen Bundestag zerfallen war, iſt wieder organiſirt worden; ſowohl die militäriſche Macht, als die Macht der öffentlichen Meinung ſind wieder hergeſtellt; man verlangt nach Ordnung und wenn auch die Flamme der Anarchie ſich bis an den Rhein entzünden ſollte, ſo würde ſie dort vom Prinzen von Preußen zertreten werden.

In den deutſchen Ländern war die Revolution, ſo drohend ſie auch auftrat, doch nur ein Wiederhall der Pariſer. Die franzöſiſche Hauptſtadt iſt ein großes Arſenal, wo dieſe Art von Stürmen geſchmiedet werden. Frankreich hat von jeher andern Ländern als Beiſpiel gegolten und will auch jetzt dieſes Vorrecht geltend machen. Die Geſellſchaft geht zu Grunde, ſie ſtirbt; das weiß ein Jeder und Jeder ſpricht es laut aus. Binnen hier und zwei Jahren wird Alles vor-

über ſeyn und die alte Welt wird, ſie mag nun wollen oder nicht, ihre letzte Stunde ſchlagen hören an der Thurmuhr der Pariſer Gemeinde, welche vor 60 Jahren einen Marat und geſtern einen Eugene Sue ernannte.

Läßt man den Strom ungehindert einherbrauſen? oder ſtellt man ihm einen Damm entgegen? Im erſteren Fall wird man 1852 einem Convent gegenüberſtehen, und will man ihn nur dämmen, ſo wird er überfließen und Alles überſchwemmen. Entweder gehen wir der Anarchie entgegen oder wir liefern derſelben eine Schlacht, eine Schlacht von Waterloo in den Straßen.

Die dynaſtiſchen Oppoſitionen von 1825 und 1836 liegen weit hinter uns, ſo auch die parlamentariſchen Streitigkeiten von Caſimir Perrier unter der Reſtauration und die von Odillon Barrot und Guizot unter der Julimonarchie; wir ſind weit entfernt von jenen glücklichen Zeiten, wo, um die revolutionäre Thätigkeit zu zerſtreuen, man täglich neue Fragen der äußeren Politik aufſtellte, als z. B. die Intervention in Spanien, die Königin Pomare, Pritſchard, die ſpaniſchen Heirathen u. ſ. w., als Louis Philipp dem Herrn v. Radowitz von einem Miniſterium Molé ſprach und dabei äußerte: „Wenn der Dampf ſich allzu ſehr entwickelt, ſo öffnet man die Sicherheits-

klappe.“ Ja, wir ſind weit entfernt von dieſer glücklichen Zeit, und wenn wir jetzt die Sicherheitsklappe öffnen wollten, ſo würde das Miniſterium Molé ſich Favre und Charras nennen, um morgen Charraſſin und Colfavru zu heißen.

Wer aber hat uns dieſe Lage der Dinge bereitet? wer uns dahin gebracht?

Philoſophie, Liberalismus, Radicalismus und Socialismus! Welch eine Strecke haben wir in weniger als einem Jahrhundert zurückgelegt auf dem Wege des Chaos, auf welchem die vier Etappen liegen!

Wir könnten vielleicht der Urſache des Uebels bis zum Cardinal Richelieu nachſpüren; warum auch nicht? Die Geſchichte iſt unerbittlich in ihren Folgerungen. Indem der Miniſter-Cardinal den Grundpfeiler des Thrones durch das Aufgeben des franzöſiſchen Adels befeſtigte und erweiterte, dachte er nicht daran, daß er ſomit den Thron entblößte.

Nach Richelieu kam Mazarin.

Wie der franzöſiſche Adel gegen Ludwig XIII. Oppoſition machte, ſo hemmten die Parlamente Ludwig XIV. in ſeinen Bewegungen.

Da wurden die Parlamente abgeſchafft und von jenem Augenblicke an ſtand das Königthum unmittel-

bar den Massen gegenüber, deren Ansprüche auf politischen Einfluß sich immer mehr steigerten.

Die liebenswürdige Persönlichkeit Ludwig XIV. hielt die Sache noch; er konnte in Wahrheit sagen: „Der Staat bin ich;" aber unter Ludwig XV. sinkt die Monarchie und die Aera der Philosophie besteigt den Thron! Ein Jeder kennt die Folgen dieser Thatsache. Aus den philosophischen Systemen entsprang 89, aus 89 entwickelte sich 93 und das Schicksal der Revolution mußte sich erfüllen.

Mit dem Beginn des Jahrhunderts entstand aus der Philosophie der Liberalismus und veranlaßte neue Aufregungen, bis nach 15jährigen Wirren, nach Krieg und Intriguen aller Art die Julirevolution entstand. Der Liberalismus erzeugte den Radicalismus, welcher nur kurze Zeit lebte, um dem Socialismus Platz zu machen, dieser letzten Sprosse der Leiter, wie man wohl voraussagen kann. Denn wie das Gute gewissen Gesetzen folgt, die nach dem Besseren streben, so muß das Böse zum Böseren heranwachsen und die Krisis erscheint hier unvermeidlich. Aus dem Socialismus entsteht die Anarchie, aber aus der Anarchie ist stets die Ordnung hervorgegangen.

Was aber versteht man unter Ordnung? ist die Ordnung das Ziel, die Lösung, oder nur das Mittel, dahin zu gelangen?

Dieſe ernſte Frage drängt ſich auf, wenn an der Tagesordnung die Häupter der parlamentariſchen Majorität ſich entzweien; Jeder hat eine andere Weiſe, dieſelbe zu löſen. „Laßt uns fürs Erſte Ordnung machen, ſagen ſie Alle, ſpäter können wir mit unſeren Parteianſichten uns immer entgegenſtehen.“ Sie wollen den Boden vom Schmutz der Revolution reinigen, um ein bequemeres Schlachtfeld zu haben.

Wenn aber jene Schlacht von Waterloo, welche ſtündlich die Geſellſchaft bedroht, angenommen, gekämpft und von der Geſellſchaft gewonnen wird, was ſoll dann geſchehen? Vier Prätendenten ſtreiten ſich um Frankreich. Die Republik, der Bonapartiſt, der Legitimismus und die Orleans.

Die Republik iſt jetzt in ihrer ſchönſten Blüthe und Jeder kann beurtheilen, ob ſie Nutzen bringt.

Der Bonapartismus hat die Sanction des allgemeinen Stimmrechts für ſich.

Der Legitimismus ſtützt ſich auf ſein traditionelles und nationelles Recht.

Was den Orleanismus betrifft, ſo hat ſich das Volk weder für noch gegen denſelben erklärt. Das Land ward nicht befragt und ließ geſchehen; das konnte ebenſo wohl für verneinend als für bejahend gelten.

Für den Augenblick giebt es nur eine Pflicht:

die Achtung für die Conſtitution und für die eingeſetzte Macht. Wenn aber unſere Gedanken in die Zukunft ſchweifen und wenn wir annehmen, daß einſt die Monarchie wieder aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehen könne, welche Monarchie würde ſich uns dann bieten?

Gäbe es dann deren mehrere? Ein Princip iſt abſolut und kann nicht nach Willkür umgeſtaltet werden; ſowie man es annimmt, muß man es auch in allen ſeinen Folgerungen erhalten. Wenn das Wort Monarchie nicht auf einen legitimen, aus der nationalen Tradition hervorgegangenen Repräſentanten deutet, wenn man eine Monarchie des Grafen Chambord, eine Monarchie der Orleans und eine Monarchie der Bonaparte annimmt, wie es eine ſociale, communiſtiſche und terroriſtiſche Republik giebt, ſo wird man nie aus der Verwirrung herauskommen und ein Chaos herbeiwünſchen als Schutz gegen den Abgrund.

Wenn man zwei Monarchieen annimmt, ſo kann man ebenſo gut deren tauſende gelten laſſen.

Uebrigens welche monarchiſchen Rechte haben der Graf von Paris und der Prinz Louis Napoleon? Sie ſind die Repräſentanten zweier hiſtoriſchen Thatſachen, welche in den Annalen der neuen Zeit eine große Stelle ausfüllen; die eine hat eilf Jahre lang gedauert, die andere achtzehn; keine von beiden kann

weder das Princip der Erblichkeit noch das nationale Recht repräsentiren; sie widerlegen sogar beides.

Der Herzog von Chambord nimmt keines Andern Stelle ein und verdrängt keinen Andern; er ist kein erwählter Herrscher, sondern ein anerkanntes Princip. Mit dem Grafen von Paris sind der Graf von Chambord und der Prinz Ludwig Bonaparte von Frankreich ausgeschlossen, während mit dem Grafen Chambord die beiden Andern ebenfalls ihre Stelle finden. Der Graf von Paris ist der directe Erbe; die Herzöge von Nemours und Aumale, der Prinz von Joinville bekleiden die großen Staatsämter und der Fürst-Präsident fährt fort, Frankreich zu dienen. Kein Geschlecht, keine Partei, kein Name wird dabei beeinträchtigt, alle würden im Gegentheil dadurch vereinigt seyn. Mehr als je scheint eine Annäherung der beiden Zweige des Hauses Bourbon als eine dringende Nothwendigkeit; aber die Annäherung muß ernst und authentisch seyn, so daß alle Parteien sich daran erkräftigen können. Jedermann erkennt die Nothwendigkeit einer solchen Verschmelzung; selbst die Klugen, welche nur Zeit gewinnen wollten, gestehen jetzt ein, daß das Wohl des Landes davon abhängt. Und dennoch waren die Resultate der dahin zielenden Unterhandlung sehr wenig befriedigend; bloß doppelsinnige Worte, zweifelhafte Orakel, die Jeder nach seiner

Weiſe auslegen kann, nichts Beſtimmtes oder Entſcheidendes. Man fährt immer fort, ſich zu bemühen, die Ordnung herzuſtellen und zu bleiben, was man iſt, ohne zu bedenken, daß die Rothen ebenfalls bleiben, was ſie ſind, d. h. vereint disciplinirt und ganz einverſtanden ſowohl über ihren Zweck als auch über ihre Mittel.

Es giebt eine Partei, welche möchte, daß der Graf von Chambord zu Gunſten des Grafen von Paris abdicire; auf die Weiſe, meint man, ſeien alle Schwierigkeiten gehoben, das ſei das geringſte Opfer, welches ſein Patriotismus bringen könne. Die Worte, welche Ludwig XVIII. zu Bonaparte ſagte, möchten hierauf eine paſſende Antwort ſeyn: „Wenn meine Rechte unbegründet wären, ſo würden Sie dieſelben durch Ihr Verlangen begründen.“ — Warum ſollte denn der Graf Chambord abdiciren? und wenn er es wollte, würde er es denn wohl können? Ziemt es wohl dem Menſchen, einzugreifen in die Ordnung der Natur? Der Graf von Chambord nimmt eine ſo bedeutende Stelle in der Politik ein, weil eine mächtige Partei ſich um ihn reiht, es iſt die Partei des Grund und Bodens, des großen Beſitzthumes, der großen Induſtrieen. Wenn alſo der Graf von Chambord, der ewigen Kämpfe müde, darein willigte, vom Schauplatz zurückzutreten und ſich zu annulliren, wovon er indeß,

Gott sei Dank! im strengen Pflichtgefühl sehr weit entfernt ist, würde wohl jene Partei, welche sich bloß in die Begebenheiten zu mischen braucht, um denselben das ganze Gewicht ihrer Ansichten fühlen zu lassen, aufhören, in ihm den Repräsentanten des Princips der Legitimität zu erkennen? Und wenn er auch der legitime Repräsentant eines Princips ist, so steht es doch nicht in seiner Macht, über dieses Princip zu verfügen. Im Besitze eines heiligen Rechtes ist er Rechenschaft schuldig seinen Vorfahren und seinen Nachkommen. Wie viel Unglück wäre Frankreich erspart worden, wenn Karl X. im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit gegen Großvater und Enkel der Emeute nicht gewichen wäre, deren Folgen selbst von denen, die sie herbeiführten, so aufrichtig beklagt wurden.

Als in Europa die Könige ebenfalls ihre Stellen verließen, da gab es große Männer, welche statt ihrer das Princip aufrecht erhielten. Windischgrätz und der Ban retteten Oesterreich. In Frankreich kann nur die Vereinigung Aller retten; Alle müssen sich nur einem Ziele zuwenden und dieses ist die Monarchie des Grafen Chambord.

„Eure Rolle als Orleans ist zu Ende, Ihr seid nur noch Bourbons!" so soll Guizot gesagt haben und der Name Bourbon, welcher so Vieles überleben soll, dieser große Name, durch welchen allein sie noch etwas

gelten können, zwingt die Familie Orleans in das Gesetz der Tradition zurück, mit welchem sie im J. 1830 gebrochen hat. Sie ist es sich selbst und Frankreich schuldig, welches sich täglich mehr des sichern Hafens erinnert, den es einst aufgab. Und wenn der große Name Bourbon nichts wäre als ein Leuchtthurm während des Sturms, so käme er doch ersehnt, damit man nicht ganz verzweifeln müsse an der Zukunft.

Völker bedürfen wie der einzelne Mensch der Hoffnung auf einen folgenden Tag. Die Gegenwart ist immer nur die Brücke, welche von gestern zu morgen führt; man lebt nicht in der Gegenwart, man durchlebt sie nur, wie man nie ein Gebäude auf einer Brücke aufführt. Nur ein Princip kann Frankreich diesen folgenden Tag garantiren. „Ein König als erblicher Repräsentant der französischen Nation!" Und in zwei Jahren hat das allgemeine Stimmrecht zu entscheiden.

Welches sind die Vertheidigungsmittel der jetzigen Gesellschaft? Wem ist die Sorge für ihre Erhaltung anvertraut? Auf wen kann man rechnen?

Bei dem Individuum kann ein solcher Zustand nicht dauern, er führt eine Krisis herbei, die über Leben und Tod entscheidet. Die Gesellschaften aber können nicht sterben, sie verändern sich und in diesen Veränderungen selbst muß man die Elemente der Ordnung und des Wiederaufbaues einer neuen Gesellschaft suchen.

Man hat dem Grafen von Chambord vorgeworfen, daß er nicht die Initiative ergreift und die loyalen Zeiten abwartet, ohne etwas zu ihrer Beſchleunigung oder Aufhaltung zu unternehmen.

Dieſer Vorwurf iſt ſehr ernſter Natur; ſollte es ſich wirklich für ihn ſchicken, Abenteuer aufzuſuchen?

Frankreich hat von jeher eine große Vorliebe für kühne Thaten gehabt, ja ſogar ſein Gefallen an manchen Thorheiten an den Tag gelegt; ſolche Wagniſſe ſind indeß nicht immer gelungen und es möchte ſich nicht für Jedermann ſchicken, ſie zu unternehmen. In jetziger Zeit, wo es an Anſprüchen wimmelt, wo jeder Ehrgeiz, jedes Gelüſten nach der Regierung ſtrebt, möchte doch die ruhige Würde des Repräſentanten der Idee, welche Frankreich dazu gemacht hat, was es in der Geſchichte iſt, auch ſeine großartige Seite haben, und die Haltung des Enkels Heinrichs IV., welcher Alles opferte, um den Willen Frankreichs, ſelbſt in ſeinen Irrthümern zu ehren, Anerkennung finden. Es iſt nur mächtig durch ſein Mitgefühl für Frankreichs Unglück, durch ſein Verſtändniß der neuen Zeit und der Mittel zu ihrer Herſtellung, welche er allein in der Hand hat. Fern von Verſchwörungen und kopfloſen Unternehmungen wartet er die von Gott und der Nation bezeichnete Stunde ab; er erwartet ſie nicht wie ein erſehntes Ziel, ſondern wie ein Reſultat.

Unter so vielen Intriguen, Unternehmungen und thörichten Leidenschaften möchte die Ruhe und die edle Würde des Rechtes in Frankreich wohl auch einmal zur Geltung kommen.

Es giebt Viele, welche dem Herzog von Chambord aus diesem Mangel an Initiative einen Vorwurf machen. „Wir kennen ihn nicht!" sagen sie und tadeln ihn, weil er nicht oft genug durch die Pariser Straßen geritten ist. Als Jemand dem Ban Jellachich die Bemerkung machte, daß er in dem ungarischen Kriege Wallensteins Rolle habe spielen können, antwortete dieser: daß zwei Gründe ihn daran verhindert hätten: erstens müsse man immer seine Pflicht thun und dann, fügte er hinzu: „Wenn ich Wallenstein gewesen wäre, so wäre ich nicht das, was ich bin."

Ego sum quis sum! könnte auch der Graf von Chambord auf alle erwähnten Vorwürfe erwidern.

Abwarten, sich für Alles vorbereiten, die verschiedenen Perioden, welche sich seit zwanzig Jahren entwickeln, beobachten, den Ereignissen folgen oder vielmehr mit ihnen leben, das ist ungefähr das Lebensprogramm des Grafen Chambord.

In ganz Frankreich kenne ich Niemand, der besser und gründlicher unterrichtet wäre von Allem, was vorgeht, und Menschen und Ereignisse in Europa richtiger beurtheilte, als er. Bei seiner belebten, glänzenden,

anecdotenreichen, immer klugen und ernsten Unterhaltung fragt man sich oft, ob man sich wirklich in Frohsdorf oder Venedig befinde und 100 Meilen von Frankreich entfernt sei. In seinen Worten leuchten jene Blitze einer höhern Geistesbegabung. Er würdigt die Menschen mit Tact und richtigem Blick; er weiß genau, was zu einem Jeden ist, und schätzt ihn nicht höher und nicht geringer. Die Diener der Julimonarchie und die der Februarrepublik hat er in ihrem Wirken beobachtet und ihre Stärke oder Schwäche, ihre Größe oder Kleinheit hat die Entfernung in seinen Augen weder vermehrt noch verringert.

Der Graf von Chambord ist bescheiden und zurückhaltend und in der Gewohnheit, täglich fremde Gesichter, welche Neugierde herbeiführt, an sich vorüberziehen zu sehen, spricht er wenig. Wer aber die Ehre hatte, einer Unterhaltung beizuwohnen, wo diese edle Seele sich ergießt, muß, er mag nun welcher Partei er wolle angehören, die großen Eigenschaften erkennen, welche wir hier bezeichnet haben.

Sein Charakter äußert sich auf den ersten Blick; er spricht aus dem hellblauen Auge, worin die Wahrheit wohnt, durch die ruhige und stolze Stirn, worauf Muth und Würde thronen. Man fühlt sich sogleich zu ihm hingezogen; ehe man noch etwas von dem Fürsten weiß, fühlt man sein ehrliches und gerades Herz.

Später findet man auch den Fürsten in ihm, denn er hat etwas von einem Herrscher im Ausdrucke. Es existiren schon viel Bildnisse von ihm, in keinem aber ist der Ausdruck der Bedeutendheit, dessen ich hier erwähne, gehörig getroffen. Die Maler pflegen immer mehr das Schöne aufzufassen und die vollkommene Regelmäßigkeit seines Ovals hervorzuheben; das giebt diesen Bildern etwas Kaltes und Manirirtes.

In Venedig und Frohsdorf verstreicht das Leben in ernsten Beschäftigungen; für manche Naturen giebt es nur eine Weise, die Verbannung hinzubringen.

Der Graf von Chambord treibt ernste Studien, schreibt viele Briefe, liest Journale, Broschüren und jene unzähligen Publicationen, welche täglich erscheinen; er will von Allem unterrichtet seyn. So vergeht ein großer Theil des Tages; hierauf folgen die Vergnügungen, Spazierengehen, Jagen, Reiten. Venedig bietet zu letzterem weniger Gelegenheit als Frohsdorf mit seinen Hügeln und ungarischen Steppen, die man zu Roß durchfliegt; in Venedig trägt ihn die Gondel nach Mestre, wo ihn Pferde erwarten. Er ist einer der besten und kühnsten Reiter.

In Venedig sieht er auch viel Gesellschaft bei sich; außer den zahlreichen Besuchen, welche der königlichen Familie aus Frankreich zuströmen, versammelt sich beinahe täglich ein Kreis der ausgezeichnetsten Oesterrei-

cher um ihn. Auch die venetianiſchen Familien, welche ſeit dem letzten Kriege nirgends erſcheinen, ſtellen ſich im Palaſt Cavalli ein und man kann dort die Stellung beobachten, welche beide Parteien der venetianiſchen Bevölkerung gegen einander einnehmen. Die entſchiedene, angeborne, unverſöhnliche Feindſeligkeit äußert ſich nicht mehr in Schenkenſcandalen oder nächtlichen Meſſerſtichen auf der Straße, was den milderen Sitten der modernen Venetianer zuwiderläuft, es beſteht aber in allerlei Aergerniſſen und ausdauernden Neckereien, welche ihr Ziel zwar nicht erreichen, doch den Barbaren den Aufenthalt in Venedig ſehr verleiden. Mit dem Bajonett ſcheint man auf lange zu Ende zu ſeyn und man nimmt ſeine Zuflucht zu den Nadelſtichen. Das berühmte Verfahren des ruſſiſchen Generals während Napoleons ruſſiſcher Campagne, ſich immer zurückzuziehen und eine Leere hinter ſich zu laſſen, findet in Venedig gegen die Oeſterreicher Nachahmung; ſowie ein Fremder erſcheint, entfernt man ſich. Man geht im Sonnenſchein ſpazieren, kommt ein Oeſterreicher, ſo begiebt man ſich in den Schatten und täglich um 2 Uhr kann man auf dem Marcusplatze die Stadt in zwei Lager getheilt ſehen. Doch in der Hochachtung und Verehrung für den Grafen Chambord und für deſſen Familie ſtimmen alle Parteien überein. Als gleich nach der Revolution das Gerücht ſich ver-

breitete, er werde Venedig verlaſſen, herrſchte allgemeine Betrübniß, und doch, was kann den Bewohnern von Venedig der Graf von Chambord gelten? Auf ſeinem Palaſte flattert keine Fahne, ſeine Gondel ziert kein fürſtlicher Stern, aber die Frau aus dem Volke mit dem Kinde im Arm weiß, daß hinter jenen Mauern ein mütterliches Herz ſchlägt, deſſen Wohlthun unaufhörlich Troſt ſpendet und die Geſellſchaft weiß, daß ſie dort einen Mittelpunkt findet, wo ſie frei reden darf von der Gegenwart und die Vergangenheit vergeſſen kann. Man fühlt den Einfluß der königlichen Familie um ſo mehr, als ſie deſſen Ausübung nicht zu ſuchen ſcheint.

Wer in Venedig den Palaſt Cavalli betritt, meint ſich in Frankreich zu befinden. Zwar wehen die franzöſiſchen Farben nicht auf dem Gebäude, die Diener in der Vorhalle tragen nicht einmal die franzöſiſche Cocarde und doch meint man in Frankreich zu ſeyn.

Man wird von freundlichen Geſtalten empfangen und über die Gallerie des Balcons geführt, welche die Gräfin Chambord in ein reizendes Treibhaus verwandelt hat; dann betritt man den rothen Salon, es iſt ein Salon des Faubourg St. Germain, jedoch ohne den äußern Lärm des Wagengeraſſels und mit der Zugabe eines orientaliſchen Himmels, den man aus den Fenſtern erblickt.

Mit dem Schlage 6 Uhr erscheint die königliche Familie; der Graf, die Gräfin und die Königin Marie Therese, in Frankreich die Dauphine genannt.

Der Graf von Chambord nähert sich mit loyalem, offenherzigem Wesen dem Besuchenden; während der ersten Worte haben seine Blicke mit dem Herzen eine jener tiefen und stummen Unterredungen angeknüpft, welche nicht trügen können. Sowie man das Auge aufschlägt, begegnet es seinem mächtigen Blicke, welcher mit klarer Ruhe prüft, ohne in Verlegenheit zu setzen und dessen Jedermann auch erwähnt, weil er einem Jeden auffällig ist.

Die Züge des Grafen Chambord tragen den bourbonischen Typus, doch wohnt ein Hauch von Leben und Jugend darin, den man bei den Portraits der Könige von Frankreich vermißt. Man möchte auch meinen, daß eine Art von Prädestination in seiner Physiognomie zu lesen sei. Der Graf Chambord ist immer schwarz gekleidet und zeichnet sich durch keine Aeußerlichkeit von den andern Herren aus; er trägt nicht einmal das Band des Heiligengeistordens, den er nicht gern anlegt und doch wird man ihn stets in dem Gedränge eines Salons bemerken und Erkundigungen über ihn anstellen; Niemand wird gleichgültig an ihm vorübergehen und Jeder von seinem so bedeutsamen Profil angezogen werden.

Nach dem Herzog von Chambord nimmt seine Gemahlin das Wort. Sie zeigt sich freundlich zuvorkommend; sie spricht mit Güte, Sanftmuth und beispiellosem Wohlwollen und gewinnt nach wenig Minuten die Herzen, welche der Graf auf den ersten Blick schon in Anspruch genommen hat. Man fühlt sich von einem Zauber umsponnen, von einer Anmuth, der man nicht widerstehen kann. Ihr Geist ist reich an Mitteln, ihr Herz an edlen Eigenschaften und Beides übt sie mit Bescheidenheit und Einfachheit. Sie ist hoch und schlank gebaut, mit angeborner Anmuth ausgestattet, trägt den Stempel einer vornehmen Frau, welche durch zarte Schüchternheit einen neuen Reiz erhält. Sie übt in ihrem Kreise auf alle Gemüther die Macht einer sich selbst unbewußten Ueberlegenheit aus. Man wird bei ihrem Anblick unwillkürlich an jene geistreichen italienischen Fürstinnen aus dem Hause Este zu Ferrara erinnert, woher sie auch stammt, nur mit dem Unterschiede, daß ihr liebenswürdiger und cultivirter Geist von einer französischen Bildung angehaucht ist und daß mit der französischen Sprache, deren Accent sie auf so bewunderungswürdige Weise erfaßt hat, ihr großartigere Anschauungen zu Theil geworden sind.

Hierauf nahet die Dauphine, und vor jener Majestät des Unglücks muß das kälteste und härteste Herz

in Rührung und Verehrung ſich verneigen. Die Dauphine hat in Phyſiognomie, in Stimme und in ihrem ganzen Erſcheinen nichts von jenem beſtimmten Charakter verloren, den man in Frankreich an ihr kannte. Alter und Unglück haben es nicht vermocht, jene energiſche und männliche Natur zu beugen und ihre von Thränen gerötheten Augen ſind nicht von dieſen Thränen erblindet. Ja, ich möchte ſagen, daß die Züge der Dauphine von den traurigen Verhältniſſen Frankreichs eine höhere Weihe, einen großartigeren Ausdruck erhalten haben. Beim Anblick jener in Schwarz gehüllten Majeſtät, jenes Angeſichts, deſſen Züge an Ludwig XVI. erinnern, belebt ſich die ganze Vergangenheit wieder von Neuem. Die ganze Geſchichte trauert in ihr. Ihr Geſpräch athmet nur Güte, man fühlt, daß ſie Alles, wenn auch nicht vergeſſen, doch vergeben hat. Kein bitteres Wort, kein Vorwurf, keine Klage entflieht ihren Lippen und doch hat Frankreich unbarmherzig mit ihr verfahren. Die Religion hat das Märtyrerthum mit allen ſeinen Kränkungen in ihre Seele verſenkt und die letzten Tage ihres chriſtlichen Lebenswandels ſind der Liebe, der Hingebung und der ehrfurchtsvollen Treue gegen den Neffen geweiht; ſie nennt ihn ihren König und erhebt ſich immer, wenn er eintritt.

Nach dem Mittageſſen, welches ſehr bald vollen-

det ist, versammelt man sich wieder im Salon, wo man bis um 9 Uhr bleibt, zu welcher Stunde der Graf von Chambord die Sitzung aufhebt und den Gästen ihre Freiheit giebt. In diesen zwei Stunden, welche sehr rasch vergehen, kann man die Intelligenz des jungen Oberhauptes der Bourbonen beurtheilen. Die Gräfin hat eine Tapisseriearbeit ergriffen, der Gemahl setzt sich zwischen sie und die Dauphine, die Damen nehmen Platz an dem Tische und sticken, die Herren stehen oder sitzen und führen die Unterhaltung. Je kleiner der Kreis, desto freier bewegt sich der Geist, desto mehr vermeint man sich in Frankreich zu befinden, und es entfaltet sich die Anmuth und das Verdienst der Gräfin Chambord, der Maria Theresia, wie die Einwohner von Modena, wo sie unauslöschliche Erinnerungen zurückließ, sie nennen.

Maria Theresia, diesen berühmten Namen trug sie schon auf vaterländischem Boden und ihre Seele hat bewiesen, daß sie Großes vermag. Wer hat im vergangenen Winter in Wien nicht den Muth bewundert, womit sie ihren Bruder, den Prinzen Ferdinand von Este beim gefährlichen Typhus pflegte, den er sich in Brünn bei einem Besuche des Militärhospitals geholt. Diese entsetzliche Krankheit war mit den Truppen aus der ungarischen Campagne eingekehrt und decimirte die Mannschaft; der Prinz bestand darauf, die

Krankensäle zu besuchen und ward ein Opfer dieser Menschenfreundlichkeit. Da übernahm seine Schwester die gefahrvolle Pflege ganz allein, indem sie seine übrige Umgebung entfernte und das Unternehmen bis zuletzt mit jenem männlichen Muth ausführte, der sie bei keiner Gelegenheit verlassen wird.

Eine der ersten Eigenschaften, welche man bei dem Grafen Chambord entdeckt, ist eine genaue Kenntniß der Menschen und Verhältnisse, ein seltener richtiger Blick bei Beurtheilung und Würdigung derselben, ein großes Nationalgefühl vereint mit liberalen Gesinnungen, mit Muth und Festigkeit. Diese Eigenschaften thun sich auf den ersten Blick kund und entwickeln sich immer mehr, je näher man ihn kennt. Nach seinem Accent beim Sprechen sollte man meinen, er habe Paris erst seit zwei Stunden verlassen; das verdankt er wohl seiner Erziehung, welche von Herrn von Latil auf den Baron Barande und von diesem auf den Baron Damas überging und welcher jede gewöhnliche Intelligenz erlegen wäre. Man weiß sehr wohl, wie bei solchen Gelegenheiten der erste Federstrich des neuen Erziehers die Eindrücke des früheren zu vernichten strebt. Ein schwacher Charakter wird untergehen in der Verwirrung, während ein starker daraus seine frühzeitige Selbstständigkeit erwirbt. Durch solche Veränderungen werden heilsame Krisen in ihm hervorgerufen,

er lernt früher selbst sehen, vergleichen und urtheilen. Solches ist der Einfluß jener Erziehung auf den Grafen von Chambord. Indem er so oft Zeuge war der Kämpfe verschiedener exclusiver Meinungen, welche ihn unangenehm berührten, vermochte der Geist des jungen Fürsten sich über diese Meinungen zu erheben und sie zu richten. Daher seine liberalen Gesinnungen, sein unparteiischer und gerader Sinn, daher auch seine rasche Auffassung aller Thatsachen und deren Beziehung zu einander. Der Graf von Chambord hat in der That seine Erziehung selbst gemacht. Im Angesicht der Revolutionen, welche seit einem halben Jahrhundert Europa durchwühlten, der rechtmäßige Erbe von sechzig Königen, die lebende Verkörperung einer ruhmvollen Vergangenheit nebst den Ereignissen und dem Bewußtsein eines großen Namens mußten ihn frühzeitig reifen.

Der Graf von Chambord beschäftigt sich viel mit der großen Frage des Proletariats, dessen Leidenschaften sich mit unbezähmbarer Wuth unserer Zeiten bemächtigt haben. Dieser Seite der politischen Staatswissenschaft wendet er vor Allem seine Aufmerksamkeit zu; er weiß, daß er allein etwas wagen könnte, da er allein die Macht dazu haben würde. Was kann er jetzt versuchen bei den Stürmen, die uns hinreißen? Gründliche Verbesserungen des Schicksals dieser Un-

glücklichen können nicht so leicht realisirt werden, doch muß man sie anerkennen mit fest begründeter Macht. Von einem Lande, dessen Lebensfähigkeit zu schwinden beginnt, kann man nicht große Anstrengungen erwarten. Uud eben darin zeigt sich die Blöße und der böse Wille derer, welche, indem sie für die vom Glück Enterbten die heißesten Wünsche zu hegen vermeinen, keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um aufrührerische Bewegungen hervorzurufen.

Der Graf von Chambord hat sich die Aufgabe gestellt, sich bereit zu halten und zu warten. Diese sich selbst zugetheilte Rolle scheint so einfach zu seyn, daß Jeder meint, sie übernehmen zu können; und dennoch ist eine große Verantwortlichkeit dabei und wie Wenige würden das Lob verdienen, welches Jemand dem Grafen von Chambord zollte, indem er sagte: „daß, wenn der richtige Tact des Benehmens noch nicht existire, er denselben gewiß würde erfunden haben."

Seit 15 Jahren sind die Blicke ganz Europas auf den Grafen von Chambord gerichtet und man kann ihn während dieser ganzen Zeit nicht eines einzigen Mißgriffs oder falschen Schrittes zeihen, selbst nicht im Interesse seiner Sache. Auf ihn könnte man mit Recht jene Behauptung anwenden, daß Redlichkeit, Wahrheit und Ehre die klügsten Speculationen

ſind, denn er hat noch nie der Verläumdung und dem Uebelwollen zur Zielſcheibe gedient.

Es giebt Leute, welche dieſe ruhige Haltung, dieſes Fernhalten vom Scheine der Intrigue, jenes Vertrauen in Frankreichs Schickſal als einen Mangel der Thatkraft bezeichnen. Man findet, daß Venedig und Frohsdorf ſehr weit entfernt ſind von Paris, wo zwei bis drei Revolutionen Statt finden können, ohne daß man etwas davon erfährt. Indeß erſcheint es uns nicht glaublich, daß die Entſcheidung einer ſolchen Sache von dem augenblicklichen Erſcheinen des legitimen Repräſentanten der Monarchie abhängen könne. Wie könnte man ſich Dauer verſprechen von einer Regierung, welche aus einem Wettlauf hervorging und dem erſten Ehrgeizigen, welcher ſich zeigte, zugefallen wäre? Andere mögen wirken und ſich in Bewegung ſetzen, der Graf von Chambord wird warten, bis die Nation ihn ruft und die Nation hat ſich nicht geirrt in der Anerkennung der Würde, welche ſein Betragen leitet. Wenn nach allen Wirren und Stürmen das monarchiſche Princip ſich in Frankreich wieder herſtellen ſoll, ſo wird es mit ſeiner ganzen Macht und in ſeiner ganzen Glorie auftreten müſſen. Dieſe Thatſache allein ſchließt jeden Gedanken an einen Handſtreich aus, indem es in der ganzen Welt nur einen einzigen Repräſentan-

ten dieſes Princips giebt, den Grafen von Chambord nämlich.

Man mag immerhin außerhalb des Princips bleiben; die Geſellſchaft kann ohne daſſelbe beſtehen, wie ſie es heutigen Tages beweiſt. Sollte man aber einſt, im Entſetzen über die furchtbaren Leidenſchaften, welche losgelaſſen ſind, wieder zu dieſem Princip zurückkehren wollen, denn thue man es, aber nicht, indem man deſſen Geſetze fälſcht.

Die politiſche Tradition hat wie die Familie ihre beſtimmte Folgenreihe, gegen welche weder Intrigue, noch Ueberlegenheit etwas vermögen, und wenn man es auch noch ſo geſchickt und klug anfinge, man würde es doch nie dahin bringen können, daß der Vater zum Sohn oder der Neffe zum Onkel werde. Eine berühmte Kataſtrophe hat es bewieſen und Jedermann ſcheint es zu verſtehen. Möge man ſich alſo vor Allem ehrlich die Hände reichen. Statt der Gefühle möge das Intereſſe reden, das Intereſſe Frankreichs, welches, während man in fruchtloſen Unterhandlungen die Zeit verliert, unter dem Hammer der Zerſtörer erliegt. Nur vereint wird man ſtark ſeyn und mehr als je bedarf man der Stärke den Ereigniſſen gegenüber, die ſich vorbereiten.

Die Revolution wurde oft mit einem Gewitter verglichen, welches vorüberzieht und die Erde fruchtbar

macht. In Frankreich scheint sich dieser Grundsatz nicht zu bestätigen, denn es war seit 33 Jahren der Schauplatz unfruchtbarer Kämpfe, hervorgerufen durch illusorische Hoffnungen.

Frankreich erfreute sich von 1815 bis 1830 der Freiheit, der Unabhängigkeit und des Wohlstandes, die Diplomatie brauchte sich nie zu Concessionen zu verstehen, und doch sollte der Tag kommen, wo alle inneren und äußeren Vortheile, die Vergrößerung Frankreichs, der bis dahin alle Bourbonen obgelegen hatten, mit der Verbannung Karls X. bezahlt werden mußten. 1830 hat viel versprochen, es mußte wohl, wie hätte es denn sonst zur Geltung kommen sollen. Die 18jährige Regierung Ludwig Philipps hat gezeigt, was von diesen Versprechungen zu halten war. Damit das Princip der Menschenrechte triumphire, brach 1789 die Revolution in Frankreich aus und gelangte, nachdem sie Blutströme durchwatet hatte, zum Despotismus, einem Despotismus, welcher tausend Mal unerträglicher war als derjenige, welchen man bekämpft hatte. 1830 sollte da wieder anknüpfen, wo 1789 es gelassen hatte. Erst mußte die Emeute bekämpft werden, dann kamen die unermüdlichen Mordversuche, zuletzt die schimpflichste Schmach der Corruption; während die Regierung sich in diesen Corruptionen erschöpfte, hatte sie einen steten Kampf gegen die immer steigenden Fluthen

der Anarchie zu bestehen. Louis Philipp rühmte sich, die bösen Leidenschaften, die jetzt der Gesellschaft über den Kopf gewachsen scheinen, während 15 Jahren im Zaume gehalten zu haben, wie Lamartine sich der Hemmung des Terrorismus rühmte. Besser wäre es gewesen, wenn, statt den Terrorismus zu hemmen, er die Revolution nicht entfesselt hätte.

Wir stehen jetzt bei unserer dritten Revolution. Karl X. wurde aus Frankreich vertrieben, weil er Maßregeln gegen die Presse erließ, Ludwig Philipp, weil er nicht das Recht der Associationen anerkennen wollte, und jetzt unter der Republik erfreuen sich weder Presse, noch Associationen einer größeren Freiheit; man ist dahin gelangt einzusehen, daß, sowohl für Republik, als für Monarchie die unbegrenzte Freiheit Zügellosigkeit wird und daß mit Zügellosigkeit und Anarchie keine Regierung der Welt auskommen kann. Um diese Wahrheit zu entdecken, hat es dreier Revolutionen bedurft. Möchten doch alle Erfahrungen uns für die Zukunft nützen!

Sollte wohl eine politische Form es vermögen, die menschliche Gesellschaft rechtlicher, sittlicher, menschenfreundlicher zu machen und den Egoismus, den Neid, den Mißbrauch zu vertilgen, das Elend der inneren Classen zu mildern und die Ungleichheit des Vermögens und der Erziehung aufzuheben? Man spricht so

häufig von Rechten und der Pflichten hört man so selten erwähnen. Frankreich sehnt sich vor Allem nach Ruhe, Ordnung und nach Sicherheit; es wird von ihm selbst abhängen, zu entscheiden, wann die Stunde geschlagen hat zu einer gesetzlichen Revision der Verfassung. Wir gedenken der prophetischen Worte eines berühmten Girondins, welcher sterbend auf dem Schaffot das Auge der Zukunft öffnete: „Wir wollten den Baum pfropfen und haben ihn getödtet; derselbe war zu alt. Robespierre haut ihn ab und wird nicht glücklicher seyn als wir. Der französische Boden ist für die Wurzeln der Freiheit zu leicht, das Volk zu sehr Kind, um die Gesetze zu handhaben, ohne sich selbst zu verletzen. Es wird zurückkommen zu seinen Königen. Wir haben uns in der Zeit geirrt, als wir für die Freiheit lebten und starben, wir meinten uns in Rom zu befinden, während wir in Paris waren.“

Wie Vieles wird im Jahre 1852 möglich seyn, was jetzt noch Manchem nur als ein Hirngespinnst erscheint! Durch Eintracht muß man suchen, solche Dinge möglich zu machen, nicht bloß durch die Eintracht jener königlichen Familien, sondern auch durch die Eintracht der verschiedenen Parteien. Möchten sie sich auf dem Boden der Ordnung begegnen und erhalten, was besteht; das ist die Pflicht des jetzigen Augenblicks. Später wird Frankreich schon für das

Nöthige sorgen. So auch die Vorsehung; denn unter den directen Repräsentanten der Familie, unter die monarchische Tradition würden sich die Namen Orleans und Bonaparte reihen lassen; in der einen Fahne würden sich drei Farben mischen, und die drei verschiedenen Mächte, welche die jüngste Geschichte abwechselnd beherrschen, würden sich unter dem Geist der Ordnung und der socialen Erhaltung vereinigen; eine solche Combination würde zwischen der Vergangenheit und Zukunft eine feierliche Aera der Versöhnung bilden, wofür man vor Allem der Vorsehung danken müßte.

Briefe aus Californien [1]).

I.

San Francisco, 1. Februar 1850.

Unaufhörlich laufen im Hafen von San Francisco Schiffe ein, welche mit Auswanderern überladen sind. Sie vermehren die ohnehin so beträchtliche Zahl der

---

1) Der Herausgeber des Journal des Débats, an welchen obiger und die nachfolgenden Briefe gerichtet sind, bemerkt dazu: „Ein Buchdrucker, welcher lange Zeit in den Ateliers des Journal des Débats gearbeitet und daselbst im besten, ehrenwerthesten Andenken steht, schickt uns aus San Francisco in Califor-

Goldsucher. So oft der Nebel fällt und der heiter gewordene Himmel es gestattet, sich der Küste zu nähern und die Einfahrt in den Hafen zu erkennen, kommen die Schiffe zu zwanzigen, eins hinter dem andern in langer Reihe. Daher ist es auch den Neuangekommenen unmöglich, ein Obdach zu finden, nicht einmal unter einem Bretterdach, sondern Jeder errichtet in aller Eile ein Zelt, um sich gegen den unaufhörlich herabstürzenden Regen zu schützen, oder man baut sich eine Hütte aus den Zweigen der grünen Eichen, an denen zum Glück kein Mangel ist. Die Waldungen, Berge und Thäler in der Nähe von San Francisco sind ebenfalls in einem Umkreise von mehreren Stunden mit solchen Wohnungen bedeckt, in denen Jeder ungeduldig der günstigen Stunde harrt, wo er seine Reise nach den Minen antreten kann. Die Ungeduld ist um so größer, als die Nachrichten vom Placer noch immer sehr günstig lauten. Das verflossene Jahr hat die Frage über die Existenz der Minen definitiv entschieden; es ist nicht möglich, daran zu zweifeln. Der Boden Californiens ist reich an Mi-

---

nien nachfolgenden Brief, den wir unseren Lesern gern mittheilen, da das Publicum denselben ohne Zweifel mit gleichem Interesse lesen wird, wie wir selbst.“

nen jeder Art, namentlich aber an Goldminen. Die nach San Francisco zurückgekehrten Goldsucher, um hier den Winter zu verbringen, sind mit ihrem Jahresertrage sehr zufrieden. Die meisten haben bedeutende Reichthümer mitgebracht, die sie auch gar nicht verhehlen und sind fast noch eifriger als die Neuangekommenen darauf bedacht, wieder dahin zu reisen. Andere, Muthigere, wollten den Winter in den Minen verbringen und ihre Arbeiten trotz des schlechten Wetters fortsetzen. Sie haben zwar etwas gelitten durch Mangel an Lebensmitteln und die in dieser Jahreszeit unvermeidlichen Ueberschwemmungen; allein da die Wege doch nicht während gar zu langer Zeit völlig ungangbar sind, so reizt die Lockung eines hohen Gewinns die Maulthiertreiber, welche Lebensmittel überbringen, den wirklichen Gefahren und Hindernissen zu trotzen, die man in diesem Augenblicke fast für unvermeidlich halten könnte. Man erzählt von ganzen Zufuhrzügen, welche im Moraste förmlich versunken und verschwunden sind, ohne daß dadurch andere entmuthigt werden. Darum ist auch der Preis der Lebensmittel im Placer plötzlich sehr merklich gestiegen. Schiffszwieback und Nahrungsmittel ähnlicher Art kosten ohne Unterschied 2 Dollars das Pfund. Diese Preiserhöhung der Subsistenzmittel, verbunden mit dem schlechten Wetter, sind Ursache, daß viele Goldsu-

cher nach San Francisco zurückkehren, um hier den Reſt der ſchlechten Jahreszeit zu verbringen.

Was die Lage des Handels anbetrifft, ſo iſt dieſe fortwährend noch ungünſtig. Die immer neu hinzukommenden Schiffe ſteigern die Ueberfüllung und drücken den Preis der Waaren jeder Art herab, und ſo hat man das ſonderbare Phänomen einer übertriebenen Wohlfeilheit im Engros-Handel und hoher Preiſe en Detail. Im Allgemeinen finden manufacturirte Gegenſtände um keinen Preis Abſatz und können von ihren Eigenthümern als verloren betrachtet werden. Ebenſo iſt es mit Baumwollenwaaren; ſie ſind der allergedrückteſte Handelsartikel und verfaulen in den Magazinen oder in den Schiffsräumen, ohne Käufer zu finden. Hier werden wegen des raſchen, plötzlichen Temperaturwechſels nur wollene Sachen getragen. Die Wolle wird unter allen Formen verwendet; ſie hat daher auch ihre Superiorität behauptet und wird ſie bewahren, bis auch in dieſem Artikel der Ueberfluß den Marktpreis herabdrücken wird. Aber ſo weit iſt es jetzt noch nicht und die verhältnißmäßige Seltenheit der wollenen Stoffe hat deren Werth verfünffacht. Um hier nur ein Beiſpiel anzuführen, wurden grobe wollene Matroſenhemden ohne große Schwierigkeiten das Stück zu 50 bis 60 Fr. verkauft und ſo alles Uebrige, jedoch mit Ausnahme von Luxuskleidern,

die nicht sehr gesucht sind, da es keinem Menschen einfällt, sich zu putzen. Ohne Zweifel wird auch einmal die Zeit des Luxus kommen, aber noch ist man weit davon entfernt; alle Welt hat zu thun und nicht immer sind die Geschäfte glänzende zu nennen. Zu den bereits vorhandenen Gründen des gedrückten Geschäftsverkehrs hat sich noch ein neuer gesellt, welcher die Hemmung fortsetzt und steigert, da durch ihn Circulation und Bewegung wesentlich gehindert werden. Seit sechs Wochen namentlich sind die Straßen von San Francisco ganz unwegsam; man wagt sie kaum zu betreten. An den meisten Orten geht der Schmutz den Wagen bis an die Achsen und oft bleiben die Pferde förmlich im Drecke stecken. Es läßt sich begreifen, welche Hindernisse durch die Unterbrechung der Communicationswege erzeugt werden, und diese traurige Lage wird so lange anhalten, als es dergestalt wie jetzt vom Himmel regnet, d. h. bis zum Ende des Winters.

In Folge dieses schlechten Wetters sind die Stiefeln, welche während des Sommers ungeheuer wohlfeil geworden waren, über alles Maß im Preise gestiegen. Wasserstiefeln kosten 5 bis 6 Unzen (420 Fr. bis 500 Fr.). Unsere gewöhnlichen französischen Stiefeln werden noch jetzt für 80 Fr. das Paar verkauft. Aber Alles wechselt hier von einem Tag zum andern und

mit gleicher Schnelligkeit wird Vermögen angehäuft und zerrüttet. In diesem Augenblicke steht gefärbtes Papier hoch im Preise: ein Rouleau, welches in Paris 50 C. werth ist, erreicht hier die enorme Ziffer von 70 bis 80 Fr.! Das ist übrigens der einzige Luxus, den man sich zur Decorirung des Innern der Häuser gestattet, welche binnen wenigen Stunden errichtet werden. Häuserbau ist fast die einzige Industrie, die keine Entwerthung erlitten hat. Die Bretter kosten 1 Fr. 75 C. der Fuß. Der gewöhnliche Tagelohn von Zimmergesellen, Tischlern und Tapezierern beträgt noch durchschnittlich 75 Fr., während der anderer Metiers auf 25 Fr. gefallen ist. Uebrigens haben Lebensmittel eine allgemeine Preisentwerthung erlitten. Brod wird jetzt schon zu 1 Fr. das Pf. verkauft; Schlachtfleisch ist seit Kurzem stark im Preise gesunken; es ist in diesen Tagen auf 50 C. das Pfund und sogar auf 30 C. gefallen. Da der Handel mit Fleischerwaaren sehr gewinnbringend war, haben sich sehr Viele darauf gelegt und Gewinn dabei gemacht. Andere haben dieß Beispiel um so lieber nachgeahmt, als Ochsen zu Tausenden auf den prächtigen Weideplätzen im Innern herumlaufen. Hier fangen die Mexicaner das Hornvieh, mit dem der Markt versorgt wird, mit Lasso's an den Hörnern, schonen aber Kühe und Kälber, um die Race nicht zu zerstören. Diese Thiere

werden dann an die Ufer der Flüsse geschleppt, wo sie geschlachtet und in Barken geschafft werden, welche die Strömung während der Ebbe nach San Francisco führt und die dann leer wieder stromauf fahren, wenn die Fluth die Wasser des Flusses nach ihrer Quelle zurückfließen läßt. Fremder Zucker ist verboten und weißer Zucker aus der Union kostet 2 Fr. 50 C. das Pfund. Weine in Flaschen und Spirituosen in Flaschen sind ebenfalls verboten. Auf Spirituosen in Fässern liegt ein Zoll von hundert Procent. Allein trotz dieses übermäßigen Zolles sind sie dort doch in solcher Menge zu haben, daß französische Branntweine en gros beinahe zum Preise von 1 Fr. die Bouteille angeboten werden, ohne Käufer zu finden. Auf gleicher Taxe stehen auch die Weine. Nur die Champagnerweine bewahrten ihre Suprematie und gelten 15 Fr.

Diejenigen, welche in dem Wahne standen, daß, sobald man den Fuß auf californischen Boden setze, man ein desorganisirtes und der Anarchie preisgegebenes Land fände, befanden sich im argen Irrthum. In keinem Lande werden die Gesetze besser beobachtet und sind Vergehen seltener als hier. Diebstahl und Diebe sind gegenwärtig ganz unbekannt. Vielleicht hält Diebe nur die sichere, furchtbare Züchtigung, der Tod, vom Stehlen ab; allein jedenfalls besteht die größte Sicherheit. In San Francisco, wie in allen Städten,

welche in diesem wunderbaren Lande begründet werden, organisiren und regieren die Municipalitäten das Land, ohne andere Kraft, als die moralische Kraft der Autorität. Die Duane ist sehr streng und übt ihr Amt gewissenhaft. Man spricht von mehr als dreißig Schiffen, auf welche sie Beschlag gelegt; und darunter soll eine ziemliche Anzahl französischer seyn. Man legt dieser Beschlagnahme verschiedene Motive unter; diese Schiffe sollen Fracht nach Rio, Valparaiso, Callao oder anderswohin genommen haben, und ein Theil der Ladung hätte in Spirituosen in Bouteillen bestanden. Jedenfalls ist es eine bedauerliche Maßregel.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne ein Wort über die Compagnieen und Gesellschaften hinzuzufügen, die sich in Paris oder anderswo, theils auf Actien, theils als Arbeitercompagnieen bilden und Californien zur Bestimmung haben. Im öffentlichen Interesse halte ichs für gut, wenn man erfährt, wohin diese Gesellschaften führen und wie sie endigen. Die Wahrheit ist nämlich, daß hier gar keine Gesellschaften oder Compagnieen existiren und daß alle ohne Ausnahme sich bei ihrer Ankunft auflösen, wenn dieß nicht schon während der Reise geschieht. Selbst die am besten constituirten Gesellschaften, welche über mächtige Kräfte zu verfügen scheinen, haben keinen bessern Widerstand geleistet, als die, welche ohne Garantie und

ohne Kraft erschienen. Die Spaltungen und das übrige Misere des Menschengeschlechts haben überall die Oberhand gewonnen über die Vernunft und den gesunden Menschenverstand und so sieht sich Jeder bald wieder seinen eignen Kräften preisgegeben. Und darauf müssen sich alle Auswanderer vorbereiten, welche die Absicht haben, nach Californien zu reisen, denn sonst erwartet sie grausame Täuschung und Kummer, wenn sie hierher kommen ohne Hülfsquellen und Stützen, nachdem sie ihre Ersparnisse fremden Händen anvertraut, welche dieselben gefährden und vergeuden. Man muß nämlich wissen, daß zwischen San Francisco und den ersten Minen nicht weniger als 60—80 Lieues liegen und daß man genügendes Geld in den Taschen haben muß, um diese Reise zu machen.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Ein Drama.

Die englischen Journale berichten eine Scene aus den Assisen, welche viel Aufsehen machte. Wir fügen aus Achtung vor der Ueberzeugung und dem Gefühl derer, welche dieß Drama voll so rührenden Interesses lesen werden, keine Reflexion hinzu.

„Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich vor

einigen Tagen nach den Thüren des Assisensaals von Old-Bayley in London. Die für das Publicum reservirten Plätze waren bald überfüllt und eine dichtgedrängte Menge belagerte die Thüren, welche der andrängenden Gewalt kaum Widerstand zu leisten vermochten.

Gegen Mittag nahm der Lord-Oberrichter Tindal seinen Platz ein. Der Angeklagte wird eingeführt und seine Gegenwart erregt unter der Zuhörerschaft lebhafte Neugierde und sichtbares Interesse. Die beiden Advocaten, welche sich erboten hatten, seine Vertheidigung zu führen, drückten ihm die Hand und sagten ihm Worte des Trostes und der Ermuthigung. Der Angeklagte ist ein Mann von mittlerer Größe und gebrechlicher Constitution; seine blauen, sanften Augen schlägt er zu Boden. Sein ganzes Wesen verräth milde Traurigkeit und melancholische Resignation. Die Stimme ist sanft und sein ganzes Benehmen verräth seine Erziehung, trotz seiner armseligen Kleidung.

Der Oberrichter. Ihr Name, Alter, Profession? — Angeklagter. Georges Hammond, 41 Jahre alt, Portraitmaler. — Oberrichter. Sie kennen die furchtbare Anklage, welche auf Ihnen lastet. Sie sind beschuldigt, mit Vorbedacht einen Seiltänzer, Namens George Baldwin, getödtet zu haben. Erkennen Sie sich für schuldig? — Angekl. Das ist Al-

les wahr, ich habe ihn umgebracht. Es ist ein Unglück, welches ich beklage; allein auf Pflicht und Gewissen, ich halte mich für unschuldig.— Oberr. Da Sie die Wahrheit der Thatsache zugeben und sich nur darauf beschränken, Ihre Culpabilität zu bestreiten, so können Sie sich jetzt setzen. Ihre Mitbürger, Ihres Gleichen werden über Sie urtheilen. Sie stehen in Gottes Schutz.

Der Gerichtsschreiber verliest nun die Anklageacte; der älteste Advocat, welcher von Amtswegen die Anklage zu unterstützen hat, spricht einige Worte, in denen er zugiebt, daß wohl kaum ein Angeklagter mehr Mitgefühl verdient hat, daß aber eine Verurtheilung nothwendig ist, die ja ein Gnadengesuch beim Souverän nicht ausschließe, um Jedermann zu beweisen, daß in einer civilisirten Gesellschaft Niemand Selbsthülfe ausüben darf.

Oberrichter. Angeklagter, haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?

Angekl. Mylord, meine Rechtfertigung liegt in der einfachen Erzählung der Thatsachen. Vor drei Jahren verlor ich meine vierjährige Tochter, das einzige Pfand der Erinnerung, das mir von einer geliebten Gattin geblieben, die Gott zu sich gerufen. Ich verlor sie, aber ich sah sie nicht sterben, wie ich ihre Mutter sterben gesehen; sie verschwand, weil sie mir gestohlen worden. Es war ein reizendes Kind und außer ihr

hatte ich keinen Menschen auf der Welt, mich zu lieben. Meine Herren, ich will Ihnen nicht schildern, was ich gelitten, denn Sie würden es schwerlich begreifen. Ich habe auf Annoncen, fruchtlose Bemühungen Alles verwendet, was ich besaß. Meubles, Gemälde, sogar meine Kleider, Alles habe ich verkauft. Drei Jahre lang habe ich, allein, zu Fuße, mein Kind in allen Städten und Dörfern des vereinigten Königreichs gesucht und kaum war es mir durch Portraitmalerei gelungen, wieder etwas Geld zu verdienen, als ich sofort nach London zurückkehrte, um meine Annoncen in den Zeitungen von Neuem zu beginnen.

Endlich am 14. April d. J. ging ich über den Viehmarkt von Smithfield. Mitten auf dem Markte machte eine Seiltänzertruppe ihre Sprünge und Kunststücke. Ein Kind streckte gerade die Beine in die Höhe, den Kopf auf eine Art von Hellebarde gestützt. Ein Strahl aus der Seele seiner Mutter muß in diesem Augenblicke in meine Seele gedrungen seyn, um mein Kind in diesem Zustande zu erkennen... Ja, es war mein armes Kind! Seine Mutter wäre vielleicht auf dasselbe losgestürzt, um es in ihre Arme zu schließen und an ihre Brust zu drücken; mir aber fiel ein dunkler Schleier über die Augen... ich warf mich auf den Anführer der Gaukler... Wie es geschah, das weiß ich nicht; ich, der ich gewöhnlich gutmüthig bin bis zur

Schwäche, packte ihn, hob ihn in die Höhe, warf ihn mit herculiſcher Kraft zu Boden .. er war todt! Später habe ich bereut, was ich gethan; in dieſem Augenblicke aber bedaure ich, nur dieſen Einen getödtet zu haben.

Oberrichter Das ſind keine chriſtlichen Gefühle und in Ihrem eignen Intereſſe hätten Sie ſie nicht äußern ſollen; wie wollen Sie Verzeihung von Gott und den Geſchwornen hoffen, wenn Sie nicht ſelbſt zu verzeihen wiſſen?

Angeklagter. Mylord, ich weiß nicht, wie Ihr Erkenntniß und der Ausſpruch der Geſchwornen lauten wird; Gott aber hat mir bereits verziehen, ich fühl's in meinem Herzen. Sie kennen gar nicht und auch ich kannte damals noch nicht den vollen Umfang des Elendes und Leids, das mir dieſer Menſch zugefügt. Als mitleidige Menſchen mir meine Tochter ins Gefängniß brachten, da war es nicht mehr mein Kind. Sie war nicht mehr rein und engelartig wie ſonſt; ſie war verdorben an Leib und Seele. Ihre Manieren, ihre Sprache waren infam nach dem Muſter der Menſchen, mit denen ſie gelebt; ſie erkannte mich nicht mehr und ich ſie nicht mehr. Begreifen Sie jetzt? Dieſer Menſch hatte mir die Liebe und die Seele meines Kindes geſtohlen und ich habe ihn nur einmal getödtet!

Obmann der Geschwornen. Mylord, unsre Ansicht und Ueberzeugung steht bereits fest.

Oberrichter. Ich begreife Sie, meine Herren; allein das Gesetz muß seinen Lauf haben. So groß auch das Mitgefühl seyn mag, welches der Angeklagte Ihnen einflößt, so müssen Sie mein Resumé hören und sich dann zurückziehen, um zu berathen.

Nachdem die Geschwornen sich entfernt, kehren sie augenblicklich zurück und sprechen den Angeklagten frei.

Man mußte George Hammond unter Escorte hinausführen. Die Frauen wollten ihn im Triumphe davon tragen und eine ungeheure Menschenmenge begleitete ihn mit ihren Hurrahs bis zu seiner Wohnung.

Blätter aus dem Tagebuche eines Naturforschers [1]).

I.

Im Winter des Jahres 1825 kam nach England ein Biber; er war sehr jung, klein und wollig und ohne das lange Haar, wodurch sich das erwachsene Thier gewöhnlich auszeichnet. Er war der einzige übriggeblie-

---

1) Aus Fraser's Magazine for town and Country. No. CCXLI etc. 1850.

bene von fünf bis ſechs Thieren ſeiner Art, die zu gleicher Zeit eingeſchifft worden waren und in einem äußerſt kläglichen Zuſtande. Gute Behandlung half ihm jedoch bald wieder auf; er wuchs zuſehends, ward dick und fett, der Pelz reinlich und weich. Durch Freundlichkeit gelang es bald, ihn zahm zu machen. Wenn er bei ſeinem Namen „Binny" gerufen ward, antwortete er gewöhnlich mit einem leiſen Klageton und kam dann zu ſeinem Herrn. Sein liebſter Aufenthalt im Winter war der Herdfries und lag er dann der Länge nach ausgeſtreckt, zuweilen auf dem Rücken, zuweilen auf der Seite oder auch auf dem Bauche, die durch eine Haut verbundenen Zehen ſo ausſtreckend, daß das mäßige Feuer gut auf dieſelben einwirken konnte, aber ſtets in der Nähe ſeines Herrn.

Der Inſtinct des Bauens zeigte ſich ſehr bald bei ihm. Er war noch keine Woche in ſeinem neuen Quartier, als er, kaum aus ſeinem Käfich gelaſſen, abſichtlich hingelegtes Material herbeiſchleppte und ſogleich ans Werk ging. Seine Kraft, noch ehe er halb ausgewachſen, war außerordentlich. Er ſchleppte einen großen Kehrichtbeſen herbei oder eine Wärmflaſche, den Griff mit den Zähnen packend und rückte mit dieſer Laſt in ſchräger Richtung vor, bis er zu dem von ihm gewünſchten Punkte gelangt war. Das lange und große Material ward immer zuerſt genommen, zwei der läng-

ſten Stücke gewöhnlich kreuzweiſe gelegt, wobei das eine Ende die Wand berührte und das andere in's Zimmer ragte. Der Zwiſchenraum ward ausgefüllt mit Handbürſten, Binſenkörben, Büchern, Stiefeln, Stöcken, Kleidern, trockner Erde, kurz mit Allem, was er herbeiſchleppen konnte. Als der Bau höher ward, ſtellte er ſich förmlich auf ſeinen Schwanz und richtete ſich in die Höhe, was ganz eigenthümlich und ſpaßhaft ausſah; oder er legte ſich auch auf eins der Baumateriale, richtete ſich wieder in die Höhe, bückte ſich und ſo fort, als prüfe er ſein Werk mit Kennermiene. Dieſer Pauſe der Beobachtung folgte nicht ſelten eine Veränderung der Lage des Materials. Hatte er nun ſo ſein Material in einem Theile des Zimmers aufgeſchichtet (denn im Allgemeinen wählte er immer dieſelbe Stelle), ſo begann er dann den Raum zwiſchen dem Fuße einer Commode, welche nicht weit davon ſtand und deren Beine hoch genug waren, um darunter zu kriechen, wallartig auszufüllen. Zu dieſem Zwecke holte er Raſen, Erde, Stöcke, die er ſehr gleichmäßig legte, die Zwiſchenräume mit Stückchen Kohle, Heu, Läppchen, oder was er ſonſt fand ausfüllend. Letztere Stelle ſchien er ſich zur Wohnung einzurichten, während das frühere Bauwerk nur eine Art Damm vorſtellen ſollte.

Als er den Raum zwiſchen den Füßen der Com-

mode zugebaut hatte, begann er Reißer, Heu, Lappen, zerzupfte Baumwolle ꝛc. herbeizuſchleppen und davon ein Neſt zu machen. Als dieß zu ſeiner Zufriedenheit gelungen war, verſuchte er, unter den Schiebladen aufrecht zu ſitzen und ſich mit den Nägeln ſeiner Hinterfüße zu kämmen. Bei dieſer Operation erwies ſich das, was zuerſt als eine Mißbildung erſchien, als auf bewundernswürdige Weiſe dem Bedürfniſſe dieſes Thiers entſprechend. Die ſehr hohen Hinterfüße deſſelben, deſſen Zehen durch eine Haut verbunden, ſind einwärts gebogen, ſo daß ſie faſt unförmlich erſcheinen; wenn aber die Zehen gerade lägen ſtatt einwärts gebogen, ſo würde es dem Thiere unmöglich ſeyn, ſie zur Säuberung ſeines Pelzes zu gebrauchen und denſelben von Schmutz und Näſſe zu reinigen.

Gewöhnlich trug Binny kleine leichte Gegenſtände zwiſchen ſeinem rechten Vorderfuße und ſeinem Kinn, während er auf den übrigen drei Füßen ging, und größere Maſſen, die er nicht füglich mit ſeinen Zähnen faſſen konnte, ſchob er vorwärts, indem er mit ſeiner rechten Vordertatze und ſeinem Kinn dagegen andrückte. Er trug niemals etwas auf ſeinem Schwanze, den er ins Waſſer zu tauchen liebte; aber den ganzen Körper ließ er nicht gern benetzen. Wenn ſein Schwanz feucht gehalten wurde, dann hatte er kein Bedürfniß zu trinken; wurde er aber trocken gehalten, dann wurde

er warm und das Thier ſchien traurig und wollte ſehr viel trinken. Es iſt nicht unmöglich, daß ſein Schwanz die Eigenſchaft beſitze, wäſſerige Theile einzuſaugen, gleich der Froſchhaut, obgleich es unleugbar iſt, daß die ſchuppige Hülle, welche jenes Glied bekleidet, nichts von der Beſchaffenheit reſorbirender Oberflächen an ſich trägt.

Es wurde die Behauptung aufgeſtellt und gewiſſermaßen auch bewieſen, daß der Geſang der Vögel durch das beſtimmt wird, was ſie zuerſt hören; aber die Art, wie ſie ihr Neſt machen, ſcheint ſie ein Naturtrieb zu lehren. Binny mußte noch viel zu jung geweſen ſeyn, als er gefangen wurde, als daß er hätte eine von den Bauarbeiten ſeiner Eltern oder ihrer Gefährten ſehen können, aber ſein Inſtinct trieb ihn auch unter den ungünſtigſten Umſtänden, ans Werk zu gehen und er beſchäftigte ſich in einem Zimmer, das 6 Treppen hoch in London lag, ebenſo ernſtlich mit der Aufführung eines Dammes, als wenn er ſeine Niederlaſſung in einem Strome oder See von Obercanada gegründet hätte.

Brod und Brod und Milch und Zucker machten den Hauptbeſtandtheil von Binny's Nahrung aus; aber er liebte ſaftige Früchte und Wurzeln außerordentlich. Zarte Sproſſen, beſonders von der Weide, ſagten ſeinem Geſchmacke vorzüglich zu und er handhabte ſie

ſehr geſchickt, indem er ſie durch ſeine Vordertatzen zog, die er um ſie zuſammenſchloß, wie es ein Korbmacher thun würde, wenn er einen Weidenzweig probirt, nur weniger geſchickt, als es Binny that.

Ein Thier, das in ſeinen Gewohnheiten ſo geſellig iſt, muß auch einer Zuneigung fähig ſeyn, und man behauptet, daß der Biber dieſe Eigenſchaft in hohem Grade beſitze. Drage erzählt von zwei jungen Bibern, die lebendig gefangen und in eine benachbarte Factorei in Hudſon's Bay gebracht wurden, wo ſie kräftig heranwuchſen, bis zufällig einer von ihnen getödtet wurde. Der überlebende nahm ſich den Verluſt tief zu Herzen, fing an zu trauern und nahm keine Speiſe mehr, bis er ſtarb. So erzählte M. Bulloch dem Berichterſtatter von einer charakteriſtiſchen Scene, die er in Nordamerica beobachtete. Ein Männchen und ein Weibchen wurden zuſammen in einer Stube gehalten, wo ſie glücklich lebten, bis der Tod dem Männchen die Gefährtin raubte. Mehrere Tage lang ſchien dieſes ſeinen Verluſt kaum zu erkennen, denn es brachte Futter herbei und legte dieſes vor den Leichnam hin. Als es endlich fand, daß dieſer ſich nicht bewegte, deckte es ihn mit Zweigen und Blättern zu und war in Gram aufgelöſt, als Mr. Bulloch es zuletzt ſah.

Mit großem Herzeleid fügt der Erzähler ein drit-

tes Beiſpiel in dem Tode ſeines Lieblings bei. Die Haushälterin liebte Binny ſehr, ſorgte für ſeine Bequemlichkeiten und ſeinen Appetit, wärmte ſein Lager, ſteckte ihm allerlei Leckerbiſſen zu, bis er der plumpſte und glatteſte aller Biber geworden und die Anhänglichkeit Beider war gegenſeitig. Endlich, als der Erzähler London auf einige Zeit verlaſſen mußte, meinte er, Binny, der außerordentlich fett geworden, würde eine Veränderung und Aufenthalt in der Luft ſehr zuträglich ſeyn und er ſich ſehr behaglich in einem Beſuch im Tower von London fühlen, wo er einige Zeit verweilen ſollte. Mr. Cops, der Eigenthümer der Löwen, übernahm es, gütige Sorge für ihn zu tragen. Er durfte frei herumgehen und genoß jeder Bequemlichkeit, allein bald verlor er ganz die Eßluſt. Umſonſt ſchaffte ſein gütiger Wirth jeden Leckerbiſſen herbei, ſeines Gaſtes Eßluſt zu erwecken. Einige Weintrauben ausgenommen verſchmähte das troſtloſe Thier Alles und fiel ſichtbar ab. Da beſchloß Mr. Cops, der das Schlimmſte befürchtete und vermuthete, daß es ſich nach ſeiner frühern Heimath zurückſehne, es zu der Hauswirthin zurückzubringen. Der arme Biber erkannte ſie augenblicklich wieder, ſtieß ſeine bekannten Töne aus und kroch unter ihren Stuhl. Aber der Schlag war gefallen, er erholte ſich nicht wieder, ſondern ſtarb,

wie die gute alte Haushälterin mit thränenden Augen ſagte, am gebrochenen Herzen. Sein Fell iſt in der philoſophiſchen Geſellſchaft zu Briſtol aufbewahrt. Armer Binny! er war ein treues, liebenswürdiges Geſchöpf und manche höchſt poſſirliche Scenen fanden zwiſchen dem würdigen, aber langſam gravitätiſchen Biber und einem leichten, luftigen Macauco Statt, der in demſelben Gemach mit ihm gehalten wurde.

Dieſer Macauco war ein weißgeſtirnter Lemur und wurde dem Berichterſtatter von dem verſtorbenen Capitän Marryat geſchenkt. Wegen der außerordentlichen Behendigkeit dieſes muntern Thierchens nannte es ſein Herr Monſieur Mazurier, auf welchen Ruf es ſowie auf die Benennung Macky durch einige freundlich grunzende Töne antwortete. Die Sätze, die es machte, waren bewundernswerth. Von einem Tiſche aus ſprang es wohl 20 bis 30 Fuß weit bis auf die äußere Schwelle einer offenen Thür und von da wieder zurück auf den Tiſch oder auf ſeines Herrn Schulter, leicht wie ein Elfe. Sein Schwanz diente ihm bei jenen Sprüngen als eine Art von Balancirſtange und die elaſtiſchen Kiſſen an den Spitzen ſeiner Finger erlaubten ihm, ſich ſo leicht aufzuſetzen, daß man ſein Aufſitzen auf den Körper kaum fühlte. Zuweilen kam es hinter ſeines Herrn Nacken her, rieb ſein kleines

Köpfchen zärtlich an seines Herrn Wange oder Ohr und nach unzähligen Liebkosungen und freundlichen Grunztönen ließ es sich zwischen die beiden Füße seines Herrn herab, wenn er, diese gekreuzt, am Kamin saß und auf ihnen ruhend, hüllte es sich in seinen Schwanz wie eine Boa und schlief ein. In seinem Käficht schlief es gewöhnlich auf der Stange zusammengerollt, den Kopf nach unten und in seinen Schwanz behaglich eingewickelt. Wenn man ihm ein Stückchen von einer Orange gab, führte es die Frucht zum Munde und legte den Kopf zurück, um den Saft sicher schlürfen zu können, von welchem kein Tropfen verloren ging. Er liebte sehr den perlenden Champagner und nach einer solchen Labe waren seine ausgelassenen Sprünge über alle Beschreibung comisch. Seine freundschaftlichen Balgereien mit Binny waren äußerst ergötzlich. Oftmals, wenn Monsieur Mazurier zwischen seines Herrn Füßen saß, wurde Binny geklingelt, der so rasch hereinstürzte, als sein unbeholfener Gang es gestatten wollte, dann sich an seines Herrn Bein schmiegte, seine bekannten leisen Töne ausstieß und das Bein auf seine Weise liebkoste, indem er Wange und Nase an ihm rieb. Nun bemerkte er Macky, den er aufwecken und durch allerlei linkisches Männchenmachen dazu bringen wollte, mit ihm zu spielen. Der allezeit dazu aufgelegte Macky machte ei-

nen Satz auf Binny's Schwanz und sprang nun herum, worauf Binny sich in den unerhörtesten Evolutionen erschöpfte, den Kopf hin und her schüttelte und die possirlichsten Capriolen machte. Man scherzt zuweilen von den Sprüngen eines Rhinoceros, aber die Anstrengungen jenes Dickhäuters wurden durch die Sprünge dieses Nagethiers gänzlich in Schatten gestellt, die an Plumpheit und lächerlicher Abgeschmacktheit das Unglaubliche leisteten. Nun sprang Macky auf Binny's Rücken, tanzte da eine Art von Sarabande und hüpfte dann vor ihm her, worauf Binny ihm seine Freude auf die schwerfälligste Weise kund that. In einem Moment flog Macky ihm über den Kopf weg, auf seinen großen, platten, schuppigen Schwanz. Dann schüttelte Binny mit dem Kopfe, drehte sich um seine Axe wie ein schwerer Wagen, und während der Zeit, die er bedurfte, um seinen Kopf dahin zu bringen, wo vorher der Schwanz war, sprang Macky zwanzig Mal vom Tisch auf die Stühle hin und her. Zuletzt schlug Binny wiederholt mit dem Schwanze an den Fußboden, so daß es dröhnte, worauf Macky um ihr herumtanzte und die seltsamsten Luftsprünge machte, indem er erst Binny's Schwanz mit seinem Finger antippte und dann schnell wie der Wind davon flog.

Augenscheinlich lebten sie mit einander im besten

Einverständniß. Einst ließ man sie zusammen in einem großen Zimmer, wo eine Weißzeugpresse stand, dessen Thür offen gelassen worden war. Macky kletterte auf die Thüren, durchwühlte die Presse, warf die Betttücher, Tischtücher ꝛc. heraus und schleppte sie dem Biber zu, der ein sehr köstliches Lager davon bereitete, auf welches er sich behaglich legte, und so fand man ihn neben Macky, Beide fest schlafend, Macky mit Kopf und Schultern auf Binny's breitem Nacken bequem ruhend. Als Binny starb, beschloß sein Herr, sich nicht mehr über den Verlust von Lieblingsthieren grämen zu wollen und schickte Macky in den Garten der zoologischen Gesellschaft in Regents Park, wo man ihm ein Weibchen gab, mit dem er lange und glücklich lebte.

Die beiden Biber, welche sich in dem Garten befanden, als der Erzähler dem verstorbenen, hochgeschätzten Mr. Bennett die Erlaubniß gab, über den gezähmten Biber zu berichten, waren der Gesellschaft durch Lord Dalhousin aus Canada zugeschickt worden. Schon ehe sie nach England kamen, waren sie theilweise des Augenlichts beraubt worden, doch hatte der eine von ihnen noch ein Auge behalten; der andere, obschon gänzlich blind, grub standhaft in der Erde und wandte sie dazu an, jede kleine Ritze in ihrer gemein-

ſchaftlichen Wohnung zu verſtopfen, wo „des Winters Sturm" hätte eindringen können. So lebten ſie einige Zeit mit einander ſichtlich zufrieden und vergnügt.

(Wird fortgeſetzt.)

Circular an die Buchhandlungen.

P. P.

Da es gegenwärtig ganz an periodischen mit Sachkenntniß geschriebenen Uebersichten der deutschen historischen Literatur im weitesten Sinne des Wortes fehlt, so bin ich gesonnen, durch einen gediegenen Mitarbeiter in jedem Hefte der jetzt halbmonatlich erscheinenden Zeitschrift Minerva eine gedrängte Rundschau über das erwähnte Gebiet regelmäßig zu geben. Bei dieser Besprechung wird der Verfasser, Hr. D. H. Rückert in Jena, sein Augenmerk nicht bloß auf die literarischen Erzeugnisse der eigentlichen politischen Geschichte, sondern auch auf die des Gesammtgebiets der culturhistorischen Forschungen richten.

In der Meinung, daß es in Ihrem Interesse liegt, die in Ihrem Verlage erscheinenden Schriften der bezeichneten Art bald besprochen zu sehen, ersuche ich Sie um schleunige Gratis-Einsendung der seit dem October d. J. bei Ihnen erschienenen und künftig erscheinenden Bücher und Broschüren aus dem Gebiete der deutschen historischen Literatur im weitesten Sinne des Wortes. Alle Bücher, die aus dem oder jenem Grunde in der beabsichtigten Rundschau nicht besprochen werden, sende ich zu seiner Zeit auf dem Wege des Buchhandels zurück, wie ich mir auf demselben Wege auch die Zusendung erbitte.

Jena, im Nov. 1850.

D. Fr. Bran.

(Bran'sche Buchhandlung.)

mte deutsche Frauen

des

chtzehnten Jahrhunderts.

In Bildnissen zusammengestellt

von

A. von Sternberg.

Zwei Theile.

8. 1848. 4 Thlr. Gebunden 4 Thlr. 20 Ngr.

Königsmark. — Fürstin Amélie Galitzin. — Anna Luise Karsch. — ann. — Elisabeth Mara. — Frau von Krüdener. — Karoline Neuber. — Elisabeth Charlotte. — Maria Thereſe. — Anna Amalie, Herzogin eimar. — Gräfin Albany.

garethe von Valois

und ihre Zeit.

Memoiren-Roman.

Drei Theile.

Gr. 12. 1848. Geh. 6 Thlr.

Aus den Papieren

r Verborgenen.

Zwei Theile.

8. 1847—48. Geh. 4 Thlr.

In der Bran'schen Buchhandlung in Jena ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Minerva. November 1850.

Inhalt.

No. I.

1. Die gegenwärtige Bedeutung der deutschen Alterthumskunde und ihre Fortschritte in den letzten Jahren. (Schluß.)
2. Die heldenmüthigen Anstrengungen und Opfer der Schleswig-Holsteiner.
3. Die Weltstellung Preußens und ihre gegenwärtige Krisis. (Schluß.) Von D. E. Rößler.

No. II.

1. Das Leben des Ministers Freih. v. Stein, von G. H. Pertz. (1. und 2. Band.)
2. Bekenntnisse eines Soldaten.
3. Die Lage Deutschlands bei einem Kriege zwischen Oesterreich und Preußen.
4. Das jüngste Stadium der preußischen Krisis. Von Dr. E. Rößler.

Inhalt.

Seite

1. Erinnerungen an Nottinghamshire. . . 169
   I. Der Wald von Sherwood und die historischen Eichen. — Die alten Kirchen. — Robin Hood. 169
   II. Welbeck. — Der große utilitarische Lehnsherr. 196
2. Aus den Memoiren von Frau Therese Pulszky. (Fortsetzung.) 212
   Graf Louis Batthyanyi. 212
3. Die Universität zu Cairo. 242
4. Erlebnisse während einer Nacht in Indien. 258
5. Der Graf von Chambord. 274
6. Briefe aus Californien. 303
7. Ein Drama. 311
8. Blätter aus dem Tagebuche eines Naturforschers. I. 316

Jena, gedruckt in der Bran'schen Officin.

Miscellen

aus dem

Gebiete der Numismatik

Von

Dr. Julius Friedländer

Custos am königl. Münz-Cabinet

Neue Folge

Berlin

Verlag von Julius Springer

1867

Digitized by Google

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Ein periodisches Werk, politischen, historischen, statistischen, geographischen und literarischen Inhalts.

Von

D. Friedrich Bran.

Hundert fünf und vierzigster Band.

Jena,

in der Bran'schen Buchhandlung.

1850.

Inhalt des 145. Bandes.

	Seite
1. Aus Chateaubriand's Memoiren. . .	1
Die Bourbons im Jahre 1833.	1
2. Die Nonne von Toulouse. (Schluß.) .	48
3. Der König iſt todt! Nach Jules Janin.	106
4. Aus den Memoiren von Thereſe Pulszky. (Fortſetzung.)	133
Ungariſches Landleben.	135
5. Erinnerungen an Nottinghamſhire. . .	169
I. Der Wald von Sherwood und die hiſtoriſchen Eichen. — Die alten Kirchen. — Robin Hood.	169
II. Welbeck. — Der große utilitariſche Lehnsherr.	196
6. Aus den Memoiren von Frau Thereſe Pulszky. (Fortſetzung.)	212
Graf Louis Batthyanyi.	212
7. Die Univerſität zu Cairo.	242
8. Erlebniſſe während einer Nacht in Indien.	258
9. Der Graf von Chambord.	274
10. Briefe aus Californien.	303
11. Ein Drama.	311
12. Blätter aus dem Tagebuche eines Naturforſchers. I.	316

Seite

13. Erinnerungen aus Nottinghamshire. (Schluß.) 329

III. Die Ruinen von Wingfield. — Ein Pickenick. — Die Ruinen von Hardwicke-Caſtle. — Erinnerungen an Maria Stuart. . . 329

IV. Newſtead-Abbey. — Lord Byron. . 348

14. Briefe aus Californien. . . . 371

15. Die Aeroſtaten und die Aeronauten. . 393

16. Eine Epiſode aus Thiers' Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs. . . . 468

Ulm. — Auguſt 1805. 469

Miscellen

aus der neuesten ausländischen Literatur.

Jahrgang 1850. Zwölftes Heft.

Erinnerungen aus Nottinghamshire [1]).

III. Die Ruinen von Wingfield. — Ein Pickenick. — Die Ruinen von Hardwicke-Castle. — Erinnerungen an Maria Stuart.

Ruinen sind selten in England und zwar aus zwei Gründen: auswärtige Kriege haben keine erzeugt und Bürgerkriege deren weniger als überall anderswo. Darum werden die wenigen, welche zu sehen sind, stark besucht, nicht sowohl von Fremden, die genug zu thun haben mit den Curiositäten der zeitgenossenschaftlichen Civilisation, sondern von den Engländern selbst, die auf kein Land so neugierig sind, wie auf ihr eigenes.

Die Grafschaft Nottingham bietet aber gerade sehr berühmte Ruinen dar: die des Schlosses Wingfield, welches im Kriege des Parlaments gegen Karl I. zerstört ward; die von Newstead-Abbey, wo Lord

1) Man s. das vor. Heft d. Zeitsch. 1850.

Byron seine Jugend verbrachte. Ganz nahe an der Grenze der Grafschaft, in Derbyshire leiht die Erinnerung an die Gefangenschaft von Maria Stuart den Resten des alten Schlosses Hardwicke einen melancholischen Zauber.

Die Ruinen von Wingfield krönen einen Hügel, dessen Böschung schon eine Seltenheit in einer übrigens ebenen und kaum wellenförmigen Landschaft ist: es sind die Trümmer dessen, was man manor-house nennt, eine befestigte Behausung, verschieden von einem festen Schlosse, keep-donjon, welches dazu diente, den Feind aufzuhalten. Das manor-house war die Wohnung adliger Familien, lediglich befestigt zur Sicherheit gegen einen Handstreich von Parteigängern. Wingfield war bewohnt von William Peveril, dem natürlichen Sohne von Wilhelm dem Eroberer und Vorfahren jenes Peveril of the Peak, des Helden eines der hübschesten Romane von Walter Scott. Die ersten Ruinen datiren aus dem Jahre 1446 und waren das Werk eines Lord Cromwell, Zeitgenossen des Königs Heinrichs VI. Die so zerstörte Wohnung ward das Eigenthum des berüchtigten Grafen von Shrewsbury, des Kerkermeisters der Maria Stuart, und wenn man gewissen Verschönerern von Ruinen glauben darf, so hat diese Fürstin einige Jahre ihrer Gefangenschaft hier zugebracht. Während der Kriege des

Parlaments gegen Karl I. ward Wingfield belagert und von der Parlament-Armee genommen. Man verwendete dabei die mächtigſten Zerſtörungsmittel. Neuerliche Nachgrabungen führten zu der Entdeckung von 32pfündigen, mehrere Fuß tief in der Erde ſteckenden Kugeln. Die Kanonen der Parlamentsſoldaten haben aber nicht ſo großen Schaden angerichtet, wie die letzten Beſitzer, welche die Mauern niedergeriſſen, um Gutsgebäude, Scheuern und Ställe zu bauen, das gewöhnliche Schickſal der meiſten Ruinen, von denen man wie von den römiſchen Ruinen ſagen kann, daß ſie mehr das Werk der Barberini als der Barbari ſind.

Der Hauptthurm iſt unverſehrt geblieben. Auf dem Kamme des Hügels erbaut, überblickt man von ihm aus eine große Strecke Landes. Wie oft aber hat die Landſchaft ihr äußeres Kleid gewechſelt, ſeitdem Wingfield den Baſtard des Eroberers zu Gaſte hatte! Heutzutage, inmitten dieſes friedlichen Landes erſcheint der Alarmthurm wie eine künſtliche Ruine, lediglich erbaut, um von ihm aus eine ſchöne Ausſicht zu haben. Auf den Zinnen ſieht man keine Kriegsleute mehr, denn der Frieden hat ſein mildes Gepräge dem ganzen Lande aufgedrückt. Man tritt in die Behauſung hinter der Schafherde her, die in die Ställe zurückkehrt, nachdem ſie auf den ſchönen, fri chen Grasplä-

tzen geweidet, die im Schutze der Mauern gedeihen. Während wir vom Thurme herab die Thäler, Felder und zerstreuten Dörfer betrachten, ward in der Ferne ein dumpfes, vibrirendes Geräusch vernehmbar. Während wir umschauten, woher es käme, bewegte sich schlängelnd aus einem Gehölz, — unter der Flagge des universellen Friedens, der schwarzen Rauchwimpel — ein Eisenbahnzug. Im Mittelalter hätte man an derselben Stelle vielleicht den Geleitszug irgend eines Abts gesehen, ihn selbst auf einem reichgeschirrten Maulthier mit klingenden Glöckchen, während seine weißen und maurischen Diener, seine Pagen und Stallmeister zu Pferde folgten.

Wir waren nach Wingfield zu einem Pickenick gegangen. In Frankreich versteht man darunter eine Mahlzeit, bei welcher Jeder seine Zeche bezahlt. Die Engländer haben uns das Wort entlehnt, aber die Sache verändert. Ein Country-Gentleman giebt den benachbarten Gutsbesitzern im Hofe seines Hauses ein Rendez-vous, wo Wagen voll Vorräthe bereit stehen. Man reist ab nach einem bekannten Promenadenorte, meistentheils von geschichtlicher Bedeutung, und richtet es so ein, daß man zur Stunde des luncheon anlangt; dieß ist bekanntlich die Nachmittagsmahlzeit, unser Diner von ehemals. Die Gäste essen mit gutem Appetit, aber mäßig, was auch immer gewisse

Engländer ſagen mögen, die ſich auf dem Feſtlande für die Mäßigkeit entſchädigen, welche ſie ſich zu Hauſe verſtändiger Weiſe auferlegen. Eine gleichmäßige Heiterkeit, ohne Ausgelaſſenheit belebt die Mahlzeit. Man plaudert über Dinge des alltäglichen Lebens, alle Welt nimmt an der Unterhaltung Theil, und während Niemand das Geſpräch beherrſcht, iſt auch Niemand davon ausgeſchloſſen. Hierauf geht man, zuſammen oder gruppenweis nach dem Ziel der Promenade. Und ſo war es auch, als wir die Ruinen von Wingfield beſuchten. Ich würde nicht davon geſprochen haben, wenn ich nicht noch jetzt gerührt und entzückt wäre von der freundlichen Sorgfalt, welche die liebenswürdige Dame, die das Feſt gab, ihren Gäſten widmete. Sie hatte Alles geordnet, ſorgte für Alles, leitete Alles, ohne daß auf ihrem anmuthigen Antlitz mehr Sorgen ſichtbar waren, als auf dem eines Gaſtes.

Die Damen hatten ihre Skizzenbücher mitgebracht und zerſtreuten ſich nach allen Seiten, um ihre Skizzen aufzunehmen. Während die Crayons auf dem Papiere wanderten, durchwanderten die Männer die Ruinen, erſtiegen den Thurm, ſtiegen in die Todtengruft hinab, welche ſpäter als Keller diente und maßen das Kamin, an welchem Peverils Nachkommen ſich gewärmt hatten. Alle machten Gebrauch von ihren archäologiſchen Kenntniſſen, aber Niemand dachte daran

bei Seite zu gehen, um zu träumen. Eine Ruine ist für Engländer, die zum Pickenick zusammenkommen, kein Gegenstand der Melancholie, sondern das Ziel einer nützlichen Promenade, präciser Kenntnisse, die zu erwerben eine Pflicht ist, denn es handelt sich um die Geschichte des Vaterlandes.

Zwei Stunden nach uns kam ein Archäologe von Profession und brachte eine große Gesellschaft mit. Nun vermengten sich beide Gesellschaften und bildeten ein imposantes Auditorium. Dieser Gelehrte sprach klar und fließend, gab dem Gebäude ein Datum, bezeichnete darauf die Style mehrerer Epochen und charakterisirte die Verschiedenheiten derselben. Ich sah, wie einige Zuhörer sich Notizen machten. Vielleicht hätte auch ich Vergnügen daran gefunden, ihm zuzuhören, wenn mich irgend etwas an einer Ruine interessiren könnte, was nicht die Ruine selbst ist. Wozu die streitige Wissenschaft über Trümmer, die ja doch nur die Eitelkeit alles Wissens verkünden? Da bewahre ich doch lieber mit meiner Ignoranz die Naivität der Eindrücke, die sich meiner beim Anblick von Ruinen bemächtigen. Ich denke dabei an das verflossene Leben, an die Zeit, welche hinter mir liegt, das einzige Sichere, an das, was vor mir ist, das so Zweifelhafte und Kurze, an meine eigenen Ruinen, an die zusammengestürzten, prächtigen Thürme der Luftschlösser meiner Phanta-

ſieen; ich denke ferner an diejenigen, welche dieſe Steine über einander geſchichtet und geordnet, an die, welche ſie eingeriſſen, an die Vergangenheit, an die Gegenwart, welche dieſe Vergangenheit erzeugte, an die harte Bedingung menſchlicher Geſellſchaften, welche ſie verdammt, von Zerſtörungen zu leben, und durch Ruinen zu gedeihen. Mir genügen einige allgemeine Notizen, nur um die Zeitalter nicht zu vermengen. Uebrigens bin ich weit entfernt, den geiſtreichen Archäologen zu unterſchätzen, der mit Hülfe einiger im Hofe eines Prachtgebäudes liegender Steine oder einiger Steine, die verwendet wurden beim Bau der Mauern neuerer Gebäude, ein ganzes hiſtoriſches Monument reſtaurirt; aber eins begreife ich nicht, wie man einen faſhionablen Zuhörerkreis bilden kann auf einer Ruine, um ſie unter Beifallsruf der Zuhörer und mit behaglicher Selbſtgenügſamkeit wieder zu verlaſſen. Darum hielt ich mich auch entfernt vom Zuhörerkreiſe und betrachtete bald einmal die umgeſtürzten Mauern, bald den Himmel, der ſein ſchönſtes Licht über die Landſchaft ergoß, bald wieder die Prachtgebäude in einem Winkel des Ehrenhofs, und die Bäume, welche ihre Nahrung aus den wieder zu Staub gewordenen Steinen ſaugen, bald die Leute des Pachthofs, die das Vieh zur Tränke trieben, und die kleinen Kinder, welche ſich wunderten, daß große Leute hierher kamen,

um die alten Steine zu beſehen. Mich rührten dieſe Eindrücke des Lebens und Todes, der Dauer und der Gebrechlichkeit. Die Geſchichte des Menſchen hinderte mich, Intereſſe zu haben für die Notizen der localen Geſchichte.

Da man ſich aber der Gedanken an das Vaterland nie erwehren kann und man es um ſo mehr liebt, je geprüfter es iſt, fühlte ich zugleich einen geheimen Groll gegen dieſe Beſucher von Steinen, die, ruhig über die Gegenwart ihres Vaterlandes, ſich auf dieſe Weiſe für deſſen Vergangenheit intereſſiren können. Die Geſellſchaft, ſo dachte ich bei mir, welche das Bedürfniß fühlte, dieſe Ruinen zu machen, beſteht und gedeiht doch wenigſtens. Vergebens meſſen ihr ihre Feinde die Dauer zu; allein ihre wilden Prophezeiungen machen auf ſie keinen Eindruck, ſie genießt die Gegenwart und glaubt an die Zukunft; und während Alle, die in meinem Vaterlande eines ruhigen Nachdenkens fähig ſind, in tiefer Bekümmerniß leiden, giebt es hier Leute von Geiſt und Kenntniſſen, die ſich lediglich darum auf den Weg machen, um zu unterſuchen, ob gewiſſe alte Steine von Sachſen oder Normanen bearbeitet wurden, giebt es hier ein Land, wo man Sorge trägt um Ruinen, als wären dieß die letzten, die man ſchauen kann. Wir dagegen wiſſen nicht, ob die heute gebauten Häuſer morgen noch ſtehen werden. Unſer Boden iſt mit Trümmern beſäet;

unſere Schlöſſer ſind zu Herbergen geworden und die Kirchen zu Magazinen; die Steine, welche einſt der Bauer auf den Gipfel des Berges trug, um das lehnsherrliche Gebäude zu errichten, hat er wieder herabgetragen, um Scheunen damit zu bauen; das Alles paſſirte geſtern und heute ſchon halten Tauſende von Menſchen die Gebäude der geſtrigen Geſellſchaft für zu alt und machen dieſe Herbergen und Scheunen wieder zu Ruinen! Die Engländer möchten ihre Ruinen hinter Schloß und Riegel bringen, als fürchteten ſie, keine neuen wieder in ihrem Land zu ſehen, während man bei uns deren in Ausſicht ſtellt, welche die alten ſehr im Preiſe herabdrücken werden. Denn bei uns handelt ſichs darum, die neue Geſellſchaft über den Kindern derer zuſammenſtürzen zu laſſen, welche die neue Welt begründeten.

Meine Reiſegefährten hielten meine Iſolirung ohne Zweifel für einen Beweis franzöſiſchen Leichtſinnes. In ihren Augen floh ich die poſitive Wiſſenſchaft. Aber wahrhaftig, das war es nicht; ich ſuchte nur mich. Die Stunde der Abreiſe entriß mich meinen Träumereien. Man begab ſich wieder auf den Rückweg, meine Promenadengefährten reicher um ein Bischen Wiſſen, ich nebſt meiner Unwiſſenheit noch ein Wenig mehr von jener Melancholie mit zurücknehmend, lacrymae rerum, die täglich mehr wächſt, je weniger bitter

ſie wird, und die uns bis an das Ende unſers Lebens begleitet, ohne Zweifel, um uns davor zu bewahren, ſchläfrig zu ſterben.

Indeſſen wenn es eine Ruine von ſicherem Datum giebt durch den Einklang der Wiſſenſchaft und der Tradition, welche ein hiſtoriſches Ereigniß, ein volksthümlicher Held, ein großes Unglück berühmt gemacht haben, ſo ziehe ich einer unbeſtimmten Träumerei das Intereſſe präciſer Kenntniſſe vor, die mich unterrichten und rühren. Das war es, was ich von Hardwicke-Caſtle mit zurückbrachte, deſſen Ruinen ehemals das Gefängniß von Maria Stuart waren. Dieß iſt ein Name, der alles in uns ſchlummernde Mitleid weckt, obgleich die Strenge der Geſchichte uns nicht mehr geſtattet, daran zu zweifeln, daß ihr Unglück ein verdientes war [1]).

Das alte Schloß Hardwicke war die Wohnung von John Hardwicke von Hardwicke, eines Landedelmannes, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts lebte. Es iſt nichts davon übrig geblieben als ein ſtark zerrütteter Flügel, nach Norden gelegen. Die von der Zeit geſchwärzten Mauern und dichter Epheu, der dieſelben gleich einem Leichentuche umhüllt, ſcheinen die Trüm-

1) Unter Andern hat dieß unumſtößlich Mignet in einer Reihe von dreizehn Artikeln im Journal des Savans bewieſen.

mer eines alten Gefängniſſes zu verkünden. Die einzige unberührt gebliebene Stube, die man das Rieſenzimmer zu nennen pflegt, wird wegen ihrer ſchönen Proportionen bewundert. Das Meublement, deſſen ſich Maria Stuart bediente, ward ins neue Schloß transportirt, das links vom alten erbaut wurde. Das intereſſanteſte Meubleſtück iſt Mariens Bett, deſſen Ueberzug ſie zum Theil eigenhändig geſtickt. Es iſt daſſelbe Bett, welches Zeuge war ſo vieler ſchlafloſer Nächte, ſo vieler erſtickter Seufzer, ſo vieler heißer Thränen und ſo vieler Träume von Flucht und Rückkehr zur Macht und Freiheit. Die Zeit hat die Farben verwiſcht und den Einſchlag der geſteppten Bettdecke abgenutzt, die Arbeit ſo zarter Finger, die Beſchäftigung während der langen Gefangenſchaft. Der Anblick eines Grabmals kann nicht trauriger ſeyn, als der dieſes Bettes. Dieſe verwelkte Pracht, dieſer Thronhimmel mit den Helmbüſchen in allen vier Ecken ſieht in der That aus wie ein Leichenwagen und iſt in der That ein Grab, weil hier alle Hoffnungen dieſes armen Weibes erſterben mußten und weil ſie hier unſtreitig mehr als einmal ihren Tod beweinte! Der Saal, in welchem dieſes Bett aufbewahrt wird, iſt meublirt wie zu den Zeiten der Eliſabeth; es giebt da Curioſitäten für einen ganzen Tag zu beſehen. Allein wofür hätte man noch Intereſſe, nachdem man dieß Leichenlager einer Frau beſehen, die

ihre Fehler so schwer büßen mußte und deren Anmuth sogar die Geschichte entwaffnet hat? Einen Moment Königin von Frankreich ahnete sie, daß ihr eigentliches Vaterland minder gastfreundlich gegen sie seyn werde, als ihr Adoptivvaterland und das rührende Lebewohl, welches sie Frankreich sagte, ist gewiß mehr als einmal wieder in ihrem Herzen erklungen, als sie auf jenem Lager lag, auf welchem Gefangenschaft und Schlaflosigkeit vor der Zeit die ersten weißen Haare färbten, welche sich mit den braunen Flechten des reizenden Kopfes vermischten.

Hardwicke-Hall, das gegenwärtige Schloß, ward gebaut von der Tochter jenes John Hardwicke von Hardwicke. Es stammt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Die Façade ist eigentlich nur ein ungeheures Fenster mit verschiedenen Abtheilungen, wo das, was Mauer ist, nur dazu dient, das Glas zu befestigen, und dieselben Dienste verrichtet wie die hölzernen Pfeiler in einem Gewächshause. Daher auch das Volkssprüchwort:

In Hardwicke-Hall, wo mehr Fenster sind als Wände. Der erste Effect ist wahrhaft blendend. Als wir vor dem Hause ankamen, nachdem wir auf dem Wege durch den Park ganze Heerden von Damhirschen gesehen hatten, lockte die Sonne Tausende von Blitzstrahlen aus diesen Glaswänden, so daß man vor dem blendenden

Glanze förmlich die Blicke zu Boden ſchlagen mußte. Die Architectur des Hauſes iſt vielleicht nicht ganz correct und gehört wenigſtens ſicher keiner Schule an, aber es iſt eins der glänzendſten Phantaſiegebäude, welche man ſehen kann. Die daſſelbe begründende Dame hatte nicht ſo Unrecht, die Sonne zu lieben und ihr ſo viel als möglich Eingang ins Haus zu gewähren; denn hinter dieſem ſchönen Gewächshauſe ward ſie 87 Jahre alt und ſtarb auch dann nur in Folge eines wunderbaren Zufalls. Die ſchwächeren Augen ihrer Abkömmlinge vermochten dieſe förmliche Sonnenlegung nicht zu ertragen. Einige Fenſter wurden daher wieder verdeckt; aber die Hauptgemächer haben alle ihre Oeffnungen behalten und die hereindringenden Lichtwellen ſind noch glänzender als draußen, weil ſie zugleich direct und zurückgeworfen ſind. Ungeheure, an großen Stangen befeſtigte Vorhänge milderten dieß Lichtmeer ein Wenig, da durch daſſelbe auf die Länge alle Farben verzehrt werden und alle Gegenſtände erbleichen.

Die Façade liegt nach Weſten. Vor dem Hauſe liegt ein Garten nach der Mode jener Zeit. Mit Zwergbuchsbaum eingefaßte Beete ſtellen Buchſtaben und Zahlen dar. Wenn man den gepflaſterten Hof durchſchreitet, welcher dieſen Garten in zwei Theile trennt, ſieht man rechts und links nur eigenthümlich geordnete Blumengruppen, aber ſo reich und friſch, daß man darüber

die Einrahmung vergißt. Vom Hauſe herab lieſt man deutlich die Anfangsbuchſtaben von Eliſabeth. Die Rabatten und Blumen bilden den Fond; die kleinen Alleen von gelbem Sande ſtellen die Buchſtaben dar. Jenſeits des Eingangsgitters erſtreckt ſich ein ſchöner Raſenplatz und dahinter liegt ein weites, breites Thal mit ſanften Abhängen zwiſchen zwei Hügelreihen, die ſich nach Weſten zu ſenken, dann wieder heben, allmälig ſteigen, um ſich mit den Höhen zu vermiſchen, die den Horizont begrenzen. Im Grunde dieſes Ausſchnittes und an den Rändern deſſelben entwickelt die engliſche Landſchaft ihren ganzen Reichthum an Laubholz, Wieſen, hellem, fließendem Waſſer, grünen Hecken, Baumgruppen. Es iſt eine üppige Landſchaft, ſo ſchön wie reich, aber nur nach dieſer Seite. Marie hatte von den Fenſtern ihres Gefängniſſes keine Ausſicht. Da die Façade des alten Schloſſes nach Norden lag, ſo fielen die Sonnenſtrahlen nur ſchräg in ihr Zimmer und ſie ſah das Thal nur von dieſer Seite. Eliſabeth von Hardwicke kannte ohne Zweifel die Unbequemlichkeit ihrer neuen Wohnung, wollte daher die Façaden nach dem Thale zu und gelangte ſo in den Beſitz des herrlichſten Sonnenglanzes, den England zu gewähren vermag.

Das Portrait der Gründerin von Hardwicke iſt in der Gallerie zu ſehen, neben dem von Maria

Stuart, von welchem man behauptet, daß es ihr sehr ähnlich sei. Es stellt sie in Trauer dar, mit einem Schleier. Sie war damals 36 Jahre alt. Wenn das aber wirklich die berühmte Maria Stuart ist, so war ihre Schönheit, wenigstens von der Zeit an, schwerlich mehr im Stande, die Schönheit Elisabeths in Schatten zu zu stellen. Das Gesicht der Elisabeth von Hardwicke ist fein, schlau, intelligent, aber unfreundlich. Der Farbe ihrer Haare und einem gewissen Zuge von List und Autorität zufolge könnte man sie für die Königin Elisabeth halten; sie sieht ihr sehr ähnlich und ward wie jene Beß genannt, das Diminutiv von Elisabeth: Bess of Hardwicke, die würdige Kerkermeisterin der guten Königin Beß, wie man Elisabeth nannte.

Schon in ihrem vierzehnten Jahre war Beß Waise und reiche Erbin. Ihr erster Mann, ein Kind wie sie, starb nach wenigen Monaten der Ehe und hinterließ ihr ein großes Vermögen. Wittwe, noch ehe sie den Glanzpunkt ihrer Schönheit erreicht, geistreich, bereits ehrgeizig, sehr gefeiert, entschloß sie sich erst im vierundzwanzigsten Jahre wieder, ihre Hand zu verschenken. Ein Günstling Heinrich VIII., Sir William Cavendish, von jenem Fürsten durch die große Vertheilung der Güter des Clerus bereichert, erlangte die junge Wittwe für den Preis eines Ehevertrags, der

ihr sein ganzes Vermögen sicherte. Er vertauschte ihr zu Gefallen Alles, was er besaß, gegen Ländereien in Derbyshire und erbaute daselbst Chatsworth, gegenwärtig die königliche Wohnung des Herzogs von Devonshire, eines Abkömmlings dieses zweiten Ehegemahls, und seit 1694 der sechste Herzog dieses mächtigen Hauses.

Sir William Cavendish starb und Beß war abermals Wittwe mit sechs Kindern. Die reiche Wittfrau ließ sich bald wieder durch andere Besitzungen rühren, welche Sir William St.-Loo ihr zu Füßen legte. Er selbst war Wittwer und hatte Kinder. Er enterbte diese zu Gunsten derer seiner Frau, die er nachher abermals als Wittwe zurückließ von kaum 40 Jahren und keineswegs der Ehe überdrüssig, da die Ehe sie mit den Gütern dieser Welt förmlich überhäufte und alle Chancen des Ueberlebens immer auf ihrer Seite waren. Indessen erregte ihr ungeheurer Reichthum noch einen andern Ehrgeiz in ihr: sie wünschte den Landadel gegen den hohen Adel zu vertauschen. George Talbot, Graf von Shrewsbury bot ihr mit seiner Hand einen der ältesten Adelstitel Englands dar; sie machte Talbot zu ihrem vierten Mann und verstand es, ihn siebzehn Jahre zu überleben.

Talbots ritterliche Rechtlichkeit hatte ihm die traurige Ehre verschafft, von Elisabeth zum Kerker-

meister der unglücklichen Marie erwählt zu werden. Sei es nun, daß es ihm erging wie allen Kerkermeistern Mariens und ein allzu zärtliches Interesse für seine Gefangene ihn zu rühren begann, sei es, daß seine Frau nur so that, als fürchte sie es, kurz, zwischen den beiden Gatten brachen Mißhelligkeiten aus. Die dünnen Lippen auf dem Portrait von Beß von Hardwicke, das schlaue und strenge Auge lassen vermuthen, daß ihre Eifersucht nicht angenehmer Art war. Der Mann war der Kerkermeister der Königin von Schottland, die Frau des Kerkermeisters Hüterin. Sie denuncirte Marien bei Elisabeth und ihrerseits denuncirte Marie sie wieder wegen allerhand Reden über die Sitten der Königin [1]). Letztere benutzte diese Streitigkeiten, um die Gefangenschaft ihrer Feindin zu erschweren. Nie genoß ein schurkisches Herz eine raffinirtere Rache; Elisabeth brauchte Marien nicht mehr um die verderbliche Gabe zu beneiden, von Allen liebenswürdig gefunden zu werden, denn sie fügte zur

---

1) H. Mignet citirt einen Brief Marias an Elisabeth, worin sie sich, wie sie richtig bemerkt, das doppelte Vergnügen macht, sich an ihrer Kerkermeisterin zu rächen und zugleich ihre Feindin zu verletzen; allein es scheint, als wäre dieser Brief nicht an seine Adresse gelangt.

entsetzlichen Kerkerstrafe noch das Grauen, ein eifersüchtiges Weib zur Kerkermeisterin zu haben.

Die siebenzehn Jahre der letzten Wittwenschaft von Beß v. Hardwicke verstrichen in Freude und wahrhaft königlicher Pracht. Eine achtzigjährige, aber noch immer lebhafte und thätige Frau fand sie, in Ermangelung einer fünften Ehe, noch zuletzt ein Feld des Ehrgeizes, groß genug, um ihre noch übrige Lebensthätigkeit zu dessen Bebauung zu verwenden. Nach Geld und Ehren hegte sie eine besondere Liebhaberei für Bauen und Gebäude. Chatsworth soll die schönste ihrer Schöpfungen seyn. Eine andere, Chatsworth ziemlich gleichgeschätzte, Oldcotes, ist nur noch eine Ruine. Hardwicke aber ist das Musterbild eines lehnsherrlichen Hauses aus den Zeiten der Elisabeth. Meubles und Arrangement sind noch gerade so, wie sie die Wittwe von vier Männern hinterlassen. Alles, was in England reist, und das ist fast ganz England, sieht in Hardwicke, wie die großen Lehnsherrn zur Zeit der Königin Elisabeth ihre Häuser meublirten, an welchen Herden sie sich wärmten, in welchen Fauteuils die würdevollen Leute Platz nahmen, deren Portraits, vielleicht mit Ausnahme von vierzehn Tagen im Jahre, die einzigen Bewohner jener einsamen Gallerie sind.

Außer diesen königlichen Lustschlössern gründete Beß mildthätige Anstalten in Derby und ließ sich hier

für sich selbst ein Grabmahl mit dem festen Entschlusse errichten, es so spät als irgend möglich zu bewohnen. Ja, sie beschäftigte sich eigentlich nur darum mit ihrer letzten Wohnung, um den Moment, wo sie dieselbe bewohnen solle, so weit als möglich hinauszuschieben. Einem ihr gestellten Horoscop zufolge sollte sie an dem Tage aufhören, zu leben, wo sie aufhören würde, zu bauen. Und in der That starb sie, als ein starker Frost die Maurer gezwungen hatte, die Mauerkelle wegzulegen. Ich glaube an ein Horoscop; es stammte von einem Propheten, der die Dame und das menschliche Herz kannte. Eine Frau von ihrem Charakter mußte an dem Tage sterben, wo sie gezwungen war, die Hände müssig in den Schooß zu legen.

Die Gallerie von Hardwicke-Hall, 180 engl. Fuß lang, wird durch ihre Glaswände nicht bloß beleuchtet, sondern förmlich transparent gemacht. Gute Gemälde sind nicht sehr häufig darin, aber viele Portraits und aus allen Zeiten herrührend. An den beiden Enden der Gallerie öffnen sich zwei einander gegenüberstehende Thüren, durch welche, sobald die Uhr Mitternacht schlägt, Elisabeth und ihr Opfer in Prachtanzügen hereintreten. Beide gehen bis in die Mitte des Saals, machen sich eine Reverenz und setzen sich dann neben einander auf zwei an die Wand gelehnte Throne, über welche sich ein rothsammetner

Thronhimmel breitet. Die Legende ſagt nichts davon, ob die beiden Rivalinnen mit einander reden, und thut wohl daran. Denn eine gegenſeitige Erklärung würde ja von Neuem diejenigen veruneinigen, die der Tod in ſeinem ewigen Schweigen verſöhnt hat. Ein Dialog der Todten zwiſchen den beiden Rivalinnen iſt aber unmöglich. Denn im Grunde und trotz der großen damit vermiſchten Intereſſen war ihr Zank doch kaum viel würdiger als der, welcher zwei gemeine Frauen zum Handgemenge treibt; der Unterſchied zwiſchen ihnen iſt eigentlich nur bei der einen die Glorie der Schönheit und des Unglücks, bei der andern das Brandmal des Unterdrückers und Henkers.

IV. Newſtead-Abbey. — Lord Byron.

Ein zeitgenoſſenſchaftlicher Name, einer der größten Namen der Poeſie, der des Lord Byron, weiht die koſtbaren Reſte der Abtei von Newſtead. Hier hat Lord Byron einen Theil ſeiner Jugend verlebt, hier iſt ſein poetiſches Genie erwacht. Bis zu ihm war die Ruine faſt der einzige Ruhm der Familie, von da an aber war es der Name des Letzten dieſer Familie, welcher den Ruhm der Ruine machte.

Newſtead-Abbey iſt ein antikes, in eine Wohnung verwandeltes Kloſter. Das Kloſter ward errichtet von Heinrich II. im J. 1170 und der Jungfrau Maria geweiht. Zeit und Kriege haben die Kirche zerſtört

mit Ausnahme der Façade, die sich an den linken Flügel des Gebäudes schließt; aber das Kloster selbst, der innere Hof, die Fontaine in der Mitte, deren Wasser nie zu fließen aufgehört hat und welche mit grotesken Basreliefs verziert ist, bestehen noch, aber verschmolzen und verwendet zu einem halb und halb militärischen Gebäude, wie es die befestigten Wohnungen des Mittelalters waren. Bis zu der Zeit, wo die Abtei von Newstead ihre Berühmtheit den Erinnerungen an Lord Byron verdankte, besuchte man die Wohnung nur wegen der Façade der Kirche, wegen des Klosters, Refectoriums und der unversehrt gebliebenen Fontaine. Darum wenigstens kam im vorigen Jahrhundert der Freund der Mad. du Deffant, Horace Walpole nach Newstead und lobte dessen Schönheit; weniger Gutes sagte er vom damaligen Besitzer, William Byron, dem Onkel des Dichters, einem wunderlichen Menschen, hart, grausam, rachsüchtig, dessen Duelle meuchelmörderischen Ueberrumpelungen glichen, einem Verschwender, welcher die Breschen in seinem Vermögen dadurch zu verstopfen suchte, daß er alles Holz auf seinem Gute schlagen ließ. „Er bezahlt seine Schulden mit alten Eichen, sagt Walpole in einem seiner pikanten Briefe; man hat deren für 5000 Livres unmittelbar in der Nähe der Wohnung geschlagen. Zur Entschädigung hat er zwei kleine Forts (baby

forts) gebaut, um uns durch Festungen für den Schaden zu entschädigen, den er unserer Marine verursacht und eine Allee schottischer Fichten gepflanzt, die wie kleine Bauern in alter Familienlivrée an einem Festtage aussehen.“ Auch über die Fenster moquirt sich Walpole, „deren neuen Rouleaux so aussehen, als wären sie von einem venetianischen Schneider zugeschnitten. „Er sah in Newstead nur die Wohnung einer adligen Familie und die Reste gothischer Architectur von mittelmäßigem Werthe. „„Freilich konnte er, bemerkt ein englischer Kritiker, jene magische Schönheit nicht sehen, welche der Ruhm über die Wohnung eines Mannes von Genie verbreitet und der die Thüren von Newstead wie ein Mantel umhüllt.““ Was heutzutage die Besucher nach der alten Abtei lockt, ist das Andenken an den letzten Byron, der sie bewohnte, ist der Dichter. Er bemächtigt sich unserer bei der Ankunft, er begleitet uns überall, er macht die Honneurs in seiner melancholischen Wohnung, er ist der unsichtbare Gastfreund, aber gegenwärtiger als diejenigen, die uns in Person empfangen.

Vor Allem muß man der Art und Weise Gerechtigkeit widerfahren lassen, in welcher Newstead restaurirt ward. Der gegenwärtige Besitzer, der Obrist Wildman, hatte es in Ruinen zerfallen gekauft; 300,000 Pf. St. wurden darauf verwendet, es wieder herzu-

ſtellen. Der Obriſt verfuhr bei dieſer Reſtauration unter dem Einfluſſe der beiden edelſten Arten von Pietät, außer der gegen Gott, der Pietät gegen einen Mann von Genie und der vor Ruinen. Ein Freund Lord Byrons ſetzte er ſich nur darum in Beſitz von Newſtead, um daſelbſt den häuslichen Cultus des Dichters zu inſtituiren. Ihm verdankt man es, daß Alles, was die magiſche Schönheit des Gebäudes bemerklicher machen kann, gegen die Beſchädigungen der Zeit geſchützt iſt: und das iſt gerade Alles, was Lord Byrons eigentliche Wohnung bildete. Der Reſt ſcheint reparirt und conſolidirt worden zu ſeyn, ungefähr wie ein Ringkäſtchen, um die Edelſteine beſſer hervortreten zu laſſen.

Nach ſehr angemeſſener Vorſchrift wird man zuerſt in das Zimmer geführt, welches Lord Byron inne hatte. Der Anblick dieſer Zimmer erregt eigentlich mehr Neugierde, als innere Bewegung. Die Erinnerung an Lord Byron gehört nicht zu denen, welche Rührung erregen und der Reiz ſeiner Wohnung iſt der jeder andern geheimnißvollen Wohnung, wo merkwürdige Dinge vorgegangen ſind. Im Begriffe, hinein zu gehen, iſt man kaum aufgeregter, als jener Diener Manfreds, der einen dreijährigen Lohn darum gegeben hätte, wenn er gewußt, was der Graf in ſeinem Thurme macht:

„How occupied, we knew not [1]).“

Allein, man muß bekennen, das innere Arrangement verkündet in keiner Weise weder ein außerordentliches Schicksal, noch die geheimnißvollen Beschäftigungen Manfreds. Lord Byron bewohnte eins der beiden Thürmchen, baby forts, von denen Walpole spricht. Im Erdgeschoß lag der Speisesaal. In der Mitte desselben stand ein viereckiger Tisch von Mahagoniholz; die Beine der Stühle sind vergoldet; ein großer, ebenfalls vergoldeter Adler stützt ein Büffet. Das aber sind Meubeln im Geschmack der Zeit, nicht nach dem Geschmacke des Bewohners. Die obere Etage besteht aus zwei Zimmern. Das größte mit einem Toilettencabinet war das Schlafzimmer des Dichters. Das Bett ist mit Säulen versehen, wie alle englischen Betten; eine vergoldete Grafenkrone schmückt die Capitäler. Die Vorhänge von ordinärem Stoffe sind mit hellgelber Seide gefüttert und mit festonartiger Garnitur verziert. Die Stühle sind ebenfalls von Seide, von gleicher Farbe wie die Vorhänge und die Stuhlgestelle von vergoldetem Holz. Einige Kupferstiche von geringem Werth stellen verschiedene Landschaften aus der Umgegend des College von Cambridge vor. Dieses Ameublements bediente sich Lord Byron

1) Manfred, acte III, sc. III.

auf der Universität, und wenn dadurch auch kein besonders hervorragender Geschmack beurkundet wird, so sieht man doch wenigstens, wie in den Colleges von England ein Schüler meublirt ist, der das Privilegium hat, Lord zu seyn. Im Toilettencabinet sieht man das Portrait seines alten Dieners. Das zweite Zimmer, in welchem sein Page schlief, hat ein gothisches Fenster mit gemaltem Glas und ist durchaus in gothischem Geschmack meublirt. Die böse Welt, welche es auf Lord Byron ganz besonders abgesehen, hat zweifelhafte Gerüchte über das Geschlecht dieses Pagen verbreitet und zu verstehen gegeben, daß es wohl ein Kaled seyn könne, dessen Lara Byron war.

Im Refectorium, gegenwärtig der große Empfangsaal des Obristen Wildman, sucht man in dieser ebenso intelligenten wie reichen Restaurirung das Wenige, was vom Dichter übrig geblieben ist. Auf einer kostbaren Tafel sieht man hier den berühmten im Garten der Abtei gefundenen Hirnschädel; Byron hatte den eigenthümlichen Einfall, ihn in Silber fassen zu lassen, um sich desselben an Festtagen statt eines Bechers zu bedienen. Man schüttete gewöhnlich eine ganze Flasche Bordeauxwein hinein und leerte sie mit einem Zuge. Es ist das eben eine Sonderbarkeit, aber nicht neu. Diese Manier, dem Tode Hohn zu sprechen, gehörte zu den wilden Vergnüglichkeiten des

Mittelalters. Der Fuß des Bechers iſt von Silber, ebenſo die Ränder. Byron war erſt zwanzig Jahre alt, als er jene Verſe darauf ſchrieb, deren ironiſche Traurigkeit von einem Mann herrühren, der bereits allzu viel gelebt. „Bebe nicht; glaube nicht, daß meine Seele entflohen ſei. Betrachte in mir den einzigen Hirnſchädel, aus welchem zum Unterſchiede lebendiger Köpfe nie etwas Trauriges hervorgeht.“

Vor dem Hauſe, auf dem Raſenplatze, erhebt ſich eine iſolirte Eiche: man weiß nicht, warum ſie daſteht. Als Baum iſt es angenehm, ſie zu ſehen; allein als Detail in der Landſchaft, läßt ſich nicht leugnen, daß ſie die Ausſicht genirt. Das bemerkte der Obriſt Wildman auch ſogleich, als er Beſitz vom Gute nahm. „Das iſt eine ſchöne, junge Eiche, ſagte er zu einem ſeiner Leute; aber wir werden ſie wohl fällen müſſen, denn ſie paßt nicht auf dieſen Platz.“ Er wußte damals noch nicht, daß dieſe Eiche von Lord Byron gepflanzt worden war, als er in einem Alter von 10 Jahren zum erſten Mal nach Newſtead kam. Dieſe Erinnerung hat ſie nun freilich dem Obriſten lieb und werth gemacht, und die junge ſchöne Eiche tritt jetzt mageſtätiſch ins reifere Alter. Der, welcher ſie gepflanzt, hatte damit eine ganz gewöhnliche Schickſalsidee verknüpft. So lange der Baum gedeihen würde, hatte er geſagt, werde er ſelbſt auch gedeihen. Als er

neun Jahre ſpäter nach Newſtead zurückkehrte, fand er ſeine Eiche faſt erſtickt von Dornengeſträuch und verkümmernd; dieß machte er zum Gegenſtand von Verſen, die ſich weniger durch neue Gedanken als durch Zierlichkeiten auszeichnen und die durch ihre Wendungen den großen Dichter, durch ihre Gedanken aber nur den jungen Studenten verrathen. Noch trennten ihn zwei Jahre von ſeiner Mündigkeit. „Sobald das Mannesalter deinen jungen Herrn gekrönt haben wird, wird er dann ſelbſt Sorge tragen um ſeinen Baum. Ach, lege dich nicht nieder, meine Eiche; nur einen Augenblick in die Höhe mit dem Kopfe. Noch ehe dieſer Planet zweimal ſeine ruhmvolle Reiſe vollbracht, wird die Hand deines Herrn dich wieder lächeln lehren. Dann iſt des Knaben Prüfungszeit vollbracht.“

Jenſeits des Raſens liegt der kleine See, auf welchem Byron ſich theils im Schwimmen, theils im Rudern übte; ſein einziger Gefährte dabei war ein New-Foundländer Hund, deſſen Geſchicklichkeit und Treue er zu erproben liebte, indem er ſich wie durch Zufall aus dem Boot ins Waſſer fallen und ans Ufer ziehen ließ. Im Garten ſieht man das Grabmahl dieſes Hundes mit der bekannten Grabſchrift, die „ihm alle Tugenden des Menſchen verleiht, ohne ſeine Laſter.“ Auch Byron wollte hier nebſt ſeinem

alten Diener Murray begraben seyn. Man hat seinen Wunsch unbeachtet gelassen; seine Leiche ist in dem Familiengrabgewölbe beigesetzt und der alte Murray erklärte, er halte es für unpassend, allein neben dem Hunde zu liegen. Dieses Hundegrabmahl scandalisirt mehr als einen Besucher, wenigstens macht es die meisten traurig. Der Hund ist ohne Zweifel ein ganz guter Freund; aber ist es nicht die Schuld des Menschen, wenn er der beste oder einzige ist, den er hat? Und beweist es nicht, daß ein solcher Mensch nur fähig ist, das zu lieben, was er nicht zu achten braucht?

Die Erinnerung an den See von Newstead hat Lord Byron zweimal inspirirt. So sagt er von ihm in einer Beschreibung der Abtei, die er nicht nennt, aber auf welche seine Verse ganz augenscheinlich passen: „Vor dem Hause erstreckte sich ein See mit klarem Wasser, ebenso breit, als tief und durchsichtig, unaufhörlich erneut durch die Gewässer eines Flusses, den seine Strömung langsam durch die ruhigere ringsum liegende Wassermasse trug. Der wilde Vogel baute sein Nest im Farrnkraut und Schilf und brütete in seinem feuchten Bett. Die Bäume und Sträucher bogen sich über die Ränder herab und starrten mit den wiegenden Häuptern auf die Fluthen [1]).“

1) Don Juan, Gesang XIII.

Der englische Text ist reizend, aber nur Beschreibung; das eigentliche Gefühl fehlt darin. Byron schrieb diese Verse ein Jahr vor seinem Tode. Er war recht herzenskalt und zählte doch nur 36 Jahre! Darum sind mir die Verse viel lieber, welche er acht Jahre zuvor, in den ersten Jahren seiner Verbannung, von den Ufern des Genfer-Sees, der ihn an den väterlichen See erinnerte, an seine Schwester schrieb. „Ich wollte Dich an jenen lieben See erinnern, der einst der unsere war, unweit des Hauses, welches fortan nie wieder das meinige seyn kann. Schön ist der Léman; aber glaube nicht, daß ich die Erinnerung an ein mir weit theuereres Gestade verloren habe. Die Zeit kann viel traurige Ruinen in meinem Gedächtniß machen, ehe jener See oder Du vor meinen Blicken verschwinden, obgleich Ihr wie Alles, was ich einst geliebt, entweder für mich verloren oder fern von mir seid [1])." Die Verse sind rührend, aber nicht die rührendsten des ganzen Gedichts, welches voller Gefühl ist. Merkwürdig und rühmlich für Lord Byron ist die begründete Bemerkung, daß seine häuslichen Poesieen zu den besten gehören, die wir ihm verdanken. Der Abschied an seine Frau, das Fare thee well, ist eine wahrhaft herzzerreißende Klage. In die-

---

1) Epistle to Augusta.

sem zugleich stolzen und gescheidten Geiste, der sich beklagte, mit dem Leben zugleich Etwas empfangen zu haben, was diese Wohlthat verdürbe, „ein Schicksal oder eine Willenskraft außerhalb der geraden Wege" (fate or will, that walk'd astray) war dieß gewissermaßen eine Protestation des Guten gegen das Böse. Frau von Staël sagte einmal, sie möchte Lady Byron gewesen seyn, nur um solche Verse zu inspiriren. Vielleicht hätte sie diese Ehre ein Bischen zu theuer bezahlt; aber welche Frau möchte nicht gern die sanfte Schwester gewesen seyn, an welche die Verse auf den See gerichtet sind, und noch andere, wo Augustens Sanftmuth gewissermaßen in des Dichters Seele gedrungen zu seyn scheint, um dort jedem Kampfe Waffenruhe zu gebieten?

Die einzige rührende Erinnerung, welche Byron in Newstead hinterlassen, ist die einer letzten Promenade, die er in Begleitung seiner Schwester, wenige Tage zuvor, ehe er England verließ, in das kleine Gehölz machte. Sie hatten am Rande einer bedeckten Allee zwei Zwillingsbuchen bemerkt und wählten sie zum Symbol ihrer Liebe. Noch erkennt man auf der Rinde des einen dieser Bäume ihre Namen, welche Lord Byron an jenem Tage einschnitt, zur Erinnerung an diesen Abschiedsbesuch. Diese Buchen haben gleiches Schicksal gehabt, wie Bruder und Schwester.

Einer der beiden Bäume iſt abgeſtorben: es iſt der, welcher ſeinen Namen trägt gewiſſermaßen als ob Lord Byron ihm damit den Keim frühzeitigen Todes inoculirt hätte. Merkwürdiges Zuſammentreffen! Kurze Zeit nach dieſem Beſuche ſagte Lord Byron, den Tag vor ſeiner Abreiſe, in jenen köſtlichen Verſen, den letzten, die er in England geſchrieben, zu Auguſten: „Du bliebſt aufrecht, gleich einem liebenswürdigen Baume mit feſtem Stamme, der ſich mild hernieder-neigt und deſſen treue Zweige über einem Grabe Kühlung wehen."

Ja, der liebenswürdige Baum iſt aufrecht geblieben; aber ſein abgemagertes Laubwerk genügt nicht mehr, um die Nacktheit des Gefährten zu decken.

Die Gegend um Newſtead iſt reizend. Ein ſanfter Abhang führt quer durch den Wald bis zum Grunde eines Thals, in welchem die Abtei liegt. „Vielleicht liegt ſie etwas zu tief, ſagt der Dichter; allein die Mönche ſchienen es doch für geeignet zu halten, den Hügel hinter ſich zu haben, um ihre Devotion gegen den Wind zu ſchützen [1])." Früher nährte der Park von Newſtead 2600 Stück Damwild und die ſchönen Eichen zählte man zu Tauſenden. Jetzt haben die Urbarmachungen den Wald gelichtet; in den

---

1) Don Juan, Geſang XIII, 55.

Lichtungen haben Getreidefelder Beſitz ergriffen und ſtatt der Rendezvous-Plätze der Jagd ſieht man Meiereien. Das ariſtocratiſche Vieh ward vom agricolen verdrängt und der ganze Wildſtand beſchränkt ſich jetzt auf Haſen. Aber dieſe ſind unzählig und aus jedem Büſchel Haidekraut ſpringen welche hervor, als wüchſen ſie hier förmlich aus der Erde.

Das Einzige, was von der Abteikirche geblieben, iſt die Façade; ſie zählt unter den ſchönſten Ruinen Englands; aber Schiff, Gewölbe, Pfeiler, Mauern, Alles iſt zuſammengeſtürzt und verſchwunden. Das Pflaſter der Kirche iſt jetzt ein Raſenplatz und das Gewölbe war an dem Tage, wo wir unſeren Beſuch machten, ein ſchöner, mit zarten Wölkchen bedeckter Julihimmel. Uebrig geblieben iſt daher nur die eine Seitenwand mit einem ſchönen Fenſter ohne Glas, und der gothiſche Bogen, welcher die Eingangsthür bildete. Ueber dem Fenſter ſind zwölf leere Niſchen, und über dieſen Niſchen ganz nahe am Giebel iſt eine noch größere Niſche, welche ihre Statue bewahrt hat; es iſt die Statue der Jungfrau, welcher das Gebäude geweiht war. „Sie ward, ſagt der Dichter, durch Zufall geſchont, während alles Uebrige geplündert wurde, und ſcheint ſo die Stelle, wo ſie ſteht, zum geweihten Boden gemacht zu haben, erhaben über Allem, was darunter liegt.“ Eine eigenthümliche Reflexion, die

man im Don Juan kaum zu finden erwartet! Auch scheint der Dichter förmlich in einige Verlegenheit dadurch gekommen zu seyn. „Vielleicht ist's Aberglauben, fügt er hinzu; allein selbst die schwächsten Trümmer eines Ortes, der geweiht war, haben das Privilegium, fromme Gedanken zu erwecken.“

Im spätern Verlauf dieser Beschreibung genirt sich der Dichter weniger in seiner Freigeisterei: es handelt sich nicht mehr um ein Geheimniß, sondern um ein Meisterwerk der christlichen Kunst, um jenes Fenster, das Kleinod der Ruine: „ein mächtiges Fenster, in der Mitte ausgehöhlt; allein das Glas mit den tausend Farben hat man herausgenommen, durch welches sonst in geschwächten Strahlen der himmlische Ruhm drang, wie Seraphinflügel aus der Sonne rieselnd. Jetzt aber ist Alles wüst und leer. Der Wind weht durch die gezackte Arbeit, bald laut heulend, bald leise winselnd und oft singt die Eule ihren Psalm an der Stelle, wo die schweigende Compagnie mit ihren Hallelujas ruht, die erloschen sind, wie eine nahrungslose Flamme.“ Diese Verse und die ganze Beschreibung, der sie entnommen, sind mehr glänzend als rührend. Keine Erinnerung der Kindheit inspirirt dem Dichter milde Gedanken; mehr eine grimassenartige als wahrhaft witzige Laune strömt im Don Juan über. Er bedurfte Newstead zu einer poetischen Be-

ſchreibung und ich erblicke darin mehr ein Stück Zierrath, als einen Rückblick auf die Jahre ſeiner Jugend oder einen Scheidegruß an die Wohnung ſeiner Vorfahren, die fortan im Beſitze eines Andern ſeyn ſollte. Man leſe die folgende Strophe und man wird inne werden, daß er ſich ſelbſt durch ſeine Schilderung nicht täuſchte und den Leſer förmlich wegen der Details um Verzeihung bittet. „Apollo, ſagt er, wird mich für einen Taxator halten.“ Er erinnerte ſich wohl noch an Newſtead, aber er liebte es nicht mehr. Hatte er es je wahrhaft geliebt? „Komme, was da wolle, ſchrieb er im März 1809 an ſeine Mutter, Newſtead und ich, wir bleiben zuſammen aufrecht oder fallen zuſammen. Ich habe bis jetzt an dieſem Orte gelebt, dort hat mein Herz ſich mit ſtarken Wurzeln befeſtigt; keine Nothwendigkeit, weder eine gegenwärtige noch künftige, ſoll mich zwingen, die letzten Reſte unſeres Erbes zu vertauſchen. Ich bin gezwungen, Entbehrungen zu ertragen, aber könnte ich auch für Newſtead-Abbey das ſchönſte Vermögen dieſes Landes erringen, ich würde dennoch einen ſolchen Vorſchlag zurückweiſen. Beruhigen Sie ſich alſo über dieſen Punkt. Ich bin ein Mann von Ehre und werde Newſtead nicht verkaufen.“ Wenige Jahre ſpäter war Newſtead verkauft.

Zwiſchen der Behauſung und dem Collateralerben

bestand kein anderes Band, als das des aristocratischen Stolzes; daher ist er auch mehr zu beklagen, als zu tadeln, daß er dieß Band zerrissen, trotz aller öffentlichen und privatlichen Betheuerungen. Aber jedenfalls ist ein solches dem Neffen, statt dem Sohne zugefallenes Schloß kein väterliches Haus. Lord Byron war nicht in Newstead geboren. Er war 10 Jahre alt, als er zum ersten Male dahin kam; bereits gohr die Poesie in seinem jungen Kopfe und viele ungestüme Gedanken thürmten sich zwischen den Gegenständen um ihn. Er sah Newstead nie, wie es war. Die Bilder, welche er davon entworfen, stammten nicht aus Erinnerungen, sondern waren die Erzeugnisse einer Art von classischem Ideal. Die Liebe zum väterlichen Hause ist bescheidener und demüthiger, aber mächtiger. Die kleinen Schritte des Kindes haben jedes Räumchen durchschritten und kennen es, seine Augen, die sich im weiten Horizont leicht verirren würden, kennen nur den Horizont des Gehegs und der Gebäude. Der Vogel trägt das Gepräge des Nestes. Kehrt der Knabe als gemachter Mann dahin zurück, so wundert er sich, Alles wieder zu erkennen, bis auf die kleinen Risse im Täfelwerk und die Spalten der Mauern. Er kann im Laufe seines Lebens tausend Dinge sehen, die weit schöner, charakteristischer, auffallender sind, und dennoch wird die Erinnerung an diese Dinge sich verändern oder ver-

wischen; nur das väterliche Haus wird unversehrt bleiben unter den Ruinen seines Gedächtnisses. Lord Byron betrat Newstead als ein Fremdling im eigenen Hause. Er nahm Besitz von einem Majorat, er war nicht das Kind des Hauses, sondern dessen Lehnsherr. Und an dem Tage, wo er Newstead verließ, um in's College von Harrow zu gehen, wem sagte er da Lebewohl? Den Schatten der Helden, seinen Ahnen. „Schatten der Heroen, euer Abkömmling sagt euch, indem er die Wohnung seiner Vorfahren verläßt, Lebewohl!" Er sieht in Newstead nur Schatten, darum ist die Beschreibung, welche er davon macht, sehr unbestimmt und keineswegs rührend. Er verkaufte Newstead, um seine Schulden zu bezahlen; die Erinnerungen des Jünglings, der hier seine Ferien verbrachte, des jungen Mannes, der hier seine erste Liebe verbarg, schützten ihn nicht gegen die Geldbedürfnisse des gemachten Mannes.

Als er sich daran gewöhnt hatte, Newstead nicht mehr zu haben, gewöhnte er sich auch daran, kein Vaterland mehr zu besitzen. Schon als Kind bildeten Reiseberichte seine Lieblingslectüre. Seine Phantasie hatte ihn bereits so gut wie vom Vaterlande gelöst, noch ehe er gezwungen war, die Verbannung wie eine Befreiung zu betrachten. Das Vaterland des Lord Byron ist das der Conrad, Lara, Manfred; sein Vaterland

ist überall, wo das Genie des Individuums stärker ist, als die Gesellschaft und wo die Natur stärker ist, als der Mensch: der Orient, die Alpen, das Meer, das Meer vor Allem, von wo ihm die ersten Eindrücke der Größe und Macht kamen [1]), die ersten Stimmen, durch welche die Natur zu dem geniereichen Kinde sprachen. Nach menschlicher Liebe hat er die Liebe zum Meere am meisten gefühlt und am besten ausgedrückt: „Ich habe dich geliebt, Ocean! Und die lebhafteste Freude meiner Jugend bestand darin, mich ins Blinde hinein fortgetrieben zu fühlen wie die Wasserblasen, die sich in deinem Schooße bilden! Schon als Kind war es mir Wonne, der Brandung zu trotzen, und wenn der erfrischende Sturm deine Wellen drohend machte, so hatte sogar diese Furcht einen Zauber für mich; denn ich war wie eins deiner Kinder, und nahe oder fern vom Gestade vertraute ich mich deinen Fluthen und legte meine Hand auf deine Mähne, wie ich es in diesem Augenblicke thue" [2]).

Es giebt gar viele Menschen, welche Eide schwören wie Lord Byron in Beziehung auf Newstead, in einem Alter, wo sie weder die Leidenschaften kennen,

---

1) Er wohnte unweit Aberdeen, an den stürmischen Küsten des schottischen Meeres.

2) Childe-Harold Gesang III.

noch die Bedürfnisse, die aus denselben sprossen. Dichter sind solchen Einflüssen vielleicht noch mehr unterworfen, als andere Leute, wenigstens folgen sie ihnen mit mehr Eclat und Hingebung. So war es auch mit der Erklärung des Dichters, mit Newstead zu leben und zu sterben, wie mit seinem anfänglichen Entschlusse, kein Honorar für seine Werke zu nehmen. In seinem zwanzigsten Jahre sagte er in seiner Satire gegen die Dichter und schottischen Kritiker: „Diejenigen verzichten auf den geweihten Namen eines Dichters, die ihr Gehirn des Gewinns, nicht des Ruhmes wegen quälen!" Anfangs verweigerte er die Annahme von 400 Guineen für eine zweite Auflage seiner Satire. Später überließ er einem Freunde den Preis für seine ersten Manuscripte. Endlich, von seinem Verleger direct attaquirt, welcher ihm eine Anweisung auf 1000 Guineen für die Belagerung von Korinth und Parisina sendete, schickte er dieselben mit den Worten zurück: „er könne dieselbe weder, noch wolle er sie annehmen." Er fügte hinzu: „Das geschieht nicht etwa aus Verachtung gegen das universelle Götzenbild, noch aus gegenwärtigem Ueberfluß an irdischen Schätzen; aber was Recht ist, bleibt Recht und darf den Umständen nicht weichen." Der Verleger bittet nochmals dringend, sendet die 1000 Guineen zurück und Byron behält sie. Successiv nahm

er sodann 22,000 andere Guineen an und endlich erscheint ihm derselbe Verleger, den er Anfangs für zu großmüthig hielt, als karg.

„Für Oxford und Waldegrave, schreibt er in einem kleinen epigrammatischen Gedichte, giebst Du weit mehr, als Du mir gegeben hast; das heißt nicht redlich gehandelt, mein lieber Murray.

„Denn, wie das Sprichwort sagt: besser ein lebendiger Hund, als ein todter Löwe. Besser ein lebendiger Lord, als zwei todte Lords, mein lieber Murray.

„Und wenn, wie das Gerücht sagt, Verse sich besser verkaufen, als Prosa, dann müßte ich eigentlich auch mehr dafür empfangen, als für jene, mein lieber Murray."

Und in einem andern Briefe an denselben sagt er: „Wahrscheinlich werden Sie meinem Vertrauensmanne alle Ihre kaufmännischen Gründe zum Besten geben:— schlechte Zeiten, für Unternehmungen ungünstig; — Milord schreibt zu viel, seine Popularität ist im Sinken;— erlittene Verluste mit Milord— Nachdruck; — Strenge der Kritik und andere Punkte und Redesubjecte, deren Beantwortung ich ihm überlasse, da er ein Redner ist."

Zwischen dem Briefe, in welchem er die ersten Anerbietungen ausschlägt, und demjenigen, in welchem

er meint, daß die Honoraranerbietungen doch gar zu geringfügig seien, liegt ein Zeitraum von fünf Jahren. Das ist aber das Gefährliche, mit dem Ideal zu beginnen; man endigt gewöhnlich mit den prosaischsten Realitäten. Fügen wir jedoch hinzu, daß dennoch seinem Benehmen Großmuth zu Grunde lag: für sich selbst weigerte sich Byron, Geld anzunehmen, für Andere aber fordert er welches. Die letzten Guineen, die er von seinem Verleger Murray auf diese Weise herauslockte, dienten dazu, Sulioten zur Vertheidigung Griechenlands auszurüsten und Bandagen und Geld an die Verwundeten von Missolunghi zu senden.

Mein Besuch in Newstead mußte mich natürlich veranlassen, Lord Byron wieder einmal zu lesen. Hinsichtlich dieses großen Dichters war ich noch bei meinen Jugendeindrücken stehen geblieben. Seit der Epoche seiner ersten Berühmtheit [1]) hatten andere Studien mich fern von ihm geführt. Auch gehört er nicht zu denjenigen Gefährten, mit denen man sein ganzes Leben verbringt, seine Phantasiegebilde sind nicht das vertraute Buch, in welchem man Heilung und Trost in den Krankheiten der Seele sucht. Aber jetzt, wo ich so nahe bei Newstead lebte, in dem Theile Englands, wo man sich mit Lord Byron am meisten beschäftigt, wo Geist und Herz erregt waren

1) Im J. 1823.

von den Wunderlichkeiten und der Melancholie der von ihm hinterlassenen Erinnerungen, da war die passende Veranlassung oder nie wieder, seine vernachlässigten Poesieen von Neuem zu lesen. Es wollte mich bedünken, als ob ich nach der Pilgerschaft in des Dichters Wohnhaus noch eine Pilgerschaft seinen Versen schuldig sei, welche mir die Bewunderung anderer Mustersilder verdächtig gemacht hatte.

Aber noch ein anderer Grund war es, der mich veranlaßte, Lord Byron nochmals zu lesen.

Die Ruinen, welche die Zweifelsucht in seinem Geiste erzeugte, genährt durch frühreifen Ekel und Widerwillen gegen das Leben, haben die letzten Ereignisse in der ganzen Gesellschaft erzeugt, in der wir leben. Wir sahen urplötzlich große Principien besiegt, den Glauben der Weisen gestürzt und verhöhnt, all ihr wunderbares Mühen verloren, die Wahrheit ohnmächtig, falsche Bedürfnisse obwaltend statt der wahren, die Zukunft in der Schwebe zwischen Institutionen, an die Niemand glaubt und dem Zufalle individueller Superioritäten. Darf ich's zu sagen wagen, daß ich mich während der ersten Schwäche, welche nach großen Verlusten einzutreten pflegt, und ich verstehe jetzt darunter die Verluste des moralischen Vermögens, zu jenen grausamen Genies hingezogen fühlte, die mit dem Zweifel anfangen und endigen, und welche in

ihrer wilden Verachtung gegen die menschlichen Gesellschaften dahin kommen, nur noch die äußere Natur und die Unabhängigkeit des wilden Lebens zu lieben? Daher stammte, noch ehe ich Newstead gesehen, meine Neigung zu Lord Byron, und ich dachte von ihm zu erfahren, welch' traurige Freuden der Geist aus Entmuthigungen zu schöpfen vermag und welches Vergnügen es gewähren könne, mitten unter Ruinen zu leben. Vielleicht theile ich den mir davon gebliebenen Eindruck dereinst mit; ich werde es thun, nicht etwa mit der Zuversicht, etwas Neues zu sagen, sondern nur mit der Hoffnung, in meinen Gefühlen mit gleichgestimmten Seelen, welche Byron lesen, übereinzutreffen; Byron, an dessen Herzen jene Wunde blutete, an der in dieser traurigen Zeit alle diejenigen leiden, welche weder Freude finden an Intriguen noch an Abenteuern.

Nisard.

Briefe aus Californien [1]).

II.

San Francisco, 15. Februar 1850.

Da bin ich denn endlich nach vielen Beschwerden und Entbehrungen im wunderreichen Lande Californien. Wer vermag die Furcht und die Hoffnungen zu schildern, die sich abwechselnd des Reisenden bemächtigen, wenn er dieser glückbegabten Küste naht, nachdem er fünf Monate lang den Wellen des Zufalls und deren Launen und Wuth preisgegeben war? Aber die durch eine glückliche Ankunft und durch die Pracht dieser reichen Natur erzeugte Freude wiegt hinreichend alle Beschwerden der Reise auf und schnell vergißt man alle Strapazen, das Cap Horn und seine Stürme. Die Vergangenheit ist nur noch ein Traum und mit Entzücken giebt man sich der Hoffnung auf bessere Tage hin. Dazu wird man durch Alles, was Einen umgiebt, bestimmt, denn Alles verkündet diesem Lande eine glänzende Zukunft.

Der Zufall wollte, daß wir während der letzten Tage unsrer Fahrt längs der oberhalb von San-Francisco gelegenen Küste hinfuhren. Da erstaunten wir denn, mitten im Januar, also im Herzen des Winters,

---

1) M. s. das vorige Heft dieser Zeitschr.

nicht wenig über den Anblick der glänzenden Vegetation, die sich unsern Blicken überall darbot. Man war versucht, hier nicht ein wildes, nur von einigen Horden wilder Indianer bewohntes Land zu vermuthen, sondern ein Volk, wo die Hand des Menschen Wunder geschaffen. Nirgends gewahrte man eine Stelle, wo die Natur todt oder steril; sondern Alles glänzte in prachtvollem Grün. Diese noch namenlose Gebirgskette, welche Californien nach dem Meere hin begrenzt, und es gegen dessen Ueberfluthungen schützt, zeigte uns bald schöne, dichte Wälder riesenhafter Bäume, bald prächtige, mannigfaltige Hügel und Abhänge, durchschnitten von Schluchten und Bächen, wo Heerden wilder Ochsen und Kühe das Gras der natürlichen Wiesen weideten. Die maritime Lage dieser Küsten ist nicht minder schön und zukunftsreich. Ueberall Baien und Buchten, die dereinst Häfen seyn werden, mit Oertlichkeiten, vortrefflich zur Anlegung von Städten geeignet. Das Meer ist tief bis an den Rand der Küste und die Schiffe können sich derselben nahen, ohne Klippen befürchten zu müssen. Kurz, Alles trägt dazu bei, dieß bis jetzt fast unbekannte Land zum Mittelpunkte einer ungeheuern Regsamkeit auf dem stillen Ocean zu machen.

Der Hafen von San-Francisco ist ein Wunderwerk, von dem man sich nur eine unvollkommene Vorstellung machen kann. Schon die Einfahrt würde ein immenser

Hafen seyn, den man unter den größten Häfen, die es giebt, citiren würde. Diese Einfahrt ist leicht zu erkennen. Abgesehen davon, daß sie vier bis fünf kleinen Inseln gegenüberliegt, welche den Namen los Farallones führen, erkennt man sie schon ganz deutlich vom hohen Meere aus. Mitten in einem Golfe von 20 Lieues Länge und einer Breite von einigen Lieues öffnet sich die Bergkette, welche die Küste überall begrenzt und gestattet eine Passage, welche die Einfahrt in diesen bewundernswürdigen Hafen bildet. Diese Einfahrt ist an ihrer breitesten Stelle 1 Lieue weit und verengt sich dann nach und nach bis zur Breite einer Viertellieue. Hier herrscht fortwährend eine starke Strömung, die man auf 6 Knoten die Stunde schätzt (2 Lieues), gleichviel ob die Gewässer der Flüsse ins Meer einfließen, während der Ebbe, oder daß die Wogen während der Fluth in den Hafen einbrechen und ihr Niveau wieder zu gewinnen suchen. Dieß Phänomen macht die Einfahrt leicht und immer möglich, sogar trotz widriger Winde. So werden zuweilen bei starkem Nebel Schiffe von der Strömung den Capitänen zum Trotz in den Hafen getrieben, während dieselben noch gar nicht so nahe zu seyn glaubten und sich so plötzlich in dem Augenblicke im Hafen sahen, wo sie meinten, ihr Schiff werde an Felsen zertrümmern.

San Francisco liegt rechts hinter einer Landspitze, die es den Augen des neu Ankommenden verbirgt. Links liegen sog. unbekannte oder vielmehr unbewohnte Länderstrecken, ohne Communicationswege und ohne unmittelbare Zukunft. In der ersten Zeit, wo die Americaner Besitz von dieser prächtigen Provinz ergriffen hatten, stellten sie in aller Eile an den Eingang des Hafen, in der Richtung nach San Francisco und zwar an der höchsten Stelle des Passes, auf einem denselben beherrschenden Berge, einige Kanonen auf, die noch jetzt ihre Mündungen durch die Schießscharten einer drei Fuß hohen Backsteinmauer, ohne Verschanzungen und Gräben, zeigen. Diese Mauer mit den Kanonen führte und führt noch jetzt den Namen Fort. Aber ach! man sieht keine lebendige Seele in diesem armen Fort; seine Kanonen sind verlassen, Kugeln und sonstiges Kriegsgeräth liegen auf dem Sande und keine Schildwache ist da, sie zu behüten. Die Soldaten sind fort nach den Minen und sind natürlich nicht wiedergekommen, als sie ihr Glück gemacht hatten. Auch sie bekamen das Goldfieber und liefen fort, wie so viele Andere als pflichtvergessen und nur an sich denkend. Wer übrigens käme nicht in Versuchung bei der Aussicht auf eine glückliche Zukunft, die sie vertauschen sollen gegen ein Leben voller Langeweile in den Kasernen, stündlich und

täglich einer ſtrengen Disciplin unterworfen! Die ihnen drohenden Hinderniſſe ſind keine genügenden Verhinderungsgründe; ja, ſogar die Matroſen einer Kriegscorvette ahmten ihren Gefährten des Landheers nach und eilten nach den Minen, nachdem ſie ſchwimmend geflohen.

Was aber ſoll ich noch über dieſen Hafen ſagen, was nicht ſchon Andere geſagt hätten? Wollte ich von ſeiner Ausdehnung ſprechen, ſo wäre damit wenig geſagt, denn alle Welt weiß das bereits. Dieſer Hafen iſt eigentlich ein kleines wunderbar gelegenes Meer, welches ſich in einer Länge von 25 Lieues ins Land erſtreckt, das geſchützt wird durch einen doppelten Gürtel von Bergen, wo die Schiffe Winden und Stürmen trotzen. Die Ränder des Hafens bieten in ihrem Enſemble einen Anblick von impoſanter Größe dar. Schon der Anblick dieſes wundervollen Hafens entſchädigt für die Beſchwerden einer Reiſe von 7000 Lieues. Landzungen ſtrecken ſich vor, bilden kleine Buchten und zeigen vortreffliche Stätten. Hier und da tauchen auch kleine Inſeln auf. Uebrigens herrſcht hier eine förmliche Manie, Städte zu ſchaffen. Jeder möchte hier ſeine eigene Stadt gründen und ihr ſeinen Namen verleihen; Jeder rühmt den Ort, welchen er zu dieſer Beſtimmung erwählt und preiſt deſſen Vortheile. Man hört kaum von etwas Anderem reden,

als von neuen prächtigen Städten, die wie gezaubert emporsteigen und kommt man an Ort und Stelle, da wundert man sich, nichts zu finden: weder Stadt noch Dorf, noch elende Baracke! Nichts ist vorhanden, als vielleicht eine abgesteckte Straße, vermittelst eines ein Paar Zoll über der Erde hervorragenden Pfahls; später kommen Speculanten, welche das in einzelnen Partieen abgesteckte Terrain in San Francisco versteigern und nun ist's am Käufer, zu bauen! Gewiß werden einige dieser projectirten und vorhandenen Städte späterhin die Wichtigkeit erlangen, welche sie ihrer schönen Lage verdanken, wie Sacramento, Stockton oder San Joaquim; aber jetzt sind sie noch von unerheblichster Wichtigkeit.

Dampfboote mit zwei Stockwerken besorgen regelmäßig die Vermittlung zwischen den wichtigsten Punkten des Innern, aber zu wahrhaft ungeheuren Preisen. Von San Francisco bis nach Stockton, das am äußersten Ende der Bai liegt, zahlt man 60 Dollars. Ist nun der Emigrant am Gestade, so ist er noch keineswegs in den Minen, sondern meistens muß er noch ungeheure Räume zu Fuß durchwandern, da die ersten Placers entweder erschöpft oder von denen, die zuerst kamen, in Besitz genommen sind. Kein Reisender kann das geringste Gepäck auf den Dampfbooten mitnehmen, ohne für das Pfund von 14 Unzen

2 Dollars Fracht zu bezahlen. Zwar concurriren die Goëletten der Matroſen mit den Dampfbooten und die darauf befindlichen Plätze ſind um die Hälfte wohlfeiler; nichtsdeſtoweniger bleibt es aber wahr, daß ſehr bedeutende Geldſummen dazu gehören, um bis zu den Minen zu gelangen, und daß jeder Auswanderer die dazu nöthigen Summen in Reſerve behalten muß. Wir, die wir zuerſt hierher gekommen und die gemachten Erfahrungen theuer genug bezahlt haben, ſind am beſten im Stande und berechtigt, denen, die uns folgen werden, Aufklärungen zu geben. Mögen ſie vor Allem die ſog. Vereine fliehen, die ihnen Wunderdinge verſprechen, und ſie dann auf ihre eigenen Koſten nach dieſen fernen Geſtaden ſenden, wo ſie ſich nun hülflos der gefährlichen Regenzeit preisgegeben ſehen. Wie klappern ſie dann vor Froſt unter einem improviſirten Zelte, durch das der Regen dringt, ſehnſüchtig der Stunde der Abreiſe nach den Minen harrend! Ich rathe daher denen, welche abreiſen wollen, ihre Hülfsquellen für ſich zu behalten und dann allein, iſolirt oder höchſtens in Begleitung von zwei bis drei Freunden zu reiſen, denn Vereine ſind unmöglich und noch keiner hat dem nur zu bald ausbrechenden innern Zwiſt widerſtanden. Die Zeit der Abreiſe von der heimathlichen Küſte muß mit der Ankunft an den erſten ſchönen Tagen des Frühlings coincidiren. Man

darf daher von zu Hause nicht vor dem Monat September reisen; die günstigste Zeit der Abreise liegt zwischen dem 15. September bis 15. December. Die beiden besten Monate sind aber sicher October und November. Mit Ausnahme einiger Frosttage hat man dann sicher während der ganzen Fahrt schönes Wetter, passirt namentlich das Cap Horn im Sommer und kommt nach Winters Ende in Californien an. Vor Allem hüte sich der Auswandrer, Koffer voll Effecten aller Art und hauptsächlich Kleidungsstücke mitzunehmen, die er später in den Straßen von San Francisco liegen lassen müßte; ein einfacher Reisesack mit zwei wollenen Matrosenhemden, eine Hängematte, ein leichtes portatives Zelt, zwei wollene Decken und ein Paar wollene Unterhosen müssen ihm genügen. Dazu füge er noch einen großen Koffer voll guter Mundvorräthe, die ihm während der Reise sehr zu Statten kommen werden, denn die Schiffskost ist fast ungenießbar und nichts steht auf offener See in so hohem Werthe, als das, was die Nahrung der Passagiere einigermaßen zu verbessern vermag. Das Allerwichtigste aber, was er haben muß, ist Geldvorrath in den Taschen.

Die Handelskrisis hier steht auf ihrem Höhepunkte. Immer und immer kommen neue Ladungen und jedes neue Schiff fördert die Krisis, indem sie den Preis

der Waaren jeder Art herabdrückt. Die Kaufleute sind in der größten Bestürzung; sie müssen ungeheuere Miethen zahlen, sind mit Waaren überhäuft, die sie theuer eingekauft und nun nicht verkaufen können. Daher verzichten hier viele von ihnen auf ihren Handel und reisen nach den Minen, um dort entweder besser zu verkaufen oder Goldsand zu waschen; dieß ist das einzige Mittel, sich wieder zu erholen und daher benutzen sie es. Die Mine ist die Zuflucht aller getäuschten Hoffnungen, alles verfehlten oder gefährdeten Glücks und Vermögens; aber vor Allem ist sie die Hoffnung des Unglücklichen. Wie viele darunter haben, um ihr Vermögen zu verdreifachen, es ganz in Waaren gesteckt, die man dann hier auf dem Marktplatze öffentlich versteigert und mit deren Verkaufspreis sie oft nicht einmal die Fracht berichtigen können! Die Krisis hat die Interessen für baares Geld auf 20 Procent monatlich gesteigert und sogar für diese Taxe findet man nicht leicht ein Darlehen, nicht einmal dann, wenn man reelle Garantieen bietet. Das baare Geld fällt in den Schlund der Spielhäuser, ohne wieder zum Vorschein zu kommen. Der Goldstaub aber wandert in die Schmelzöfen und von da nach Europa oder in die Vereinigten Staaten. Zum Glücke glänzt seit acht Tagen die Sonne und mit ihren Strahlen dringt die Hoffnung in viele trostlose Herzen, denn sie

trocknen ja die morastigen Wege nach den Placers. Die Schwächsten wie die Stärksten athmen wieder auf und bereiten sich zur Abreise vor.

Allein, jetzt erst bemerke ich, daß ich von San Francisco, dieser gegenwärtig so wunderlichen Stadt, die aber in der Zukunft eine bedeutende Stelle in der Geschichte der neuen Welt einnehmen wird, fast noch kein Wort gesagt habe. Dieß soll daher das Thema meines nächsten Briefes seyn.

Derbec.

III.

San Francisco, den 1. März 1850.

Die Entwicklung von San Francisco seit 5 Monaten ist wahrhaft staunenswerth. Vor dieser Epoche gab es wohl hier und da einige zerstreut liegende Häuser, in der Hast gebaut, ohne Ensemble und ohne Ordnung, plumpe Hütten, Zelte, die zu Magazinen dienten und unter welchen man die zum Leben nothwendigsten Gegenstände verkaufte; aber eine eigentliche Stadt, nach europäischer Vorstellungsweise, war es nicht. Erst seit dem Herbst vergangenen Jahres, als die Goldsucher durch die zwei Monate früher, als man sie erwartet, eingetretene Regenzeit von den Placers verjagt wurden, erst seit dieser Zeit hat die Arbeit des Häuserbaues begonnen und ist mit unge-

heurem Eifer während des Winters fortgesetzt worden. Alle gingen ans Werk, um zu schaffen und zu gründen; und da der americanische Genius wesentlich organisirend ist, so schafft und gründet sich auch Alles rasch und die Stadt gewinnt mit jedem Tage größere Proportionen.

In der ersten Zeit beschleunigte der Mangel an Schutz gegen das Wetter den Bau der Häuser. Man verlangte vor Allem nach einem Dache, unter dem man gedeckt war; die Form war gleichgültig. Daher vernachlässigte man die äußere Gestalt und Alles verrieth die Ueberstürzung des Moments. Gegenwärtig fängt der Geschmack an, sich geltend zu machen; man verfährt regelmäßiger mit mehr Ordnung, Reinlichkeit und Eleganz werden nicht mehr verachtet, sondern man beginnt im Gegentheil, sie zu Ehren zu bringen. Es ist dieß ein Fortschritt, dem gewiß Jedermann Beifall spenden wird und den auch auf alle andere Dinge zu erstrecken sehr dringend wäre. Die neuen Gebäude werden mit Farbe angestrichen, bemalt und auswendig sogar verziert; auch beginnt man gewisse Regeln der Architectur zu befolgen; man baut kunstgemäß. Uebrigens ist das auch nicht schwierig, denn alle Häuser sind aus Holz. Es möchte schwer seyn, in ganz San Francisco drei bis vier kleine Backsteinhäuser zu finden. Dieß ist begreiflich. Die Backsteine

müſſen aus weiter Entfernung herbeigeſchafft werden und das iſt koſtſpielig; noch koſtſpieliger aber iſt die Handarbeit zum Verkitten der Steine, ſie zu behauen, zu legen, ſo daß man aus vielen Gründen darauf verzichten muß, Häuſer aus Steinen oder Backſteinen zu bauen. Abgeſehen von der Handarbeit, die noch lange hoch im Preiſe ſtehen und an und für ſich ein ernſtlicher Hinderungsgrund ſeyn wird, ſteinerne Gebäude aufzuführen, giebt es in San Francisco weder Stein noch Erde, ſondern einen ſehr feinen Sand, der dem Sande des Oceans ziemlich ähnlich wäre, wenn er nicht auf der Oberfläche des Bodens eine ſchwärzliche Färbung hätte. Vergebens habe ich in der ganzen Umgegend geſucht, aber nirgends auch nur einen einzigen Stein gefunden, wäre er auch nur von der Größe einer Nuß geweſen und ebenſo wenig eine Parzelle vegetabiliſcher Erde. Darum iſt auch nur die gegenwärtige Bauart möglich; ſie gewährt alle Vortheile des Moments, mit Ausnahme derjenigen der Solidität und der Dauer.

Mit Ausnahme einiger Verſuche in Eiſenplatten, dünnem Eiſenblech, Zink, Wachsleinwand und ſogar Cautſchuc, denn alle dieſe verſchiedenen Experimente ſind ohne Erfolg verſucht worden, wird Alles aus nur wenige Linien dicken Fichtenbrettern gebaut. Viele Häuſer haben nur ein Erdgeſchoß, eine Menge nur ein

einziges Stockwerk und die, welche mehr als ein Stockwerk haben, sind sogar selten. Man würde kaum begreifen, warum die Eigenthümer ein Terrain nicht besser benutzen, das sie doch sehr theuer bezahlt haben, wenn man nicht wüßte, daß diese bescheidenen Häuser ihnen meistens 40,000 Fr. gekostet haben, theils durch den Ankauf des Terrains, theils durch die übrigen Unkosten; übrigens können sie ja immer noch ein Stockwerk aufsetzen, so oft ihre Hülfsquellen es ihnen erlauben werden. Auch haben sie in keinem Falle Schaden davon, wenn sie warten, denn mit den Brettern wird es bald gehen wie mit allen übrigen Waaren; auch sie werden die Preisentwerthung spüren, welche Ueberfluß an Waaren auf dem Markte erzeugt. Der letzte Courier hat von New-York die Nachricht gebracht, daß eine beträchtliche Zahl von Schiffen in See gegangen oder im Begriff wären, abzusegeln, mit Millionen von Brettern und bereits völlig zugerichteten Häusern. Schon in Folge dieser Ankündigung sank der Preis der Bretter, die bisher mit 2 Fr. der □Fuß bezahlt wurden, um zwei Drittel.

Es giebt nichts Pittoreskeres, als von den die Stadt beherrschenden Bergen herab diese wahrhaft einzige Vereinigung buntgemalter Häuser zu sehen, und zugleich diese Myriaden von Zelten an den Abhängen von wenigstens zwanzig Hügeln oder im Walde, un-

ter dem Laubwerk grüner Eichen. Auf der einen Seite in der Ferne das hohe Meer, zu den Füßen der Hafen mit seinen 200 Schiffen und mit den vielen leichteren Fahrzeugen, welche zu jeder Stunde des Tages und der Nacht die grünen Gewässer der beiden Flüsse durchfurchen, um Vorräthe nach den Placers zu bringen; an der andern Seite steile Gebirge, welche die Küste begrenzen oder die Bai umringen, während hinter ihnen die schneebedeckten Gipfel der californischen Berge hervorragen.

Steigt man nun von diesem prächtigen Amphitheater hinab in die Stadt, so wird man von Erstaunen ergriffen, ja wahrhaft betäubt; das ist nicht eine Stadt, sondern ein Morastloch, ein Chaos! Man wagt sich kaum hinein, denn man fürchtet das Schicksal der Maulthiere, welche oft auf den morastigen Straßen im Innern stecken bleiben und umkommen. Endlich geht man zaudernd weiter, geht ein Paar Schritte vorwärts, ahmt denen nach, die vorangegangen, folgt den Fußgängern, welche die Wege kennen, setzt den Fuß wo möglich dahin, wo sie den Fuß hinsetzten und lernt auf diese Weise, ohne Führer weiter zu kommen. In der Regel legen einige großmüthige Bürger an den Straßenecken einige Balken oder Bretter, damit die Circulation nicht unterbrochen werde. Aber wehe dem, dessen Fuß abgleitet oder der, durch Nässe

und Koth getäuscht, irgend eine ungangbare Stelle betritt! Augenblicklich versinkt man auf dem Wege der Maulthiere oder Wagen.

Die Transportmittel sind begreiflicher Weise sehr kostspielig, denn kein Last- oder Zugthier hält die furchtbaren Anstrengungen lange aus. Die Umgegend von San Francisco ist förmlich mit todten Pferden und Maulthieren bedeckt, welche den Strapazen unterlagen, denn sie werden schlecht gefüttert und stecken fortwährend bis an die Brust im Kothe. Ein hundert Pfund schwerer Sack Gerste, die ihre tägliche Nahrung bildet, kostet 90 Fr. Diese Tage sah ich, wie einige Hafenarbeiter 6 Strohbündel trugen, die sie in einigen aus Europa angelangten Waarenkisten gefunden hatten. Sogleich kam ein Americaner, dieß Stroh für seine Pferde zu kaufen; sie kamen hinsichtlich des Preises überein und er zahlte ihnen 6 Dollars für 6 Strohbündel.

Die Fracht für Waaren wird durch die Kosten beim Ausladen sehr gesteigert. Diesen Winter, wo die Handarbeit sehr billig war, betrug der Preis für das Herausschaffen der Tonne aus dem untern Schiffsraume und das Fahren nach dem Wharf 5 Piaster. Der Wharf ist eine Art hölzerner Brücke, die von einer Seite ans Land stößt und ungefähr 350 Metres weit in den Hafen reicht. Hier stationiren die Dampfboote

und leichten Segelschiffe und nehmen hier ihre Passagiere oder Ladung ein. Hier findet denn auch im Allgemeinen das Ausladen der Waaren Statt, denn am Gestade ist das Wasser nicht sehr tief. Der Wharf ward vergangenes Jahr durch Subscription erbaut. Jeder Lastträger entrichtet eine Abgabe von einem Réal, als Zins für die Subscription, um so die Vorschüsse zu decken. Sind die Waaren hier oder an einem andern Punkte des Gestades ausgeladen (wenn Letzteres möglich ist), so muß man abermals starke Summen zahlen, um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu schaffen. Der Preis für einen Lastträger ist dann ein Piaster, wenn die Entfernung nahe und doppelt so viel, wenn sie weiter ist. Fügt man zu diesen Unkosten die der Magazinirung, außerdem aber 10 Proc. für den Consignatar, den von der Duane erhobenen Zoll, der sich zwischen 30 bis 100 Proc. beläuft, so darf man sich nicht wundern, wenn so viele Speculationen mißglücken.

Beim ersten Anscheine könnte man glauben, die Municipalbehörde hätte den schlechten Zustand der Straßen, wenn nicht verhindern, doch wenigstens vermindern und sie mindestens fahrbar machen können. Aber, wie schon erwähnt, es fehlt hier ganz an Steinen, und man hätte sie nicht allein weit vom Gestade des Meeres in den Bergen suchen müssen, wo keine Mög-

lichkeit des Transports ist, sondern man müßte auch förmliche Steinbrüche anlegen. Indessen hat man es doch versucht. Nun sind Steine hier zwar selten, Geld aber nicht minder; es gilt hier immer 20 Proc. monatlich, und beim gegenwärtigen Stande der Dinge würde ein solches Unternehmen enorme Summen kosten ohne großes Resultat. Man hat daher provisorisch darauf verzichtet, die Straßen von San Francisco zu macadamisiren. Dagegen hat man es vorgezogen, hölzerne, zwei Fuß breite Gossen anzulegen, um den Abfluß des Wassers zu erleichtern. Auch dieß wird eine lange und kostspielige Arbeit seyn, und es ist zu fürchten, daß sie bis nächsten Winter nicht fertig wird, denn die Leute, welche daran arbeiten, eilen gewiß auch bald nach den Minen. Viele davon sind sogar schon fort. Das Wetter, welches schön bleibt, denn die Regenzeit scheint entschieden vorüber zu seyn, und die Sonnenwärme erregen bei Allen, bei Großen und Kleinen, das Verlangen nach Reichthum und Glück, und schon sind alle Wege mit Goldsuchern bedeckt.

Ungerecht wäre es, die Trottoirs von San Francisco ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Im Allgemeinen sind sie aus Faßdauben gemacht; diese werden auf zwei hölzernen Böcken von einem bis zwei Fuß Höhe festgenagelt, mit einem Zoll Zwischenraum. Diese Dauben bilden also gewissermaßen Brücken über

dem Koth. Leider giebt es deren nicht überall und nur in den reichen Quartieren findet man dieſe bizarren Trottoirs. Jeder Kaufman ordnet den zu ſeinem Hauſe führenden Weg, ſo gut es eben geht, damit man zu ſeiner Bude gelangen kann. Außerdem wäre es ein großes Riſico, den Winter zu Hauſe zu verbringen. Und was iſt das für ein zu Hauſe, großer Gott! oder was ſind das für Hotels! Unter einem luftigen, Wind und Regen kaum wehrenden Dache, ſtatt des Bettes ein Brett, ohne Matratze, ohne Decken, es müßte denn ſeyn, daß man ſich welche aus Europa mitgebracht, zuſammengeſchichtet in einer engen Stube, über einander gebettet wie die Auswanderer auf den Zwiſchendecken der Schiffe, das iſt das ganze Comfort, welches die Reiſenden in einem ſog. Hotel finden! Ja und dieſen Comfort fand man früher nicht einmal. Gegenwärtig hat die Concurrenz dieſe Hotels vermehrt und die Preiſe vermindert; man zahlt für Eſſen und Wohnung täglich zwei Dollars.

Aber es giebt auch noch andere, nicht minder ſonderbare Trottoirs; dieſe beſtehen aus den Koffern und Kiſten, in denen ſich diejenigen Waaren befinden, welche man weder verkaufen, noch in die Magazine bringen will. Zuweilen dienen auch Fäſſer mit Wein, Branntwein, Aguardiente und Gin zu Trottoirs. Man weiß nicht, wo man ſie unterbringen ſoll, denn Keller giebt

es nicht in San Francisco, und so legt man natürlich Alles vor seine Thür, was Einem irgendwie im Wege ist. Welcher Art diese so preisgegebenen Waaren sind, ist ganz einerlei, denn alle werden respectirt und sind gewissermaßen geheiligt; Niemand rührt sie an. Die unerbittlich gegen die Diebe verhängte Todesstrafe hat wohl ein Wenig zu diesem Resultate beigetragen. Denn hier wird das alte Sprüchwort in Ausübung gebracht: Schnell gefangen, schnell gehangen! Eine Gerichtsverhandlung findet zwar Statt, aber auf der Stelle; sodann wird man auf das Verdeck der im Hafen stationirenden americanischen Corvette gebracht; darauf wird die Flagge der Justiz aufgehißt und ein Kanonenschuß verkündet die Bestrafung des Schuldigen.

Trauernd muß ich die Bemerkung machen, daß sich die Spielwuth ungeheuer vermehrt und mit ihr die Spielhäuser; ganze Straßen bestehen fast nur aus solchen. Der Spielherd liegt fast immer im Erdgeschoß und das Innere dieser Häuser ist elegant verziert. Zum bessern Anlocken spielen Musiker ihre schönsten Stücke; Thüren und Fenster sind geöffnet und man erblickt durch sie die vielen mit Gold- und Silberstücken beladenen Tische, die ebenfalls als Köder für schwache vorübergehende Menschen dienen. Diejenigen, welche diese teuflischen Fallen stellen, speculiren gewöhnlich nur

zu richtig. Wer kann sagen, wie viele Unglückliche diese verderbenschwangeren Häuser wieder verlassen haben, nachdem sie in ihnen die Frucht saurer Arbeit eines ganzen Jahres in den Placers zurückgelassen? Zwar trösten sie sich oft mit dem Gedanken, daß ihnen die Minen ja wieder offen stehen. Aber wer weiß es, ob sie nicht zum zweiten Male die Opfer einer neuen Schwachheit werden?

Die Lebensmittel sind fortwährend wohlfeil. Eine Mahlzeit kostet fast überall 5 Fr. Schlachtfleisch giebt es in Menge. Davon nährt sich die Bevölkerung hauptsächlich; sie ist die Nahrung des Armen wie des Reichen und in Betracht der Wohlfeilheit die einzig mögliche. Frische Gemüse sind kaum zu haben und äußerst selten; ein Kohlkopf kostet 2 Dollars; Erdäpfel, die sich von weit her transportiren lassen, werden 2 bis 3 Realen das Pfund verkauft. Die americanischen Realen gelten doppelt so viel wie die spanischen und repräsentiren $12\,^1/_2$ Sous unserer Münze. Sie sind übrigens die kleinste Münze, welche hier im Cours ist; Kupfermünze ist ganz unbekannt.

Als ich Frankreich verließ, erwartete ich, nicht weniger als 40,000 Chinesen als Goldsucher in Californien zu finden; denn so viel sollten den Zeitungen nach bereits abgereist seyn. Allein es war eben ein Mährchen, wie man deren viele über dieß Land ver-

breitet. Dieſe 40,000 Menſchen reduciren ſich auf drei bis vier Inhaber von Reſtaurationen, welche Chineſen ſind; man ſpeiſt hier für 5 Fr. die Portion nach chineſiſcher Weiſe. Wenn man auch keine Schwalbenneſter verzehrt, weil es deren hier nicht giebt, ſo genießt man dagegen bei ihnen viel Thee oder Kaffee.

Bären ſtehen hier hoch im Preiſe und gelten jeder 2000 Fr.: nur in großen Häuſern erſcheint Bärenfleiſch auf dem Tiſche; dieſes gilt, nebſt einigem anderen Wildpret, das ebenfalls mit Gold aufgewogen wird, als das non plus ultra eines ſplendiden Feſtmahls.

Das Terrain, auf welchem San Francisco liegt, beſteht wie die Umgegend aus einer Menge von Hügeln, unter denen dann und wann hohe Berge, ebenfalls von Sand, emporſteigen. In einer Strecke von mehreren Quadratmeilen ſind dieſe Berge mit Bäumen bedeckt, welche im Sande Wurzel gefaßt und ſich ſeit Jahrhunderten darin entwickelt haben. Unter den Aexten der Auswanderer fallen deren alltäglich, theils zur Feuerung in den Winternächten, theils zur Erbauung der Hütten. Die Stadt hat die Rieſenarbeit unternommen, dieſe Hügel und Berge zu nivelliren, mit Ausnahme jedoch von drei bis vier Bergen, welche zu hoch ſind. Mehrere derſelben ſind bereits verſchwunden und haben dazu gedient, die Löcher und Vertie-

fungen auszufüllen, welche den Boden ſo uneben machten. Es iſt dieß ein ſehr lobenswerthes Unternehmen. Der hohe Arbeitslohn hat bis jetzt die Ausführung dieſes nützlichen Projectes nicht gehemmt, welches auf die Zukunft von San Francisco einen großen Einfluß haben wird. Jeder Terraſſenarbeiter verdient einen täglichen Lohn von 5 Dollars (25 Fr.). Ein merkwürdiges Land, in welchem das Minimum eines Tagelohns 25 Fr. beträgt! Abgeſehen vom öffentlichen Nutzen lag, wie ich glaube, noch eine andere Erwägung der Annahme dieſes Plans zum Grunde, nämlich den während des Winters unbeſchäftigten Auswanderern Arbeit zu verſchaffen. Dieſe Situation hat einige Aehnlichkeit mit den Nationalwerkſtätten von 1848, nur mit dem Unterſchiede, daß man hier ſehr ernſtlich und angeſtrengt arbeitet.

Indeſſen werden dieſe Arbeiten bald völlig unterbrochen werden. Schon entflammt das ſeit länger als 14 Tagen herrſchende ſchöne Wetter alle Individuen und Keiner möchte der Letzte ſeyn, der in die Minen eilt. Es beginnt daher eine förmliche Umwälzung; man wird mit fortgeriſſen, man weiß nicht wie, und es iſt kaum möglich, den allgemeinen Enthuſiasmus nicht mit zu theilen!

So will ich denn auch fort in jene unbekannten Ebenen von Ober-Californien, um dort das rauhe, be-

schwerliche Geschäft der Schanzgräberei zu betreiben. Ob meine ferneren Briefe Ihnen zukommen werden, weiß ich nicht. Jedenfalls aber hoffe ich, Ihnen eines Tags das abenteuerliche Leben in den Placers oder die Mühseligkeiten des Goldgrabers schildern zu können.

Ich kann aber nicht abreisen, ohne mit tiefer Bewegung an meine Freunde und meine Familie zurückzudenken, von denen ich mich nun noch weiter entfernen werde. Auch an mein bereits so lange Zeit unglückliches und geprüftes Vaterland muß ich denken. Daher zuvor noch aus tiefster Seele: Gott schütze mein Frankreich!

Derbec.

Die Aëroſtaten und die Aëronauten.

I.

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit mehr als einmal den Aeroſtaten zugewendet und den mancherlei Vortheilen, welche man hinsichtlich gewisser wissenschaftlicher Forschungen aus der freien Fortbewegung in der Luft ziehen könnte. Beinahe immer folgten auf solche Perioden des Feuereifers für aeroſtatiſche Aufſteigungen wieder Perioden völliger Gleichgültigkeit und die Er-

findung des Montgolfier hat mit der Mehrzahl der übrigen neueren Erfindungen das gemein, daß sie abwechselnd mit Enthusiasmus begrüßt wurde oder in ungerechte Vergessenheit versank. Indessen beginnt man in der jüngsten Zeit wieder lebhafte Forschungen darüber, welche Dienste die Aerostaten der Wissenschaft leisten könnten und mit dieser allerdings sehr wichtigen Frage erwachte zugleich eine andere Frage von weit höherem Verführungsreize: die von einer durch den menschlichen Geist geregelten und geleiteten Luftschifffahrt. Damit gelangen wir an die Grenze der Hypothesen, aber sind nicht selbst die Größe und Kühnheit solcher Unternehmungen glänzende Beweise von der intellectuellen Thätigkeit unsers Jahrhunderts? In dem vorliegenden Falle finden wir, wo nicht große augenblicklich zu bestätigende Resultate, doch gewiß eine merkwürdige Regsamkeit in Forschungen und Versuchen nach verschiedenen Richtungen, und die Jahrbücher der Fortbewegung in der Luft von den ersten Montgolfieren an bis zu dem Luftschiffe des Herrn Petin hängen in mehr als einem Punkte innigst zusammen mit der Geschichte der Naturwissenschaften und deren neuesten Fortschritten, was wir leicht zu beweisen hoffen.

Jedermann weiß, daß die ursprünglich rein französische Erfindung der Aerostaten den Brüdern Ste-

phan und Joseph Montgolfier, Söhnen eines Fabrikanten zu Annonay, angehört, der seit geraumer Zeit schon wegen seiner Geschicklichkeit in der Papierfabrikation bekannt gewesen. Die Familie Montgolfier stammte ursprünglich aus der kleinen Stadt Ambert in der Auvergne. Man sah noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Abhang eines seine Stadt beherrschenden Hügels die Trümmer des uralten Wohnsitzes der Familie Montgolfier, welche in der That der Landschaft ihres Ursprungs ihren Namen entnommen oder gegeben zu haben scheint [1]). Die Montgolfier hatten sich eifrigst der Sache der Reformation hingegeben. Nach dem Gemetzel der Bartholomäusnacht wurden ihre Güter confiscirt, ihre Papiermachereien zerstört und sie flüchteten sich mit den Trümmern ihres Vermögens in's Gebirge. Die Anstalten, welche sie später zu Annonay gründeten, wurden sehr bald von großer Bedeutung und im Anfange des 18. Jahrhunderts war die Fabrik von Peter Montgolfier wegen der Vortrefflichkeit ihrer Erzeugnisse durch ganz Europa berühmt.

---

1) Man findet in der That auf der großen Karte Frankreichs von Cassini, Blatt 52, nordwestlich von Ambert den Montgolfier und darunter das Cros von Montgolfier. A. d. V.

Im Schooße dieser seit Jahrhunderten der Uebung der Industrie und der Künste gewidmeten Familie, unter den Augen eines Vaters, der wegen seiner Einsicht und seiner Redlichkeit gleich hochgeehrt wurde und als wahrer Patriarch unter seinen Arbeitern und seinen Kindern lebte, wurden denn die Erfinder der aerostatischen Maschine geboren. Ihrem Berufe zu industrieller Thätigkeit und Arbeit mit Eifer sich hingegend, bereiteten sie sich durch das Studium der Wissenschaften, für welche sie später eine warme Neigung niemals mehr verloren, frühzeitig vor.

Stephan Montgolfier hatte einen entschiedenen Hang und Beruf zur Baukunst; er ging nach Paris und trat dort bei Soufflot in die Lehre. In der Umgegend von Paris stehen noch einige nach seinen Plänen gebaute Kirchen und Häuser als lebendige Beweise seines Talents und seines Geschmacks. Zudem äußerte sich bei Stephan sehr frühzeitig Anlage und Neigung für die mathematischen Disciplinen, wodurch er sich die Hochachtung der ausgezeichnetesten Gelehrten erworben hat. Indessen rief ihn sein Vater nach Annonay zurück, wo er an der erblichen Manufactur thätigen Antheil nehmen sollte. Stephan Montgolfier brachte seiner Familie die nützliche Hülfe seiner Kenntnisse mit zurück. Er entdeckte mehrere Fabricationsverfahren, welche von den Holländern, die so

lange Zeit unsere Nebenbuhler in diesen Zweigen gewesen, als tiefste Geheimnisse gehütet wurden [1]) und trug wesentlich viel zu dem gänzlichen Umschwung bei, den in jener Zeit dieser wichtige Zweig der französischen Industrie erlebte.

Sein Bruder und Arbeits- und Ruhmsgenosse, Joseph Montgolfier, hatte gleich ihm ebenfalls sehr frühzeitig eine vorherrschende Neigung zu den mathematischen Wissenschaften empfunden; allein dabei hatte er eine Absonderlichkeit des Geistes, welche ihn von allen herkömmlichen Regeln und Methoden bei den Arbeiten der Geometer entfernte. In der Ausführung seiner Berechnungen wich er stets von den bekannten Wegen ab; er combinirte für sich selbst, mit Hülfe empirischen Versuchens, gewisse Formeln, deren er sich zur Lösung der schwierigsten und zartesten Probleme bediente. Er hatte weit weniger Kenntnisse und Wissen als sein Bruder, aber er war dafür mit

---

1) Auf solche Weise veränderte er den in der Fabrik angewendeten Beweger, modificirte die ganze Einrichtung der Trocknenwerke und erfand Formen für das grand-monde genannte und früher unbekannte Papier. Er entdeckte auch das Geheimniß der Fabrikation des Velinpapiers, welches Frankreich bis dahin von dem Auslande bezogen hatte.
A. d. V.

einem wahrhaft erfinderiſchen Genie, nicht ohne Anflüge von Bizarrerie, reichlich ausgeſtattet. Nachdem er in ſeinem 13. Jahre in dem Collegium von Tournon untergebracht worden, hatte er ſich den Erforderniſſen der claſſiſchen Studien durchaus nicht fügen können und war eines Morgen fortgegangen, mit dem feſten Entſchluß, bis an die Küſte des mittelländiſchen Meeres zu eilen und dort als Einſiedler zu leben. In einer Meierei von Nieder-Languedoc überwältigte ihn der Hunger und führte ihn wieder in das Collegium zurück. Beſſer glückte ihm ein zweiter Fluchtverſuch, wobei er in die Stadt St. Etienne gelangte. Sogleich nach ſeiner Ankunft daſelbſt bezog er einen elenden Winkel, verfertigte hierbei Berlinerblau und einige andere in den Künſten gebrauchte Salze, wodurch er ſich Geld genug erwarb, um nach Paris ziehen zu können. Hier fand Joſeph Montgolfier in dem Kaffeehauſe Procope eine Vereinigung der ganzen Literatur und Wiſſenſchaft jener Zeit und knüpfte einige Verbindungen an, welche auf ihn den glücklichſten Einfluß übten. Nachdem ſein Vater auch ihn zurückgerufen hatte, kam er wieder nach Annonay und nahm Antheil an den Arbeiten der Fabrik. Fortan konnte er dem vollen Drang ſeiner Einbildungskraft freien Lauf laſſen; aber ſeine Ideen waren ſo neu und ſo kühn, daß der Geiſt der Ordnung und Spar-

samkeit seines Hauses darüber mit Recht sich entsetzte und häufig seinen Drang in gemessenen Schranken zurückhalten mußte. In der That bedurfte der von Natur ihm inwohnende Unternehmungstrieb der Berichtigung und Zähmung durch einen ruhigeren und methodischen Geist: er fand bei seinem Bruder die ihm selbst fehlenden Eigenschaften. Diese beiden in sich selbst so verschiedenen Geister fanden in sich eine gegenseitige Ergänzung und wurden sich gegenseitig unentbehrlich. Von diesem Tage an entspann sich zwischen den beiden Montgolfier jene Gemeinschaft des Daseins, jenes intellectuelle Doppelleben, woraus allein ihre Arbeiten begreiflich werden und ihr Erfolg entsprang.

Die Stadt Annonay liegt im Angesicht der Hochalpen und aus der Fabrik der Brüder Montgolfier überblickte man am Horizont die ganzen Ketten dieser Gebirge. Das Schauspiel des Entstehens und Aufsteigens der Wolken, welches täglich auf den Flanken der Alpen ihrem Auge sich darbot, führte sie bald zu dem Nachdenken über die Ursachen des Schwebens und Gleichgewichts dieser ungeheuern, am Himmel sich fortbewegenden Massen. Aber der erfinderische Geist der beiden Brüder konnte dabei unmöglich mit rein theoretischen Speculationen sich begnügen und sie gelangten bald zu dem Vorhaben, die Natur in einer

ihrer glänzendsten Operationen nachzuahmen. Es schien ihnen nicht unmöglich, künstliche Wolken zu bilden, die als Nachahmung der natürlichen Wolken in die höchsten Gebiete der Luft sich erheben könnten. Zu möglichst genauer Herstellung der von der Natur festgesetzten Bedingungen, schlossen sie Wasserdunst in eine zugleich leichte und widerstehende Hülle ein. Diese künstliche Wolke erhob sich allerdings in die Luft, aber die äußere Temperatur verwandelte den Dunst bald in den Flüssigkeitszustand, wonach die durchnäßte Hülle natürlich sogleich auf den Boden zurückfiel. Ohne besseren Erfolg versuchten sie die Ansammlung vom Rauch verbrannten Holzes in einer Leinwandhülle. Das Gas in dieser Hülle erkaltete schnell und vermochte nicht den kleinen Apparat emporzuheben.

Während dessen erschien in Frankreich eine Uebersetzung des Werkes von Pristley: „Ueber die verschiedenen Arten von Luft.“ In diesem Buche, welches einen so entscheidenden Einfluß auf die Schöpfung und Entwicklung der Chemie übte, machte Pristley mit einer großen Anzahl neuer Luftarten bekannt, er erörterte in allgemeinen Ausdrücken deren verschiedene Eigenthümlichkeiten, Charaktere, specifische Gewichte und überhaupt alle relativen Unterschiede der sämmtlichen elastischen Flüssigkeiten. Bei einem Aufenthalte von Stephan Montgolfier zu Montpellier

fand er Gelegenheit, dieſes Buch zu leſen. Sogleich nach ſeiner Rückkehr nach Annonay dachte er angelegentlich über die von dem engliſchen Phyſiker bezeichneten Thatſachen nach und bei der Erſteigung des Strandes von Serrière wurde er, wie er in ſeiner Rede in der Academie zu Lyon ſagt, betroffen von dem Gedanken der Möglichkeit der Schiffbarmachung der Luft mittelſt Benutzung eines Theils der von Priſtley an den elaſtiſchen Flüſſigkeiten entdeckten Eigenthümlichkeiten. Zur Erhebung in die Atmoſphäre genügte die Einſchließung eines Gaſes, welches leichter iſt als die Luft, in eine Hülle von geringem Gewicht. Ein ſolcher Apparat mußte ſich mittelſt ſeines Uebermaßes von Leichtigkeit über die ihn umgebende Luft weit erheben, bis er in einer gewiſſen Höhe auf Luftſchichten ſtößt, deren ſpecifiſche Schwere ihn im Gleichgewicht erhalten wird. Bei ſeiner Nachhauſekunft beeilte ſich Stephan Montgolfier, dieſen Gedanken ſeinem Bruder mitzutheilen, worüber dieſer außer ſich gerieth. Von dieſem Augenblicke an waren ſie des Gelingens ihrer Verſuche der Nachahmung und Hervorbringung von Wolken gewiß. Zuerſt machten ſie den Verſuch, gewiſſe ſpecifiſch leichtere Gaſe als die Luft in verſchiedene Hüllen von wenig Gewicht einzuſperren. Das brennbare, d. h. das Waſſerſtoffgas, wurde zu einem der erſten Verſuche verwendet; aber die Pa-

pierhülle, deren ſie dabei ſich bedienten, ließ das Gas durchgehen, entwiſchen, die äußere Luft drängte ſich an deſſen Stelle ein und die einen Augenblick ſich erhebende Kugel begann bald wieder zu ſinken. Ueberdieß war das Waſſerſtoffgas ein zu jener Zeit noch kaum beobachtetes und unterſuchtes Gas, deſſen Bereitung ſchwierig und theuer; man verzichtete alſo auf deſſen weitere Anwendung. Nach mehreren Verſuchen mit einigen andern Gaſen oder Dünſten kamen die Brüder Montgolfier auf den Gedanken, daß die Electricität, welche ſie als eine der Haupturſachen des Aufſteigens und des Gleichgewichts der Wolken betrachteten, auch bei der Aufſteigung ihres Apparats eine Hauptrolle ſpielen würde. Demgemäß erſtrebten ſie die Fertigung eines Gaſes, welches electriſche Eigenſchaften an ſich haben ſollte. Sie dachten ein Gas von dieſer Natur durch Vermiſchung eines Gaſes mit alkaliniſchen Eigenſchaften mit einem andern Dunſte ohne ſolche Eigenſchaften zu erhalten. Zur Hervorbringung einer ſolchen Vermiſchung verbrannten ſie zuſammen leicht befeuchtetes Stroh und gehackte Wolle, einen thieriſchen Stoff, der beim Verbrennen Gaſe mit alkaliniſcher Reaction erzeugt. Sie fanden, daß die Verbrennung dieſer beiden Stoffe unter einer von allen Seiten wohl verſchloſſenen und gehörigen Widerſtand lei-

ſtenden Hülle von Linnen und Papier den kleinen Apparat ſchnell emportrieb [1]).

Die theoretiſche Idee, welche die Brüder Montgolfier zu der Erfindung der Luftballone führte, erträgt keine Unterſuchung. Es war eine jener vagen und ſchlecht bedachten Conceptionen, wie man deren in jener Zeit der Auffriſchung und Erneuerung aller modernen Wiſſenſchaften ſo viele findet. Das Aufſteigen der Montgolfieres erklärte ſich ganz einfach aus der Ausdehnung der erhitzten Luft, welche dadurch leichter als die ſie umgebende Luft geworden und demgemäß ſo lange emporſtieg, bis ſie Luftſchichten von gleicher

---

1) Nicht zu Annonay, ſondern zu Avignon geſchah der erſte Verſuch mit einem kleinen Apparat, gegründet auf die Principien, worüber die Brüder Montgolfier unter ſich einig geworden waren. Stephan Montgolfier, den ſeine Geſchäfte in die Stadt der Päpſte geführt hatten, verfertigte im November 1782 ein kleines, hohles Parallelipipedum von Seide von einem Gehalt von nur 2 Kubikmeter Luft und ſah, zu leichtbegreiflicher Freude, dieſen kleinen Ballon zur Decke ſeines Zimmers aufſteigen Sogleich nach ſeiner Rückkunft zu Annonay beeilte er ſich, einen ſolchen Verſuch mit ſeinem Bruder zu wiederholen. Sie arbeiteten im Freien mit demſelben Apparat, der ſich vor ihren Augen in eine ſehr große Höhe erhob. A. d. V.

Dichtigkeit berührt. Der durch die Verbrennung der Wolle und des feuchten Strohs reichlich hervorgebrachte Rauch vermehrte nur das Gewicht der erwärmten Luft, ohne einen einzigen der Vortheile, worauf die Erfinder gerechnet hatten, hervorzubringen. Hr. v. Sauſſure bewies dieß auch vollkommen im folgenden Jahre, indem er zur Beendigung der zwiſchen den Phyſikern darüber entſtandenen Discuſſion einen am untern Theile offnen Papierballon nahm und in deſſen Inneres ein weißglühendes Sondireiſen mit aller Vorſicht brachte. Die kleine Maſchine dehnte ſich ſogleich augenſcheinlich aus, entwiſchte der Hand des Operateurs und ſtieg bis an die Decke des Saals empor. Hierdurch war wohl zur Genüge bewieſen, daß die Verdünnung der Luft durch die Hitze die einzige Urſache dieſer Erſcheinung geweſen und man hörte auch in der That auf, der die Aufſteigung beſtimmenden Gasmiſchung den ungehörigen Namen des Montgolfier-Gaſes zu geben.

Ermuthigt durch das Reſultat dieſer erſten Erfahrung, bauten die Brüder Montgolfier einen größeren Apparat, welcher 20 Kubikmeter Luft enthalten konnte. Dieſer neue Verſuch glückte vollkommen, denn die Maſchine ſtieg mit ſolcher Gewalt empor, daß ſie die dieſelbe haltenden Schnüre ſprengte und auf den benachbarten Höhen niederfiel, nachdem ſie eine Höhe von 300 Metern erſtiegen hatte. Hiernach ihres Erfolgs gewiß,

machten sich die Brüder an den Bau eines Apparats im großen Maßstabe und beschlossen die Veranstaltung einer feierlichen Auffahrt auf dem öffentlichen Platze von Annonay, womit ihre Erfindung bekannt und anerkannt wurde. Der Versuch fand auch wirklich am 5. Juni 1783 Angesichts einer unermeßlichen Volksmenge Statt. Die Versammlung der Provinzial-Stände von Vivarais, welche gerade damals ihre Sitzungen zu Annonay hielt, wohnte vollzählig diesem ersten merkwürdigen Versuche bei. Dieser aerostatische Apparat hatte einen Durchmesser von 12 M., war aus Packleinwand verfertigt und mit Papier gefüttert. An seinem untern Theile hatte man einen Herd von Eisendrahr angebracht, worauf man 10 Pf. feuchtes Stroh und kleingehackte Schafwolle verbrannte. Der Ballon zeigte dringende Lust, aufzusteigen, man überließ ihn sich selbst und sogleich erhob er sich unter ungeheurem Jauchzen des Volks. Binnen 10 Minuten stieg er zu einer Höhe von 500 M. auf; da er jedoch wegen Mangels an Luftdichtigkeit der Linnen- und Papierhülle einen großen Theil seines Gases durchließ, so sah man ihn bald wieder langsam zur Erde herbschweben. Ein Protocoll über diesen großen Versuch wurde sogleich durch die Mitglieder der Stände zu Vivarais aufgenommen und an die Akademie der Wissenschaften zu Paris eingesendet. Auf den Antrag des damaligen

Miniſters, Hrn. v. Breteuil, ernannte die Academie der Wiſſenſchaften eine Commiſſion zur nähern Kenntnißnahme der Thatſachen. Dieſe Commiſſion bildeten Lavoiſier, Cadet, Condorcet, Desmaretz, Boſſut, Briſſon, Leroy und Tillet. Stephan Montgolfier wurde nach Paris berufen und in Kenntniß davon geſetzt, daß nächſtens ein zweiter Verſuch auf Koſten der Academie Statt finden ſollte.

Indeſſen hatte die Nachricht von dem Verſuche zu Annonay in Paris das lebhafteſte Aufſehen erregt. Die Neugierde des Volks und der Gelehrten war zu ſcharf geſtachelt worden, als daß man ſich in die herkömmliche Langſamkeit akademiſcher Commiſſionen hätte fügen können. Man mußte den Pariſern das Schauſpiel eines ſolchen Verſuchs baldmöglichſt und um jeden Preis verſchaffen. Fujas de St. Fond, Profeſſor am Muſeum, eröffnete eine Subſcription zur Deckung der Koſten eines ſolchen Verſuchs und erzielte damit binnen wenigen Tagen die Summe von 10,000 Fr. Die als ſehr geſchickte Verfertiger von phyſikaliſchen Inſtrumenten berühmten Brüder Robert wurden mit Erbauung dieſer Maſchine beauftragt; der damals im vollen Glanze der Jugend und des Talents prangende Profeſſor Charles übernahm die Leitung der Arbeit. Das Unternehmen hatte ſeine großen Schwierigkeiten, wie man ſich ſehr leicht denken kann. Das Protocoll über den Ver-

ſuch der Brüder Montgolfier und die Briefe von Annonay, welche über alle Einzelheiten berichten, hatten gar keine nähere Andeutung über die Natur des Gaſes ertheilt, deſſen ſich der Erfinder bedient hatte; man hatte ſich auf die einfache Bemerkung beſchränkt, daß die Maſchine mit einem Gas gefüllt worden, welches nur halb ſo ſchwer als die gewöhnliche Luft geweſen. Charles verſchwendete ſeine Zeit nicht mit Erforſchung der Gasart, deren ſich Montgolfier bedient hatte; da der Verſuch mit einem Gas vom halben ſpecifiſchen Gewicht der atmoſphäriſchen Luft gelungen war, ſo war ihm einleuchtend, daß er mit dem brennbaren Gaſe oder Waſſerſtoffgas, welches vierzehnmal leichter iſt als die atmoſphäriſche Luft, noch viel beſſer gelingen müßte. Demgemäß entſchloß er ſich zu einer Füllung des Ballons mit Waſſerſtoffgas. Aber die Bereitung dieſes Gaſes hatte ihre großen Schwierigkeiten. Dieſe brennbare Luft war ein damals noch ſehr wenig bekanntes Gas; man hatte es noch niemals bereitet außer bei den öffentlichen Lehrcurſen und in ſehr kleinen Quantitäten. Selbſt die Gelehrten verfuhren damit noch nicht ohne bedeutende Angſt vor den Gefahren, welche ſeine leichte Entzündbarkeit bietet. Aber hier handelte es ſich um Bereitung und Anſammlung von mehr als 40 Kubikmetern dieſes Gaſes in einem und demſelben Behältniß.

Demungeachtet machte man sich an die Arbeit: man richtete sich in den Werkstätten der Brüder Robert nahe an dem Siegesplatze ein. Zum ersten Male hatte man hier einen Apparat zur Bereitung und Aufbewahrung von Gasen zu ersinnen und zu verfertigen. Mancherlei Einrichtungen dazu wurden ohne sehr günstigen Erfolg getroffen; endlich vereinigte man sich zur Bildung und Entwickelung des Gases über einen Apparat von folgender Einrichtung. Man nahm ein Faß, füllte es mit Wasser und Eisenfeilspänen; im obern Boden dieses Fasses brachte man zwei Oeffnungen an, in eine davon steckte man eine blecherne Röhre, welche das Gas in das Innere des Ballons führen sollte, die andere verschloß man einfach mit einem Stöpsel, um dadurch nach und nach und in sehr kleinen Portionen Schwefelsäure nachgießen zu können, welche mittelst ihrer Reaction auf das Eisen das Wasserstoffgas hervorbringen sollte. Man ersieht aus dieser rohen Vorrichtung, wie weit man noch in jener Epoche in der Kunst der Gasbereitung und Gasbehandlung zurück war und man begreift hiernach auch, welche Hindernisse man zu überwinden hatte, bevor man seinen Zweck erreichen konnte. Hier genüge uns die Bemerkung, daß man zur Erlangung der für die Füllung des Ballons nöthigen Quantität von Gas 1000 Pf. Eisen und 500 Pf. Schwefelsäure verwenden mußte. Drei Tage verstrichen

über der Entwickelung des Wasserstoffgases. Am vierten Tage schwebte der zu zwei Drittheilen mit Gas gefüllte Ballon frei in der Werkstätte der Brüder Robert.

Indessen hatte das Publicum von den am Siegsplatze vorgehenden Operationen Kunde erlangt und drängte sich daher schaarenweise vor den Thüren des Hauses. Zur Abhaltung des Zudrangs der Neugierde mußte man polizeiliche Hülfe in Anspruch nehmen. Am 27. August war Alles zu dem öffentlichen Versuche vorbereitet. Man beschäftigte sich also mit der Fortschaffung der Maschine auf das Champ de Mars, wo die Aufsteigung Statt finden sollte. Zu möglichster Vermeidung eines Gedränges von Neugierigen veranstaltete man die Fortschaffung vor Tagesanbruch. Auf eine Tragbahre gestellt, von Fackelträgern umgeben und von einer Abtheilung der Schaarwächter begleitet, wandelte die Maschine langsam dahin. Die Dunkelheit der Nacht, die seltsame und unbekannte Gestalt dieses ungeheuern Ballons, der durch die Todesstille der Gassen so langsam sich fortbewegte, Alles verlieh diesem nächtlichen Schauspiele einen eigenthümlich geheimnißvollen und sonderbaren Charakter und man sah unterwegs Leute aus dem Volke, welche an ihre Arbeit gingen, vor diesem Zuge auf die Kniee sinken, ergriffen von dem Schauder einer Art von Aberglauben. Um 3 Uhr strömte

eine unermeßliche Menschenmenge nach dem Champ de Mars. Der Platz war mit Truppen umstellt, an allen Zugängen ringsum standen Wachen. Die Ufer des Flusses, das Amphitheater von Passy, die Kriegsschule, das Invalidenhaus und alle Umgebungen des Champ de Mars waren mit Neugierigen erfüllt. 300,000 Menschen, also die volle Hälfte der damaligen Gesammtbevölkerung von Paris, war hier versammelt. Um 5 Uhr gab ein Kanonenschuß das Zeichen zum Anfang des Versuchs und ertheilte zugleich einen Wink an die Gelehrten, welche auf der Terrasse des Garde-Meuble, auf den Thürmen von Nôtre-Dame und auf der Kriegsschule mittelst ihrer Werkzeuge und Berechnungen das Phänomen beobachten sollten. Seiner Bande entledigt, fuhr der Ballon mit solcher Schnelligkeit empor, daß er binnen 2 Minuten eine Höhe von 1000 Metern erreichte; hier stieß er auf eine dunkle Wolke, worin er sich verlor. Ein zweiter Kanonenschuß verkündete das Verschwinden des Ballons; aber bald sah man ihn die Wolke durchbrechen, dann in sehr großer Höhe für einen Augenblick wieder erscheinen und zum zweiten Male in andern Wolken sich verlieren. Ein unbeschreibliches Gefühl der Bewunderung und des Enthusiasmus bemächtigte sich nun des Gemüthes aller Zuschauer. Aller Hunderttausende Augen hafteten auf dem Punkte am Himmel und kein Einziger dachte an

Schutz gegen den unaufhörlich herabströmenden Regen. Die nach Aufregungen und Ueberraschungen stets dürstende Bevölkerung von Paris hatte einem so seltsamen Schauspiele noch niemals beigewohnt.

Indessen durchlief der Ballon nicht die ganze Bahn, welche er hätte durchlaufen können. In ihrem eifrigen Verlangen, demselben die vollkommen runde Form der Erdkugel zu verleihen und ihn zugleich in den Augen des Volks noch größer erscheinen zu lassen, hatten die Brüder Robert ganz gegen die Ansicht von Charles den Ballon vor der Abfahrt vollkommen zur ganzen Ausdehnung sich füllen lassen und führten sogar noch im Augenblick der Abfahrt neue Luft hinein, damit alle Theile des Hüllenstoffes sich vollkommen glatt ausspannten. Diese außerordentliche Ausdehnung des Stoffs verursachte einen Riß, sobald der Ballon in höheren Regionen angelangt war, und dieser Riß erfolgte überdieß an dessen Obertheile und mehrere Fuß lang, das Gas begann auszuströmen und der Ballon sank langsam nach 3 Stunden des Flugs bei Ecouen, 5 Stunden Wegs von Paris. Er fiel in die Mitte einer Truppe Bauern von Gonesse, welche anfänglich vor dieser Erscheinung heftigst erschraken, bald jedoch vom ersten Schrecken sich erholten und, um dafür sich tüchtig zu rächen, voll Wuth über die arme Maschine sich hermachten und solche binnen wenigen Minuten in viele

Stücke zerrissen. Der schöne Ballon mit Wasserstoffgas, dieses schöne Werkzeug, welches so viele Mühe und Arbeit gekostet hatte, wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden und eine ganze Stunde querfeld über Aecker, Wege und Gräben geschleift. Diese Geschichte erregte so viel Lärm, daß die Regierung für nöthig erachtete, eine Erklärung an das Volk in Betreff des Vorüberzugs und des Herabfallens aerostatischer Maschinen zu erlassen. In den letzten Monaten von 1783 wurde folgende Belehrung und Anweisung für ganz Frankreich erlassen und verbreitet — weil die guten Leute den herabfallenden Ballon für den Mond angesehen hatten:

„Nachricht für das Volk über das Aufsteigen von Ballons oder Kugeln: Man hat eine Erfindung gemacht, worüber nähere Belehrung zu ertheilen die Regierung für nothwendig erachtet, um einem Erschrecken vorzubeugen, welches solche Erscheinungen im Volke verursachen könnten. Durch Berechnung der Verschiedenheit der Schwere der sog. brennbaren Luft und unserer gewöhnlichen atmosphärischen Luft hat man gefunden, daß ein mit solcher brennbaren Luft gefüllter Ballon sich von selbst zum Himmel empor erheben muß bis zu dem Augenblicke, wo die beiderseitigen Luftarten im Gleichgewichte sind, was nur in einer sehr großen Höhe der Fall seyn kann. Der erste derartige

Verſuch iſt zu Annonay in Vivarais durch die Erfinder, die Brüder Montgolfier, gemacht worden. Eine Kugel aus Leinwand und Papier von 100 Fuß Umfang, mit brennbarer Luft gefüllt, ſtieg von ſelbſt zu einer Höhe auf, welche man nicht berechnen konnte. Ein ähnlicher Verſuch wurde vor Kurzem zu Paris wiederholt und zwar am 25. Aug. um 5 Uhr Abends, in Gegenwart einer zahlloſen Menſchenmenge. Eine Kugel von mit elaſtiſchem Gummi eingelaſſenem Taffet von 36 Fuß Umfang ſtieg vom Champ de Mars bis zu den Wolken empor, wo man ihn ganz aus dem Geſicht verlor. Man hat ſich vorgenommen, ähnliche Verſuche mit viel größeren Kugeln zu machen. Wer alſo von jetzt an eine ſolche Kugel am Himmel erblickt, welche einem verfinſterten Monde ähnlich ſieht, laſſe ſich dieſes geſagt ſeyn, damit er nicht davor als vor einem furchtbaren Phänomen erſchrecke, denn es iſt nichts Anderes als eine ſtets aus Taffet oder leichter Leinwand mit Papier überzogne zuſammengeſetzte Maſchine, welche kein Uebel zufügen kann und wovon man die Erwartung hegen darf, daß ſie eines Tages nützliche Anwendungen für die Bedürfniſſe der Menſchen finden werde. De Sauvigny."

Indeſſen war Stephan Montgolfier zu Paris angekommen, hatte der Aufſteigung auf dem Champ de Mars beigewohnt und ſchritt nun von ſeiner Seite zu

den nöthigen Vorkehrungen, um den Wünschen der Academie von Paris gemäß den Versuch zu wiederholen und zwar auf dieselbe Weise, wie er solchen zu Annonay gemacht hatte. Er richtete sich in den unermeßlichen Gärten seines Freundes Réveillon ein, desselben Fabrikanten in der Vorstadt St. Antoine, dessen Tod einige Jahre später die ersten Tage der französischen Revolution so traurig bezeichnen sollte. Der Aerostat, den Montgolfier verfertigen ließ, hatte eine beträchtliche Größe und dessen Form war eine ziemlich bizarre: der mittlere Theil bildete ein 8 Meter hohes Prisma, der obere eine Pyramide von gleicher Höhe und der untere Theil einen abgestumpften Kegel von 6 Metern, so daß die ganze Maschine von der Basis bis zu ihrer Spitze eine Höhe von 25 Metern erreichte und einen Durchmesser von ungefähr 15 Metern erhielt. Sie war von Packleinwand gemacht, innen und außen mit starkem Papier überzogen und konnte ein Gewicht von 1250 Pf. tragen.

Am 11. September 1783 machte man den ersten Versuch mit dieser schönen Maschine; man sah sie sich binnen 9 Minuten füllen, sich von selbst aufrichten, anschwellen und eine schöne Gestalt gewinnen; acht Männer, welche sie hielten, wurden von ihr mehrere Fuß hoch emporgehoben; sie wäre zu einer großen Höhe aufgestiegen, wenn man ihr nicht neue Kräfte entge-

gengesetzt hätte. Am folgenden Morgen wurde der Versuch in Gegenwart der Abgeordneten der Academie der Wissenschaften und einer beträchtlichen Anzahl anderer Personen wiederholt. Ungeachtet eines Schlagregens und sehr heftigen Windes verbrannte man 50 Pf. Stroh und damit in verschiedenen Abtheilungen 10 Pf. gehackte Wolle. Die Maschine blähte sich auf, verlor den Boden und hob sich empor mit einer Belastung von 500 Pf. Hätte man die ihn zurückhaltenden Seile abgeschnitten, so würde der Aerostat zu einer beträchtlichen Höhe aufgeflogen seyn, allein man wollte ihn keine Luftreise machen lassen. Montgolfier hatte nämlich von dem König den Befehl erhalten, seinen Versuch vor dem Hofe zu Versailles auszuführen. Zum Unglück verdoppelte sich der Regen im Augenblicke des Aufsteigens, der Wind begann zu wüthen, und bei der Anstrengung, womit man sich bemühte, die Maschine wieder auf die Erde zurückzuziehen, zerriß sie an mehreren Stellen, der Regen durchnäßte und zerstörte das zu leichte Gewebe, die wiederholten Windstöße vollendeten die Zerstückelung und bald war das Ganze zu ferneren Diensten unbrauchbar gemacht.

Indessen mußte am 19. September zu Versailles ein Versuch erfolgen. Montgolfier machte sich daher mit Hülfe einiger Freunde wieder frisch ans Werk; man arbeitete mit so viel Fleiß und Eifer, daß 5 Tage

zur Vollendung eines andern Aerostaten genügten, während man zur Verfertigung des vorherigen einen ganzen Monat gebraucht hatte. Dieser neue Ballon hatte eine vollkommene Kugelform, war aber dabei viel fester gebaut. Er bestand aus einem guten und festen Baumwollengewebe, war sogar mit Wasserfarben bemalt, blau mit goldenen Verzierungen und stellte ein reich ausgeschmücktes Zelt dar.

Am Morgen des 19. September brachte man ihn nach Versailles, wo Alles zu seiner Aufnahme bereitet worden. Im großen Hofe des Schlosses hatte man eine mächtige Estrade erbaut und in deren Mitte eine kreisförmige Oeffnung von 5 Meter Durchmesser angebracht. Hierüber sollte der Ballon kommen. Rings um diese Estrade war ein freier Gang zur Bedienung der Maschine. Der Heizapparat von Eisendrath, welcher den Aerostaten trug und welcher zur Aufnahme der Brennstoffe eingerichtet war, stand auf der Erde. In einen Korb von Weidengeflechte, der am Untertheile des Aerostaten hing, sperrte man ein Schaf, einen Hahn und eine Ente, welche daher bestimmt waren, die ersten Luftschiffer zu werden.

Um 10 Uhr Morgens war die ganze Straße von Paris nach Versailles mit Wagen bedeckt; von allen Seiten strömte man in Schaaren zusammen. Zur Mittagsstunde waren der Schloßhof, der Waffenplatz und

alle Zugänge ringsum mit Zuſchauern überſchwemmt. Der König kam mit ſeiner Familie auf die Eſtrade, wandelte rings um den Ballon und ließ ſich von Montgolfier die ganze Einrichtung und alle Vorbereitungen zu dem Verſuch erklären. Um 1 Uhr verkündete eine Musketenſalve das Beginnen der Füllung der Maſchine. Man verbrannte 80 Pf. Stroh und 5 Pf. Wolle. Die Maſchine entwickelte ihre Falten, ſchwoll ſchnell an und erhielt ihre volle impoſante Form. Eine zweite Musketenſalve verkündete die Bereitſchaft zum Aufſteigen. Bei der dritten Salve wurden die Seile zerſchnitten und der Aeroſtat ſchwang ſich unter ungeheurem Gejauchze der Tauſende prachtvoll empor.

Dieſer Ballon blieb nicht lange in der Luft. Im Augenblicke der Auffahrt hatte ein heftiger Windſtoß einen 7 Fuß langen Riß verurſacht und dieſer Riß verhinderte ein langes Verweilen in der Luft. Er fiel ſchon 10 Minuten nach ſeiner Aufſteigung eine Stunde Wegs von Verſailles im Gehölz von Vaucreſſon herab. Zwei Jagdaufſeher, welche ſich gerade in dem Gehölz befanden, ſahen die Maſchine ganz langſam herabſchweben und die hohen Aeſte der Bäume, auf welchen ſie ruhte, ſich beugen. Das Seil, woran der Korb mit der Thieren befeſtigt war, verwickelte ſich in den Zweigen, der Korbkäfig fiel herab, und ohne irgend einen Unfall kamen die Thiere heraus. Der Erſte, wel-

cher hinzukam, um den Ballon zu befreien und nachzusehen, wie die Thiere diese Reise überstanden, war Pilâtre des Rosiers. Er folgte allen diesen Versuchen mit glühender Leidenschaft, ohne zu ahnen, daß er selbst eines Tages sein Märtyrerthum und seinen Ruhm durch sie erlangen sollte.

II.

Von dieser Zeit an glaubte man mit einigem Vertrauen, die Ballone in eigentliche Luftschifffahrtszeuge umwandeln zu können. Stephan Montgolfier machte sich auch in der That an die Arbeit, in den Gärten der Vorstadt St. Antoine einen Ballon so anzulegen und einzurichten, daß er Reisende aufnehmen konnte. Die Maße an diesem Ballon waren sehr beträchtlich, denn er hatte nicht weniger als 20 Meter Höhe und 16 Meter im Durchmesser, konnte mithin ungefähr 20,000 Kubikmeter Luft enthalten. Rings um die untere Mündung des Ballons brachte man außerhalb eine kreisförmige Gallerie von Holzgeflecht an, mit einem Dach von Leinwand, bestimmt zur Aufnahme der Luftschiffer; diese Gallerie hatte 3 Fuß Breite, war beschützt durch eine Balustrade und gewährte einen bequemen Gang rings um den Ballon. Demnach blieb die untere Oeffnung der Maschine vollkommen frei und in der Mitte dieser Oeffnung befand sich an

Ketten aufgehangen der Heizapparat von Eisendrath, auf welchem die Verbrennung vor sich gehen sollte, die den Ballon emportreiben mußte. Auf einem Theile der Gallerie hatte man ein Magazin für eine Quantität Stroh angelegt, damit die Luftschiffer im Stande seyn sollten, mittelst Schürung des Feuers sich nach Belieben höher zu schwingen.

Sobald dieser Ballon fertig war, begann man am 15. October die Versuche, sich seiner wie eines Luftschiffes zu bedienen. Mittelst sehr langer Seile hielt man ihn gefangen und ließ ihn nur bis zu einer gewissen Höhe aufsteigen. Den ersten derartigen Versuch machte Pilâtre des Rosiers, er stieg zu wiederholten Malen so hoch auf, als eben die Seile reichten. An den folgenden Tagen begleiteten ihn, durch sein Beispiel ermuthigt, einige andere Personen bei diesen Probefahrten, welche alle mögliche Hoffnung zu vollem Gelingen des Vorhabens gewährten. Jedermann bemerkte die Gewandtheit des Pilâtre des Rosiers und den unerschrockenen Glutheifer, womit er sich diesen schwierigen Manövern hingab. Bei einem dieser Versuche wurde der Ballon von der Heftigkeit des Windes auf die Gipfel der hohen Bäume im Garten von Réveillon geschleudert; alle Umstehenden stießen einen Schrei des Entsetzens aus, denn die Maschine verwickelte sich in die Aeste und drohte, die Reisenden auszuschütten;

aber Pilâtre ergriff vollkommen kaltblütig mit seiner Gabel einen ungeheuern Bund Stroh und warf ihn auf den Herd; die Maschine machte sich sogleich wieder frei und stieg unter allgemeinem Beifallgeklatsche rasch empor.

Unaufhörlich drängten sich Schaaren von Neugierigen um die Thüren des Gartens, um diesen merkwürdigen Manövern beizuwohnen. An den Tagen vom 15., 17. und 19. October war der Zudrang so beträchtlich zu St. Antoine, auf den Boulevards und bis zur Porte St. Martin hin, daß auf allen diesen Punkten die Circulation völlig gehemmt wurde. Der übermäßige Zusammenfluß von Neugierigen in den Straßen der Stadt hätte Verlegenheiten und Gefahren herbeiführen können, deßhalb entschloß man sich zu einer Aufsteigung außerhalb der Stadt. Der Dauphin bot unserm Montgolfier die Gärten seines Schlosses La Muette in dem Gehölz von Boulogne zu diesem Zweck an.

Je näher indessen der entscheidende Augenblick heranrückte, desto bedenklicher wurde Montgolfier, desto mehr Besorgnisse hegte er für das Schicksal des muthigen Luftschiffers, welcher die Ehre erstrebte, der Erste seyn zu wollen, der eine solche Luftfahrt gewagt. Er verlangte auf das Dringendste neue Versuche. Man muß anerkennen, daß in dem Vorhaben von Pilâtre etwas

lag, was dem Herzen des Kühnsten Schrecken einflößen konnte. Seit Erfindung der Aerostaten waren kaum 4 Monate verflossen und diese kurze Zeit hatte unmöglich gestatten können, alle Bedingungen, alle Hindernisse und Gefahren eines Aufsteigens in einem aus der Hand gelassenen Ballon gehörig zu würdigen. Man war noch nicht auf den Gedanken gerathen, die Aerostaten mit jener heilsamen Klappe zu versehen, welche dem Luftfahrer gestattet, dem darin befindlichen Gas einen Ausfluß zu geben und dadurch ein Sinken des Ballons ohne Schwierigkeit oder Verlegenheit zu bewirken; überdieß verliert noch, wie man jetzt weiß, bei den Ballonen mit Feuer dieses Mittel den größeren Theil seiner Wirksamkeit. Noch nicht ersonnen war jenes Ballastschiff, das Palladium der Aeronauten, welches ihnen gestattet, nach Belieben sich höher zu erheben und dadurch auch das Mittel an die Hand giebt, den Ort der Herabfahrt und Ausschiffung zu wählen. Ueberdieß bot das Vorhandensein eines glühenden Herdes inmitten einer so leicht entzündlichen Masse einer Ballonhülle die Aussicht auf die schrecklichste der Gefahren. Dieses Gewebe von Linnen und Papier konnte sich mitten in den Lüften entzünden und die unbesonnenen Luftfahrer herabschleudern, oder es konnte auch aus irgend einer Ursache das Feuer ausgehen, wonach der ganze Apparat in furchtbarem

Sturz zur Erde herabfallen mußte. Auch der auf der Gallerie angehäufte Brennstoff bot bei jedem Feuerausbruch eine andere schreckliche Gefahr: die Flamme vom Herde konnte sich dem Stroh mittheilen und so den Brand rings um den ganzen Ballon verbreiten. Endlich konnten auch brennende Strohmassen mitten im Felde, auf Scheunen und Häuser herabfallend, gefährliche Brände stiften. Aus diesen Gründen zögerte Montgolfier und verlangte neue Versuche. Getreu dem Vorbilde aller ähnlichen Commissionen sprach sich die der Academie der Wissenschaften darüber gar nicht aus. Der König erhielt Kunde von diesen Schwierigkeiten. Nach reiflicher Ueberlegung widersetzte er sich einem solchen Versuch und ertheilte dem Polizeilieutenant den Befehl, eine solche Luftfahrt zu verhindern. Er gestattete nur, daß ein Versuch mit zwei Verurtheilten gemacht würde, welche auf der Maschine eingeschifft werden sollten. Pilâtre des Rosiers entrüstete sich gewaltig über diesen Vorschlag und rief aus: „Wie, gemeine Verbrecher sollten zuerst den Ruhm einer Luftfahrt genießen? Nein, das darf nimmermehr geschehen!“ Er beschwor, er flehte, er brachte die ganze Stadt und den Hof in Aufregung, er wendete sich an die entschiedensten Günstlinge von Versailles, er bemächtigte sich der Herzogin von Polignac, der Gouvernante der französischen Prinzen, der allmächtigen

Beherrscherin des Gemüths von Ludwig XVI. Diese verwendet sich denn auch für seine Bitte sehr warm bei dem König. Der Marquis d'Arlendes, ein Edelmann aus Languedoc und Major bei einem Infanterieregiment, hatte mit ihm einige Versuchsfahrten im angebundenen Ballon gemacht; ihn sendet Pilâtre an den König. Der Marquis d'Arlendes betheuert, daß eine solche Auffahrt gar keine Gefahr biete und erklärt sich bereit, den Herrn Pilâtre bei der Luftreise zu begleiten. So von allen Seiten bestürmt, gab Ludwig XVI. nach.

Um 1 Uhr Nachmittags des 21. Nov. 1783, in Gegenwart des Dauphins und dessen Gefolge, führten Pilâtre des Rosiers und der Marquis d'Arlendes in den schönen Gärten von La Muette gemeinschaftlich die erste Luftreise aus. Trotz eines ziemlich heftigen Windes und eines stürmischen Himmels stieg der Ballon sehr rasch empor. In der Höhe von 100 Meter angekommen, schwenkten die Reisenden ihre Hüte zu Begrüßung der tief unter ihnen wimmelnden Menge, die von Angst und Bewunderung gleich lebhaft bewegt wurde. Die Maschine fuhr fort, majestätisch emporzusteigen, und bald war es nicht mehr möglich, die neuen Argonauten zu erkennen. Man sah den Aerostaten an der Insel der Schwäne hin über der Seine fahren bis zur Barrière de la Conference, wo er den Fluß

überflog. Er hielt sich stets in sehr beträchtlicher Höhe, so hoch, daß die Einwohner von Paris, welche von allen Seiten hinzuströmten, ihn aus den schmalsten Gassen sehen konnten. Die Thürme von Nôtre-Dame waren mit Neugierigen bedeckt und die zwischen der Sonne und einem Punkte der Thürme durchgehende Maschine bewirkte auf diesem Punkte eine momentane Sonnenfinsterniß neuer Art. Endlich fuhr der Ballon, je nach den verschiedenen Manövern der Luftfahrer bald sich senkend, bald wieder aufsteigend, zwischen dem Invalidenhaus und der Kriegsschule durch, schwebte einige Zeit über dem Palast der auswärtigen Missionen und näherte sich St. Sulpice. Nun erhoben sich die Luftschiffer, welche, um Paris zu verlassen, das Feuer geschürt hatten, wieder höher und geriethen in eine Luftströmung, welche sie südwärts über den Boulevard trieb und sie zwischen der Barrière de l'Enfer und der Barrière d'Italie hinaus auf die Ebene führte. Da der Marquis d'Arlendes den Versuch nun für einen vollständigen erkannte und ein Weitergehen bei einem ersten Versuche für überflüssig erachtete, so rief er seinem Reisegefährten zu: „Hinab auf die Erde!" Sie schürten das Feuer nicht mehr, die Maschine sank langsam und ließ sich auf der Butte aux Cailles zwischen le Moulin-Vieux und le Moulin de Versailles nieder. Beim Berühren der Erde fiel der Ballon bei-

nahe ganz in sich selbst zusammen. Der Marquis d'Arlandes sprang über die Gallerie hinaus, aber Pilâtre des Rosiers, der vorn auf der Gallerie, also unter dem Winde stand, verwickelte sich in die Leinwand und blieb einige Zeit wie unter den Falten der Maschine begraben, welche während dessen sich ganz zusammengelegt hatte. War dieß etwa eine Weissagung oder gleichsam eine unglückliche Mahnung des ihm vorbehaltenen Schicksals? Die Maschine wurde zusammengewickelt, auf einen Wagen gelegt und in die Werkstätten der Vorstadt St. Antoine zurückgebracht. Die Reisenden hatten während der ganzen Luftfahrt keinen unangenehmen Eindruck empfunden, sie lebten nur dem Gefühle des Stolzes und der Freude über ihren Triumph. Der Marquis d'Arlandes stieg sogleich zu Pferde und ritt zu seinen Freunden im Schlosse von la Muette. Man empfing ihn mit Thränen der Freude und des Entzückens. Unter den Personen, welche den Reisezurüstungen beigewohnt hatten, bemerkte man auch Herrn Benjamin Franklin; man könnte sagen, die neue Welt hatte ihn gesendet, um Zeuge dieses denkwürdigen Ereignisses zu seyn. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Franklin die so oft wiederholten Worte aussprach. Man sagte nämlich in seiner Gegenwart: „Wozu können die Luftballone dienen?" Und der americanische Philo-

ſoph erwiederte: „Wozu kann ein neugeborenes Kind dienen?“

Der Zweck, den ſich Pilâtre des Roſiers bei dieſem gefahrvollen Unternehmen geſetzt hatte, war vor Allem ein rein wiſſenſchaftlicher. Man mußte ohne weiteres Zögern ſich eifrigſt bemühen, zur Förderung der Phyſik und der Meteorologie von dieſem ebenſo glänzenden als neuen Verſuchsmittel Vortheil zu ziehen. Allein man erkannte ſehr bald, daß der Apparat, deſſen Pilâtre ſich bedient hatte, nämlich der Feuerballon oder die Montgolfiere, wie man ihn bereits nannte, in dieſer Hinſicht nur ſehr mittelmäßige Dienſte leiſten konnte. In der That erlaubte das Gewicht der beträchtlichen Menge von Brennſtoff, welchen man mitnehmen mußte, verbunden mit dem ſchwachen Dichtigkeitsunterſchiede zwiſchen der erhitzten und der gewöhnlichen Luft, die Erreichung von beträchtlichen Höhen nicht, da außerdem die Nothwendigkeit einer beſtändigen Unterhaltung des Feuers jeden Augenblick des Luftſchiffers in Anſpruch nahm und ihm alle Mittel zu andern Verſuchen und zu Beobachtung der Inſtrumente raubte. Hiernach begriff man, daß nur ein mit Waſſerſtoffgas gefüllter Ballon die nöthige Sicherheit und Bequemlichkeit für die Durchführung von Luftreiſen gewähren könnte. Zwei kühne Verſuchemacher, Charles und Robert, veröffentlichten auch ſchon einige Tage

danach durch die Zeitschriften das Programm einer Auffahrt in einem Aerostat mit brennbarem Gas. Sie eröffneten eine Subscription von 10,000 Fr. für einen Ballon von Seide, der zwei Reisende tragen könnte, welche sich ins Unermeßliche (d. h. ganz außer dem Gesichtskreise) erheben, in der Luft aber physikalische Versuche und Beobachtungen anstellen sollten. Binnen wenigen Tagen war jene Summe unterzeichnet.

Die Luftreise von Pilâtre des Rosiers und dem Marquis d'Arlandes war vorzüglich eine That der Kühnheit. Sie hatten im Vertrauen auf ihren Muth und ohne alle die natürlichsten Vorsichtsmaßregeln eine der außerordentlichsten Unternehmungen, welche irgend ein Mensch jemals vollbracht, glücklich ausgeführt: die Auffahrt von Charles und Robert erfolgte unter ganz anderen Bedingungen. Sie war reiflich erwogen und eingeleitet, mit seltener Einsicht berechnet, sie enthüllte alle jene Dienste, welche in einem ähnlichen Falle die Hülfe wissenschaftlicher Kenntnisse leisten kann. Man kann sagen, daß Charles gelegentlich bei dieser Auffahrt die ganze Kunst der Aerostatik plötzlich und mit einem Schlage schuf. In der That ersann er dabei jene Klappe, welche das Wasserstoffgas ausströmen läßt und dadurch das langsame und stufenweise Nie-

dersinken des Ballons bedingt; ferner das Schiffchen, worin der Luftschiffer sich befindet; den Ballast, welcher die Auffahrt regelt und das Herabsinken mäßigt; das Netz, welches das Schiffchen festhält und trägt; den Kautschouk-Ueberzug über dem Ballongewebe, welcher dieses luftdicht macht und den Verlust von Gas verhindert; endlich den Gebrauch des Barometers, der jeden Augenblick gestattet, mittelst des Steigens oder Fallens des Queckſilbers die Höhe, in welcher sich der Luftschiffer befindet, zu messen. Für diese erste Auffahrt schuf also Charles alle Mittel, alle künstlichen Vorrichtungen, alle sinnreichen Vorsichtsmaßregeln, woraus die ganze Kunst der Aerostatik besteht. Man hat daran nichts verändert und man hat auch seit jener Epoche zu allen jenen sinnreichen Combinationen dieses Physikers beinahe nichts hinzugefügt.

Durch das Talent, welches Charles bei diesem Anlaß entwickelte, hat er billiger Weise seinen Namen der Vergessenheit für alle Zeiten entrissen. Charles hat, ungeachtet er ein sehr geschickter und geübter Physiker war, keine wissenschaftliche Arbeit und kein gedrucktes Werk über die Physik hinterlassen, sondern nur als Professor sich einen beträchtlichen Ruf erworben. Man drängte sich in seine Vorlesungen. Die Entdeckungen von Franklin halten die Versuche im Ge-

biete der Electricität in Mode gebracht, Charles hatte sich ein köstliches physikalisches Cabinet eingerichtet und hielt in einem Saale des Louvre öffentliche Vorlesungen, wohin ganz Paris zusammenströmte. Sein Unterricht hat Erinnerungen hinterlassen, welche jetzt noch nicht vergessen sind. Er besaß vorzüglich die Kunst, seinen Versuchen einen Anstrich von theatralischer Größe zu verleihen, welche stets die Gemüther überraschte und mit Staunen erfüllte. Studirte er die strahlende Wärme, so entzündete er Körper in außerordentlichen Entfernungen; bei seinen Erläuterungen des Microscops vergrößerte er seine Gegenstände bis zum Ungeheuern; in seinen Vorlesungen über Electricität erschlug er Thiere durch den Blitz; wollte er das Vorhandensein der freien Electricität in der Luft beweisen, so ließ er die Flüssigkeit aus den Wolken herabströmen und zog aus seinen Conductoren Funken von 10 Fuß Länge, welche gleich dem Schuß aus einem Feuergewehr knallten. Die Klarheit seiner Demonstrationen, die Eleganz seines Vortrags, seine hohe Gestalt, die Schönheit seiner Züge, der sonore Klang seiner Stimme und sogar seine seltsame Tracht, ähnlich der von Franklin, Alles trug zur Wirkung seiner Vorlesungen bei. Auf solche Weise hatte Professor Charles durch ganz Paris einen ungeheuern Ruf erlangt. Daher kam es auch, daß das Volk bei der Erstürmung der Tuilerieen und

des Louvre am 10. Auguſt ſeine Wohnung in dem letzteren achtete und ſchweigend an der Thüre des berühmten Gelehrten vorüberging, deſſen Vorleſungen ganz Paris gehört und beklatſcht hatte [1]).

---

1) Es war derſelbe Phyſiker Charles, welcher der Held jenes übrigens ziemlich bekannten Abenteuers geworden, wobei Marat eine ſeinem Charakter und ſeinen Gewohnheiten ſo angemeſſene Rolle geſpielt hat. Alle Welt weiß, daß Marat Arzt geweſen und daß er ſich in ſeiner Jugend mit Arbeiten in Bezug auf die Phyſik beſchäftigt, ja ſogar ein Buch über Optik geſchrieben hat, worin er Newton's Anſichten bekämpfte. Eines Tages beſuchte nun Marat den Profeſſor Charles, um dieſem ſeine Ideen über Newton's Theorieen auseinander zu ſetzen und ihm einige Einwürfe in Betreff der damals ſo vielen Lärm verurſachenden electriſchen Phänomene vorzulegen. Charles theilte keineswegs die Anſichten ſeines Beſuchers und bedachte ſich auch keinen Augenblick, ſolche zu widerlegen. Marat ſetzt ſein Aufbrauſen der Vernunft entgegen: jedes neue Argument erboſt ihn um ſo mehr, ſo daß er nur noch mit Mühe an ſich halten kann. Bei einem letzten Einwurfe ſtrömt endlich ſeine Wuth über, er zieht den kleinen Degen, welchen er immer trug und ſtürzt damit auf ſeinen Gegner los. Charles war ohne Waffen, aber ſeine Kraft und Gewandtheit triumphirt über Marats blinde Wuth: er entreißt ihm den Degen, zerbricht ihn auf dem Knie und wirft ihm die

Ein Monat hatte dem Eifer und der glücklichen Intelligenz von Charles zu Herstellung aller neuen und sinnreichen Mittel genügt, womit er die neugeborene Kunst der Aerostatik bereichert hatte. Am 26. November 1783 war mitten in der großen Allee der Tuilerieen, dem Schlosse gegenüber, ein Ballon von 9 Meter Durchmesser, mit seinem Schifflein und Netz versehen, aufgehangen. Das vor dem großen Pavillon de l'Horloge gelegene große Bassin mußte die ganze Vorrichtung zur Erzeugung des Wasserstoffgases aufnehmen; diese bestand aus 25 Fässern, versehen mit bleiernen Röhren, die sämmtlich in einem großen mit Wasser gefüllten Fasse, worin das Gas gewaschen werden sollte, zusammenliefen. Eine Röhre von größerem Durchmesser leitete das Wasserstoffgas in den Ballon. Diese Operation ging langsam von Statten und nicht ohne einige Schwierigkeiten, ja sie war sogar nicht gefahrlos. Da über Nacht eine Lampe zu nahe an eins

---

Stücken vor die Füße. Von Scham und Wuth überwältigt, sinkt Marat in Ohnmacht und bewußtlos wird er nach Hause gebracht. Einige Jahre später, in den Unglückstagen der Macht Marat's, störte die Erinnerung an jenen Auftritt die Ruhe des Professors Charles bedeutend. Zum Glück hatte der Freund des Volkes die von dem Physiker erlittene Beschämung vergessen. A. d. V.

der Fässer gebracht worden, entzündete sich das Gas, eine furchtbare Explosion erfolgte und nur ein glücklicher Weise noch zu rechter Zeit geschlossener Hahn an der in den Ballon führenden Hauptröhre verhinderte eine Mittheilung des Feuers in den Ballon selbst. Alles war wieder hergestellt und der Ballon einige Tage danach gefüllt.

Am 1. Dec. 1783 drängte sich halb Paris nach den Umgebungen des Schlosses der Tuilerieen zusammen. Zur Mittagszeit wurden die Körperschaft der Academie der Wissenschaften und die Subscribenten, welche 4 Louisd'or für ihre Plätze gegeben hatten, in eine eigens für sie erbaute Abtheilung rings um das Bassin geführt. Die einfachen Unterzeichner auf 3 Fr. für die Eintrittskarte verbreiteten sich über den ganzen Garten. Außerhalb desselben waren die Fenster, die Giebel und die Dächer, die an den Tuilerieen hin laufenden Kais, die Pont-Royal und der Platz Ludwigs XV. mit einer unzählbaren Menschenmasse bedeckt. Der vom Gas aufgeblähte Ballon wiegte sich und schwamm sanft in der Luft: es war eine Kugel von Seide, abwechselnd gelb und roth; der darunter angebrachte Wagen war blau mit Gold. Endlich erdröhnte der Donner der Kanone und verkündete, daß die Auffahrt erfolgen sollte. Das Schiffchen ist mit Ballast versehen, man belastet es nun noch mit Lebensmitteln und mit den

nöthigen Instrumenten. Um die Richtung des Windes zu erfahren, beginnt man damit, daß man einen kleinen Ballon von 2 Metern Durchmesser aufsteigen läßt. Charles tritt zu Stephan Montgolfier heran, hält den kleinen grünen Ballon an einer Schnur fest und bittet ihn, diesen Ballon selbst aufsteigen zu lassen, mit den Worten: „Ihnen, mein Herr, gebührt es, uns den Weg in die Himmel zu eröffnen!“ — Das Publicum verstand den edlen und feinen Sinn dieser Worte und begleitete sie mit einem Sturm von Applaus. Der kleine Aerostat flog empor und nahm seine Richtung nach Nordosten, wobei seine glänzende Smaragdfarbe herrlich im Sonnenschein schimmerte. Die Kanone ertönte zum zweiten Male: die Luftreisenden nehmen ihre Plätze ein und bald steigt der Ballon mit majestätischer Langsamkeit auf. Bewunderung und Enthusiasmus brechen nun von allen Seiten aus, ein ungeheures Geklatsche erschüttert die Lüfte, die rings um die Einfassung aufgestellten Soldaten präsentiren das Gewehr, die Officiere senken salutirend den Degen, und unter dem Gejauchze von 300,000 Zuschauern setzt der Ballon seinen Aufflug langsam fort. In der Höhe von Monceau angelangt, schien er einige Zeit stehen zu bleiben, dann wendete er sich nach der Luftströmung, drehte sich um sich selbst und folgte der Richtung des Windes. Zum ersten Male überschritt er die

Seine zwischen St. Ouen und Asnières, zum zweiten Male nicht weit von Argenteuil und zog nach und nach über Sannois, Franconville, Eau Bonne, St. Leu-Taverny, Villiers und die Ile-Adam dahin. Nach einer Fahrt von ungefähr 9 Stunden Weges, wobei er sich abwechselnd gesenkt und erhoben, je nachdem man Ballast ausgeworfen hatte, stiegen die Reisenden nach $3^3/_4$ Stunden auf der Wiese von Nesles, 9 Stunden von Paris, aus. Robert verließ den Wagen allein, Charles flog wieder auf. Binnen weniger als 10 Minuten gelangte er zu einer Höhe von beinahe 4000 M. Hier überließ er sich raschen physikalischen Beobachtungen. Eine halbe Stunde danach senkte sich der Ballon sanft, 2 Stunden Wegs von seinem ersten Punkte entfernt nieder. Charles wurde bei der Ankunft auf der Erde von dem englischen Edelmann Herrn Farrer empfangen, auf dessen Schloß geführt und übernachtete daselbst.

Am folgenden Tage ertheilte der König dem gelehrten und muthigen Luftfahrer eine Pension von 2000 Franken. Ueberdieß wollte er, daß die Academie der Wissenschaften auf die Medaille, welche er dem Andenken an die Erfindung der Aerostaten zu widmen beschlossen hatte, den Namen von Charles zu dem von Montgolfier fügen sollte. Charles hätte so viel Zartgefühl und Bescheidenheit haben sollen,

dieſe Ehre abzulehnen. Ohne Zweifel hatte er die Aeroſtaten vervollkommnet und die Mittel zur Ausführung und Anwendung von Luftreiſen angedeutet; allein das Verdienſt der Erfindung beſteht allein in dem Princip, welches die Brüder Montgolfier zum erſten Male zur Anwendung gebracht und ſo ſollte auch der Ruhm der Entdeckung ihnen allein vorbehalten bleiben.

Nach dieſer denkwürdigen, den Ruhm von Charles ſo weit verbreitenden Luftfahrt, erſtaunt man billig, hören zu müſſen, daß dieſer Phyſiker einen ſolchen Verſuch niemals wiederholt hat. Wie war es möglich, daß ihn nicht der Durſt nach Befruchtung und Ausdehnung einer ſo wichtigen Erfindung noch hundert Male zu den Wolken emporgetrieben hat? Man weiß es nicht [1]). Nur ſo viel ſteht feſt, daß die Laufbahn ſeiner aeroſtatiſchen Reiſen ſich auf dieſe einzige Fahrt beſchränkte. Hierher eignet ſich ohne Zweifel jenes

---

1) Man hat geſagt, daß Charles beim Herausſteigen aus ſeinem Schiffchen ſich ſelbſt geſchworen habe, ſich ſolchen gefährlichen Fahrten nie mehr auszuſetzen, ſo ſtark ſei der Eindruck geweſen, welchen er in dem Augenblicke empfunden, wo nach dem Ausſteigen Roberts die dadurch eines großen Gewichts entledigte Maſchine ihn allein wieder pfeilſchnell in die Lüfte emporgeſchnellt habe.

Witzwort des großen Condé: „Er hatte eben Muth an diesem Tage.“

Indessen hatte die Unerschrockenheit und die Wissenschaft der ersten Luftschiffer in ganz Europa die Lust der Nachahmung auf das Lebhafteste geweckt. Die Zahl der Luftreisen vermehrte sich bald. Nur die durch ihre besondern Umstände oder durch ihre wissenschaftliche Bedeutung wichtigsten derselben sollen uns hier beschäftigen.

Lyon war noch nicht Schauplatz der Luftfahrt eines Aerostaten gewesen: in dieser Stadt erfolgte die dritte Luftreise. Zur Zeit der Luftfahrt von Charles aus den Tuilerieen befand sich Joseph Montgolfier zu Lyon. Jenes Ereigniß wiederhallte durch ganz Frankreich auf die außerordentlichste Weise. Der Graf von Laurencin, der Graf von Dampierre und einige andere vornehme Personen der Stadt Lyon baten Herrn Montgolfier um Uebernahme der Leitung des Baus eines Feuerballons, wofür eine Subscription eröffnet worden; dieser Ballon sollte 5—6 Personen mitnehmen können. Montgolfier ließ einen ungeheuern Aerostaten verfertigen: er hatte eine Höhe von 43 Metern und einen Durchmesser von 35, d. h. also ungefähr das Maß von der Kuppel der Getreidehalle zu Paris. Es ist die größte Maschine, welche jemals in die Luft aufgestiegen ist. Aber man hatte dabei die

Sparsamkeit sehr im Auge gehabt und dadurch nur eine Maschine von ziemlich plumper Zusammensetzung, aus einer doppelten Lage von Packleinwand über drei Lagen starken Papiers erhalten. Seine Form war die einer Kugel, welche unten in einen abgestumpften Kegel auslief, um den die Gallerie von Holzgeflechte zu Aufnahme der Luftfahrer ringsum lief. Die anhaltende schlechte Witterung beschädigte diese riesenhafte Maschine sehr. Man konnte sie nicht ohne unsägliche Mühe nach den Brotteaux bringen. Die Vorbereitungen erheischten eine lange Zeit und die vorausgehenden Versuche nicht minder, deßhalb sah man sich zu mehrmaliger Vertagung der Auffahrt genöthigt. Als endlich der letzte zur Fahrt anberaumte Termin herankam, fiel der Schnee so dicht, daß man abermals einen neuen Termin abwarten mußte. Die Einwohner von Lyon, welche noch keinem aerostatischen Versuch beigewohnt hatten, zweifelten sehr am Erfolge und sparten daher die Epigramme nicht. Der Graf von Laurencin, einer der künftigen Matrosen auf diesem mächtigen Luftschiffe, erhielt das folgende Gedichtchen:

Fiers assiégeans du séjours du tonnerre,
Calmez votre colère.
Eh! ne voyez vous pas, que Jupiter tremblant
Vous demande la paix par son pavillon blanc?

Dieser Stich war ein sehr spitzer. Herr von Laurencin antwortete, daß er es über sich nähme, die Ursachen des Waffenstillstandes selbst zu untersuchen. Die so scharf angespannten Aeronauten beschleunigten ihre Vorbereitungen und schon wenige Tage nachher war Alles in Bereitschaft für die Luftfahrt, welche am 5. Januar 1784 von den Brötteaux aus erfolgte. In 17 Minuten war der Ballon vollständig gefüllt und zur Abfahrt fertig. Sechs Reisende stiegen auf die Gallerie: Joseph Montgolfier, dem man den Oberbefehl über die ganze Fahrt ertheilt hatte, Pilatre des Rosiers, der dazu eigens von Paris hergereist war, der Prinz de Ligne, die Grafen von Laurencin und von Dampierre und der Graf de Laporte d'Anglefort, sämmtlich Edelleute aus der Landschaft. Die Maschine hatte durch den Schnee und den Frost beträchtlich gelitten und Pilatre de Rosiers erkannte bald, daß der Versuch schlecht ausfallen würde, falls man bei der Mitnahme von sechs Personen beharren sollte. Drei Personen waren die ganze Last, welche der Aerostat ohne Gefahren tragen konnte, aber alle diese Bemerkungen blieben fruchtlos: Niemand wollte sich zum Aussteigen bequemen; einige dieser eigensinnigen Edelleute legten sogar zu Vertheidigung ihrer Rechte die Hand an ihren Degen. Umsonst machte man den Vorschlag, das Loos entscheiden zu lassen:

man mußte das Zeichen zur Abfahrt geben. Alles war damit noch nicht zu Ende. Kaum waren die den Aerostaten zurückhaltenden Seile durchschnitten und begann die Maschine den Boden zu verlieren, so sah man einen jungen Kaufmann der Stadt, Namens Fontaine, sich mit einem Satze auf die Gallerie schwingen und auf die Gefahr hin, die ganze Reisegesellschaft scheitern zu machen, mit Gewalt sich unter die Reisenden eindrängen. Man verstärkte das Feuer und trotz dieser neuen Ueberlast begann der Ballon aufzusteigen. Er war erst seit einer Viertelstunde in der Luft, als plötzlich in der äußern Hülle ein Riß von 15 Metern Länge entstand. Die ungeheure Masse der Maschine, die Zahl der Reisenden, das übermäßige Gewicht des Ballastes, der schlechte Zustand des durch zu lange Manöver geschwächten Linnenzeugs, Alles hatte diesen Unfall unvermeidlich gemacht und er konnte die traurigsten Folgen herbeiführen. In diesem Augenblicke hatte der Ballon eine Höhe von 200 Metern erreicht und senkte sich nun sogleich mit erschreckender Schnelligkeit. Nach dem Berichte jener Zeit sah man sogleich 60,000 Personen nach dem Orte hinrennen, wo die Maschine fallen mußte. Zum Glück und durch die Geschicklichkeit von Pilatre hatte dieses schnelle Herabkommen keine weiteren traurigen Folgen und die Luftfahrer kamen mit einer etwas starken

Prellung beim Berühren des Bodens davon. Man half den Aeronauten, sich aus der Linnenhülle herauszuwickeln; Joseph Montgolfier hatte am meisten gelitten.

Die vierte Luftreise erfolgte in Italien. Der Ritter Andreani ließ durch die beiden Baumeister, die Brüder Gerli eine prachtvolle Montgolfiere verfertigen und machte die Bewohner von Mailand zu Zeugen einer sehr schönen Auffahrt, welche er selbst ausführte, wobei sich aber keine bemerkenswerthen Dinge ereigneten.

Es war um dieselbe Zeit als Blanchard seine erste Auffahrt zu Paris veranstaltete, derselbe Blanchard, dessen Namen in den Jahrbüchern der Aerostatik eine so große Berühmtheit erlangen sollte. Blanchard besaß nicht sowohl ein Genie, sondern vielmehr eine lebendige Neigung für die mechanischen Künste. Schon vor Erfindung der Luftballone hatte er sich mit Auffindung eines Mechanismus zu Durchschiffung der Luft beschäftigt. Er hatte auch in der That ein fliegendes Schiff erbaut, eine atmosphärische Maschine ausgerüstet mit Steuer, Rudern und Takelwerk, auf welchem er sich einige Zeit lang in einer Höhe von 24 Fuß schwebend in der Luft erhielt. Im Jahre 1782 hatte er seine Maschine in den Gärten des großen Palastes von Taranne da aufgestellt, wo

sich heutzutage die Badeanstalt befindet. Nach der inzwischen erfolgten Erfindung der Aerostaten entschloß sich Blanchard zu gänzlicher Aufgebung seiner eigenen Entdeckung und wurde ein Aeronaut. Seine erste Luftfahrt machte er vom Champ de Mars aus in einem Ballon mit Wasserstoffgas, am 2. März 1784, Angesichts einer ungeheuern Menschenmenge. Blanchard hatte es für zweckmäßig erachtet, das Ruderwerk ꝛc. von seiner früheren Flugmaschine an dem Ballon anzubringen, um mittelst desselben den Ballon zu lenken oder wenigstens dem Trieb des Windes zu widerstehen. Er stieg in das Schiffchen, der Physiker Dom Pech, ein Benedictiner, nahm Platz an seiner Seite. Man schnitt die Seile ab, aber der Ballon erhob sich nicht höher als 15 Fuß; er hatte bei den Manövern ein Loch bekommen und die zu tragende Last war zu groß für seinen Umfang. Er stürzte mit Heftigkeit zu Boden und das Schiffchen erlitt einen sehr derben Prellstoß. Der gute Vater Benedictiner hielt es für das Klügste, seinen Platz aufzugeben und stieg aus. Blanchard besserte schnell die Beschädigungen aus und rüstete sich zu alleiniger Fahrt; da durchbrach ein junger Mann das Volksgedränge, warf sich in das Schiffchen und wollte durchaus die Reise mitmachen. Alle Bitten und Vorstellungen von Blanchard blieben fruchtlos, der Eigensinnige antwortete nur: „Der Kö-

nig hat es mir erlaubt!“ Endlich des längern Streitens müde packte ihn Blanchard um den Leib, um ihn aus dem Schiffchen zu werfen, da zog der junge Mann den Degen und verwundete ihn am Daumen. Man bemächtigte ſich endlich des Wüthenden und Blanchard konnte ſeine Fahrt antreten. Späterhin behauptete man, dieſer junge Mann wäre Niemand anders als Bonaparte geweſen, der damals Zögling der Kriegsſchule war. In ſeinen Denkwürdigkeiten hat es Napoleon der Mühe werth erachtet, dieſes Gerede zu widerlegen: der junge Enthuſiaſt war einer ſeiner Mitſchüler, Namens Dupont, geweſen.

Blanchard erhob ſich über Paſſy und kam in der Ebene von Billancourt in der Nähe der Fabrik von Sèvres wieder herab, nachdem er nur 5 Viertelſtunden in der Luft geblieben. Dieſe ſo kurze Luftfahrt wurde dennoch durch einen ſeltſamen Umſtand merkwürdig. Heutzutage weiß Jedermann, daß ein Luftballon im Augenblicke des Aufſteigens niemals ganz gefüllt und ausgedehnt ſeyn darf: man füllt ihn ſtets nur zu ungefähr drei Viertheilen. Es wäre ſehr gefährlich, ihn bei der Abfahrt von der Erde vollſtändig zu füllen, weil die atmoſphäriſchen Luftſchichten an Dichtigkeit verlieren, je höher man ſich erhebt, mithin das in dem Ballon eingeſchloſſene Waſſerſtoffgas in gleichem Verhältniſſe mit der Abnahme des Widerſtandes der äußeren

Luft an Ausdehnung zunimmt, also auch die Ballonwände endlich sprengen würde, wenn man ihm nicht einen andern Ausweg eröffnete. Daher beobachtet auch jeder Luftschiffer seinen Ballon auf das Sorgfältigste und sobald dessen glatt ausgedehnten Wände eine bedeutende Ausdehnung des eingesperrten Gases andeuten, öffnet er die Klappe und läßt etwas Wasserstoffgas ausströmen. Blanchard war völlig unwissend in der Physik und wußte auch von dieser Eigenschaft des Gases nichts. Uebermäßig gefüllt stieg sein Ballon empor und die furchtbare Gefahr nicht ahnend, freute sich der unbesonnene Luftschiffer über seine Geschicklichkeit und jauchzte über die herrliche Füllung, welche ihm den Tod bringen konnte. Die Wände des Ballons dehnen sich bis zur äußersten Spannung aus und drohen zu platzen; in beträchtlicher Höhe angelangt, giebt er, weniger im Bewußtsein der Gefahr, als in einer Art von Schauderanfall über die Unermeßlichkeit der stummen Regionen, worein er sich einsam und so plötzlich emporgehoben sieht, nach, öffnet die Klappe, senkt sich dadurch und entgeht durch jenen Schauder glücklich der Gefahr, worein seine Unwissenheit ihn gestürzt hatte. Blanchard rühmte sich, 4000 Metres höher gestiegen zu seyn, als vor ihm irgend ein Luftfahrer, er versicherte auch, den Ballon mittelst seines Steuers und der Ruder gegen die Winde gelenkt zu haben; aber die

Physiker, welche seine Fahrt genau beobachtet hatten, verneinten diese Behauptung und machten bekannt, daß die verschiedenen Richtungen seines Flugs ihre Ursache einzig in den verschiedenen Luftströmungen gehabt. Da er auf die Fähnchen seines Ballons und auf die Eintrittskarten die hochmüthigen Worte: „Sic itur ad astra!“ gesetzt hatte, so erschien gegen ihn folgendes Epigramm:

Au Champ de Mars il s'envola,
Au champ voisin il resta là;
Beaucoup d'argent il ramassa:
Messieurs, sic itur ad astra.

Am 4. Juni 1784 erlebte die Stadt Lyon eine zweite Luftfahrt, wobei zum ersten Male eine Dame, Madame Thible, in einem Feuerballon den Gefahren einer Luftreise Trotz bot. Diese schöne Luftfahrt war zu Ehren des eben damals auf seiner Durchreise zu Lyon befindlichen Königs von Schweden veranstaltet.

Bald nachher führten Pilatre des Rosiers und der Chemiker Proust zu Versailles, in Gegenwart Ludwigs XVI. und des Königs von Schweden, eine der merkwürdigsten aller bekannten Luftreisen aus. Der Apparat war im Hofe des Schlosses von Versailles errichtet. Auf das Zeichen durch eine Musketensalve fiel plötzlich ein 90 Fuß hohes, den Apparat bedeckendes Zelt zu Boden und ließ eine ungeheuere Montgolfiere sehen, welche durch die Wirkung des Feuers

bereits gefüllt war und durch 400 Arbeiter an 150 Seilen festgehalten wurde. Zehn Minuten später verkündete eine zweite Salve die Abfahrt des Ballons, der sich in majestätischer Langsamkeit erhob und bei Chantilly, also 13 Stunden Weges vom Punkte der Auffahrt, wieder zur Erde sank. Prouſt und Pilatre de Rosiers durchzogen bei dieser Fahrt die weiteste Strecke, welche man jemals in einer Montgolfiere zurückgelegt hat und sie erreichten zugleich die höchste Höhe, welche man mit einem solchen Apparat ersteigen kann. Ziemlich lange verweilten sie in der Region der Wolken, eingehüllt in Schnee, der ringsum sie her sich bildete.

Der Eifer der Luftschiffer und der Gelehrten erkaltete nicht. Jeder Tag, so zu sagen, war bezeichnet durch eine Erfahrung, welche oft die sonderbarsten Umstände und die merkwürdigsten Erscheinungen bot. Unter diesen Versuchen muß man vorzüglich jene aufzeichnen, welche die Academie von Dijon sehr zahlreich durch einen Aerostaten mit brennbarer Luft anstellen ließ, wobei namentlich und wiederholt Guyton de Morveau, Abt Bertrand und Herr von Virly die Luftreisen mitmachten. Die noch so junge Wissenschaft der Aerostatik hat diesen Versuchen einige wesentliche Resultate zu verdanken. Das Hauptziel, welches Guyton de Morveau sich gesetzt, wurde nicht erreicht. Er hatte eine Maschine mit 4 Rudern verfertigen lassen,

die ein eigner Mechanimus in Bewegegung ſetzte und den Ballon leiten ſollten. Ein heftiger Windſtoß beſchädigte im Augenblicke der Auffahrt den Ballon und machte zwei Ruder dienſtunfähig. Indeſſen behauptete Guyton, mit den zwei ihm übrig gebliebenen Rudern eine auf die Bewegung des Ballons ſehr fühlbare Wirkung hervorgebracht zu haben. Hiernach ſetzte man auch ähnliche Verſuche geraume Zeit hindurch fort und die Academie von Dijon verwendete darauf viel Geld; aber man überzeugte ſich endlich, daß man ſich vergeblichen Anſtrengungen über ein unlösbares Problem hingegeben hatte.

Zu gleicher Zeit erfolgten auf allen Punkten Frankreichs mehr oder minder gefahrvolle Luftfahrten. Zu Marſeille fuhren zwei Kaufleute, Namens Brémont und Marel in einer Montgolfiere von 15 Metern Durchmeſſer und blieben bei der erſten Fahrt nur einige Minuten in der Luft. Bei der zweiten Fahrt erreichten ſie eine ſehr beträchtliche Höhe, aber die Maſchine entzündete ſich mitten in den Lüften und ſie kamen nur unter den größten Gefahren wieder auf die Erde herab.

Joſeph Montgolfier ließ in der Vorſtadt St. Antoine einen Ballon an Seilen ſteigen, welcher höher war als die höchſten Gebäude von Paris. Die Marquiſe und die Gräfin Montalembert, die Gräfin Pode-

nas und Mademoiselle de Lagarde waren dessen Aeronauten und diese elegante Luftfahrt befehligte der Marquis von Montalembert.

Zu Aix unternahm ein Dilettant Namens Rambaud eine Luftfahrt in einem Ballon von 16 Meter im Durchmesser, blieb damit 17 Minuten lang in der Luft und erreichte eine beträchtliche Höhe. Sobald er wieder auf den Boden gekommen war, sprang er rasch heraus, ohne an ein Zurückhalten des Ballons zu denken. Von seiner Last befreit, schnellte der Ballon wie ein Pfeil empor und bald sah man ihn Feuer fangen und in den Lüften zu Asche verbrennen.

Hiernach kamen zu Nantes die Luftfahrten des mit Wasserstoffgas gefüllten und mit dem glorreichen Namen von Suffren getauften Ballons, den zuerst Coustard de Massy und Mouchet, der ehrwürdige Pater Oratorist, alsdann aber Hr. v. Luynes bestiegen.

Zu Bordeaux fuhren d'Arbelet des Granges und Chalpour in einer Montgolfiere bis zu der Höhe von 1000 Metern auf und zeigten, daß man durch abwechselnde Vermehrung oder Verminderung des Feuers sehr leicht willkürlich höher gehen oder sich herablassen kann. Ohne irgend einen Unfall kamen sie eine Stunde Wegs von ihrem Auffahrtsorte wieder auf den Boden.

Am 15. Juli 1784 unternahm der Herzog von Chartres (der nachherige Philipp Egalité) mit den

Brüdern Robert eine Luftfahrt, wobei der Muth der Aeronauten auf ſchreckliche Proben geſtellt wurde. Die Brüder Robert hatten einen Aeroſtaten für Waſſerſtoffgas von länglicher Form verfertigt, 18 Meter hoch und 12 im Durchmeſſer. Innerhalb dieſes Ballons hatte man einen andern viel kleineren, mit gewöhnlicher Luft gefüllten Ballon angebracht. Die Brüder Robert hatten, aus welchem Grunde wiſſen wir nicht, geglaubt, daß dieſe Combination ihnen eine beliebige Höhertreibung oder Herablaſſung des Ballons ohne allen Verluſt von Gas geſtatten würde. An dem Schiffchen hatte man auch ein mächtiges Steuer und zwei Ruder behufs der Leitung der Maſchine befeſtigt. Um 8 Uhr Morgens erhoben ſich die beiden Brüder Robert, Herr Collin Hullin und der Herzog von Chartres aus dem Park von St. Cloud in Gegenwart einer großen Menge von Neugierigen. Die entfernt ſtehenden Zuſchauer ſprachen durch großes Geſchrei den Wunſch aus, daß die den Ballon zunächſt Umſtehenden ſich auf ein Knie niederlaſſen ſollten, um Jedermann eine freie Ausſicht zu gewähren; einmüthig ließen ſich auch Alle ſogleich auf die Kniee nieder und der Aeroſtat fuhr ſo aus der Mitte der knieenden Schaar empor. Drei Minuten ſpäter verſchwand der Aeroſtat in den Wolken; die Reiſenden verloren die Erde aus dem Geſicht und waren rings von dickem Gewölk umgeben. Die Maſchine ge-

horchte den heftigen und entgegengesetzten Winden, welche in dieser Höhe eben herrschten, gerieth ins Wirbeln und drehte sich dreimal um sich selbst. Der Wind wirkte besonders heftig auf die große Fläche des aus doppeltem Taffet bestehenden Steuers; der ganze Ballon litt eine außerordentliche Erschütterung und erhielt wiederholte und sehr heftige Stöße. Keine Feder vermag die Schreckniſſe der diesen ersten Windstößen folgenden Auftritte zu beschreiben. Ueber einander stürzend bäumten und ballten sich Wolken über Wolken, häuften sich unter den Reisenden und schienen den Rückweg auf die Erde ihnen versperren zu wollen. In einer solchen Lage war es unmöglich, an einen Gebrauch der Lenkungsmaschinen nur zu denken; daher rissen die Aeronauten das Steuer und die Ruder ab und warfen sie fort. Der Ballon erfuhr noch immer heftiger werdende Erschütterungen, das Beben der ganzen Maschine nahm zu und man entschloß sich, zu allgemeiner Erleichterung des kleinen, im Innern des Aerostaten schwebenden Ballons sich zu entledigen. Man schneidet die Schnuren ab, woran er hängt, der kleine Ballon fällt auch sogleich, aber es bleibt unmöglich, ihn ganz aus dem Ballon herauszuziehen, denn er ist so unglücklich gefallen, daß er sich gerade in der untern Mündung des Aerostaten festklemmt und diese vollkommen verschließt. In diesem Augenblicke schleudert ein

von der Erde heraufkommender Windstoß die Reisenden plötzlich noch höher hinauf, sie überfliegen die Wolken und schwimmen im vollen Sonnenschein; aber die Gluth der Sonnenstrahlen und die beträchtliche Verdünnung der Luft in diesen hohen Regionen verursachen bald eine große Ausdehnung des Gases. Die Wände des Ballons waren nun auf das Aeußerste gespannt, die durch den herabgefallenen kleinen Ballon unglücklicher Weise erfolgte Verstopfung der untern Mündung verhinderte das Gas, wie es sonst zu thun pflegt, dort etwas auszuströmen. Unter dem excentrischen Drucke des Gases dehnten sich die Wände immer ärger, bis zum Platzen aus. Die im Schiffchen stehenden Luftfahrer gaben sich alle erdenkliche Mühe, den in die Mündung eingeklemmten kleinen Ballon mittelst Stöcken wenigstens zu verschieben, aber der Druck des Gases von oben machte alle ihre Anstrengungen vergeblich und setzte ihren Kräften einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Während dessen ging die Reise immer höher und höher und der Barometerstand zeigte eine Höhe von 4800 Metern an. In diesem verzweifelten Augenblicke schritt der Herzog von Chartres zu einem verzweifelten Mittel: er riß eins der das Schiff schmückenden Fähnchen heraus und bohrte mit dessen Stange an verschiedenen Stellen zwei Löcher in den Ballon, wodurch ein Riß von 2—3 M. Länge sich bildete und

der Ballon sogleich mit furchtbarer Schnelligkeit abwärts zu fahren begann und die Erde bald wieder den Blicken der erschrockenen Aeronauten sich zeigte. Als man in die etwas dickere Luftschicht herabkam, hörte zum Glück die reißende Schnelligkeit der Abfahrt etwas auf und mäßigte sich mehr und mehr. Die Reisenden waren wieder guten Muths; da gewahrten sie zu neuem Schrecken, daß sie mitten in einen großen Teich herabfallen würden. Sie warfen sogleich 60 Pf. Ballast aus und mittelst einiger Manöver gelang es ihnen, die Niederfahrt auf die Erde zu halten in einiger Entfernung von dem Teiche der Garenne im Parke von Meudon. Die ganze Expedition hatte in Allem nur wenige Minuten gedauert. Der kleine Ballon hatte endlich seinen Ausweg aus der Mündung des Aerostaten gefunden, er fiel in den Teich und man mußte ihn mit Seilen herausziehen [1]).

---

1) Die Feinde des Herzogs von Chartres verfehlten nicht, den Ausgang dieses Abenteuers auf Rechnung seiner Poltronnerie zu schreiben. In einer „Geschichte der Verschwörung des Philipp Egalité genannten Ludwig von Orleans" spielt der Verfasser, Montjoie, auf die Schlacht von Ouessant an und sagt, „daß der Herzog auf solche Weise die 3 Elemente zu Zeugen der ihm angebornen Feigheit gemacht habe." Man überschüttete

England hatte bis dahin das Schauspiel einer aerostatischen Fahrt noch nicht genossen. Am 14. Sept. 1784 machte daselbst ein Italiener, Namens Vincenz Lunardi, die erste Luftreise, welche jemals jenseits des Canals Statt gefunden. Dieses erste Beispiel fand bald eine eifrige Nachfolge zu Oxford und zwar durch einen Engländer, der sich später einen großen Namen als Aeronaut gemacht hat, den Hrn. Sadler. Fast zu

---

ihn endlos mit Sarkasmen und Quodlibets. Man wiederholte das Witzwort, welches Frau v. Vergennes vor der Luftfahrt gesprochen: „daß der Herr Herzog von Chartres offenbar über seine Angelegenheiten sich erheben wollte.“ Man machte ihn lächerlich in satyrischen Gedichten, man besang ihn in Vaudevilles ꝛc.

Dieß Alles war eine offenbare Ungerechtigkeit. Indem der Herzog von Chartres in dem Augenblicke, wo der Ballon ihn und seine Reisegefährten in eine Region unberechenbarer Höhe emporreißen wollte, dessen Hülle durchbohrte, lieferte er einen Beweis von Muth und Kaltblütigkeit.

Blanchard griff zu demselben Mittel bei seiner Auffahrt zu Gent am 19. Nov. 1785, als er sich plötzlich in so großer Höhe befand, daß er die übermäßige Kälte nicht mehr ertragen konnte. Er durchstach seinen Ballon, schnitt die Seile seines Schiffchens ab, klammerte sich an das Seilwerk des Ballonnetzes an und ließ den Ballon so niedergehen. A. d. V.

gleicher Zeit unternahm Sheldon, ein ausgezeichnetes Mitglied der k. Gesellschaft von London, eine gemeinschaftliche Luftreise mit Blanchard.

Durch die Erfolge seiner ersten Luftfahrten kühner gemacht, faßte dieser französische Aeronaut einen Plan, dessen Kühnheit in jener Periode der Versuche und des Herumtastens in der Wissenschaft der Aerostatik mit Recht eine tolle Verwegenheit genannt werden durfte: er beschloß, in seinem Luftballon von der Küste von England auf die französische Küste hinüberzufahren. Diese wunderähnliche Ueberfahrt, wobei der Verwegne hundertmal den Tod finden konnte, gelang nur durch den seltensten aller Zufälle, daß der Wind in jenem Theile der Meerenge drei ganze Stunden lang ohne irgend eine merkliche Aenderung aus einer und derselben Richtung fortblies. Voll Vertrauen auf einen von ihm erfundenen Lenkungsapparat hatte Blanchard seine nahe Ueberfahrt in den englischen Zeitschriften verkündet und D. Jeffries, ein Nordamericaner, hatte sich zu seiner Begleitung erboten. Am 7. Jan. 1785 war der Himmel sehr heiter, ein sehr schwacher Wind blies aus Nord-Nord-Westen; von D. Jeffries begleitet, trat Blanchard aus dem Schlosse von Dover und wendete sich nach dem Gestade. Der Ballon wurde mit Gas gefüllt und man errichtete ihn einige Fuß weit von dem Rande eines schroffen Felsens, von wo man den

im König Lear von Shakespeare beschriebenen Abgrund erblickt. Um 1 Uhr wurde der Ballon sich selbst überlassen; da man jedoch sein Gewicht etwas zu bedeutend fand, so sah man sich zur Abwerfung einer beträchtlichen Menge von Ballast genöthigt und die Auffahrt erfolgte mit nur 30 Pf. Sand. Der Ballon stieg langsam und näherte sich dem Meere, nur von einem leichten Winde getrieben. Die Reisenden genossen dort den Anblick eines überaus reizenden Schauspiels, welches einer von ihnen mit Enthusiasmus beschrieben hat. Von einer Seite boten die schönen Gefilde, welche sich hinter der Stadt Dover ausbreiten, eine prachtvolle Uebersicht; das Auge umfaßte einen unermeßlichen Horizont reizendster Belebung durch 37 Städte und Dörfer; von der andern Seite boten die das Gestade umschließenden schroffen Felsen, an welchen die Wogen sich brachen, ihre gigantischen Risse und pittoresken Zähnungen einen seltsamen, furchtbar bizarren Anblick. Ueber dem vollen Meeee schwebend fuhren sie über mehrere Schiffe dahin. Indessen bemerkten sie bald, daß der Ballon sich ein Wenig entleerte und um $1^1/_2$ Uhr senkte er sich bereits merklich. Um wieder in die Höhe zu kommen, warfen sie die Hälfte ihres Ballastes aus; sie befanden sich gerade auf dem dritten Theil ihres Wegs und konnten das Schloß von Dover nicht mehr unterscheiden. Der Ballon fuhr fort, sich zu sen-

ken und sie sahen sich bemüssigt, auch den Rest ihres Ballastes auszuwerfen und mußten sich, nachdem auch diese Erleichterung nicht genügte, zum Wegwerfen einiger mitgenommenen Bücher entschließen. Da stieg der Ballon wieder und steuerte immer der französischen Küste zu. Sie hatten nun die Hälfte ihrer gefahrvollen Reise überstanden. Um $2^1/_4$ Uhr zeigte ihnen das Steigen des Queckſilbers in ihrem Barometer, daß der Ballon abermals zu sinken begann: sie warfen einige Geräthschaften und mitgenommene Kleinigkeiten über Bord. Um $2^1/_2$ Uhr waren sie ungefähr auf dem dritten Viertheil ihres Wegs angelangt und sie begannen die so heiß ersehnte Perspective der französischen Küste zu erblicken. In diesem Augenblicke hörte alle Spannung im untern Theile des Ballons durch den Gasverlust auf und die Reisenden bemerkten zum größten Schrecken, daß der Ballon sehr rasch sich senkte. Zitternd bei dem Gedanken, daß sie die Küste nicht erreichen würden, beeilten sie sich, Alles, was nicht geradezu unerläßlich war, über Bord zu werfen: ihren ganzen Mundvorrath, das Steuer, die Ruder wurden als nutzlose Ueberfracht ins Meer geworfen, die Anker und alles Seilwerk wandelte denselben Weg, sie entledigten sich sogar ihrer Oberkleider und warfen sie fort. Dessenungeachtet senkte sich der Ballon mehr und mehr. In diesem äußersten Augenblicke soll sich D. Jeffries er-

boten haben, ſich ſelbſt ins Meer zu ſtürzen, indem er ſagte: „Wir ſind Beide verloren, glauben Sie, daß dieſes Mittel Sie retten könne, ſo will ich mein Leben gern zum Opfer bringen.“ — Aber es blieb ihnen noch ein letztes Hülfsmittel: ſie konnten ſich ihres Schiffchens entledigen und ſich an dem Seilwerke des Ballons feſtklammern. Sie entſchloſſen ſich zur Ergreifung dieſes letzten und gräßlichſten Hülfsmittels, ſie hielten ſich Beide hängend feſtgeklammert an das Ballonnetz und waren eben im Begriff, die das Schiffchen tragenden Seile abzuſchneiden, da glaubten ſie eine Bewegung des Steigens an der Maſchine zu bemerken und — der Ballon ſtieg in der That. Er fuhr fort ſich zu erheben, ſetzte ſeinen Weg wieder fort und von dem immer günſtigen Winde wurden ſie raſch an die Küſte getrieben. Alle ihre Schreckniſſe waren ſchnell vergeſſen, denn ſie unterſchieden deutlich die Stadt Calais und die zahlreichen Dörfer ihrer Umgebung. Um 3 Uhr ſchwebten ſie über der Stadt dahin und der Ballon ſenkte ſich in dem Walde von Guines. Der Ballon lagerte ſich auf einer großen Eiche; D. Jeffries erfaßte einen Aſt und hielt jenen dadurch feſt: man öffnete die Klappe, das Gas ſtrömte aus und auf dieſe Weiſe entkamen die glücklichen Aeronauten wohlbehalten allen Gefahren einer der außerordentlichſten Unternehmungen, welche die

menſchliche Verwegenheit vielleicht jemals gewagt hat. Am folgenden Tage wurde dieſes Ereigniß zu Calais durch ein prachtvolles Feſt gefeiert. Die franzöſiſche Flagge war vor dem Hauſe, wo die Reiſenden geſchlafen hatten, aufgepflanzt, die geſammte Municipalität und das Officiercorps ſtatteten ihnen einen Beſuch ab. Am Ende eines ihnen zu Ehren gegebenen Feſtmahls im Stadthauſe überreichte der Maire dem Herrn Blanchard in einer goldnen Kapſel die Urkunde, die ihm das Bürgerrecht der Stadt ertheilte, welchen Titel er ſeitdem ſtets geführt hat. Der Magiſtrat kaufte ihm den Ballon, worin er die Reiſe gemacht hatte, für die baare Summe von 3000 Fr. und einen Jahrgehalt von 600 Fr. ab und ſtellte denſelben in der Hauptkirche von Calais als Ehrendenkmal auf. Nachträglich wurde noch beſchloſſen, daß an dem Orte ſelbſt, wo die Luftſchiffer wieder auf die Erde herabgekommen, eine Marmorſäule errichtet werden ſollte. Blanchard erſchien einige Tage ſpäter vor Ludwig XVI., der ihm ein Baargeſchenk von 1200 Fr. und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von demſelben Betrage ertheilte. Die Königin, welche gerade am Spiele ſaß, ſetzte für Blanchard auf eine Karte und ließ ihm die beträchtliche Summe, welche ſie auf ſeine Rechnung gewann, auszahlen. Mit einem Worte: nichts mangelte zu ſeinem vollen Triumphe, nicht einmal die Eiferſucht der Nei-

der, welche ihm bei dieſer Gelegenheit den Spitznamen des Don Quixotte de la Mancha beilegten.

Der glänzende Erfolg dieſer verwegenen Unternehmung und der darüber durch England und Frankreich erſchallende Triumphslärm ſind wohl mit zu den Urſachen von einem der unglückſeligſten Ereigniſſe in der Geſchichte der Aeronautik zu zählen. Geſtachelt von einem verhängnißvollen Trieb der Nacheiferung, ließ Pilatre des Roſiers ſogleich verkündigen, daß auch er über das Meer und zwar von Boulogne nach London fliegen, mithin eine noch gefährlichere Fahrt als die von Blanchard vollbringen wollte, weil hier die Entfernung der engliſchen von der franzöſiſchen Küſte eine viele größere iſt. Umſonſt verſuchte man, Herrn Pilatre begreiflich zu machen, wie unermeßlichen Gefahren er ſich bei dieſer Fahrt ausſetzen würde. Er verſicherte, eine neue Einrichtung an den Aeroſtaten gefunden zu haben, welche alle Bedingungen der Sicherheit in ſich vereinigte und eine beträchtlich lange Zeit in der Luft zu bleiben geſtattete. Auf dieſe Zuſicherung bewilligte ihm die Regierung die Summe von 40,000 Franken zum Bau einer Maſchine. Nun erſt erfuhr man die von ihm erſonnene Combination: er vereinigte in einem einzigen Syſteme die beiden Mittel, deren man ſich bis dahin bedient hatte; unterhalb ſollte ein Aeroſtat mit Waſſerſtoffgas und darüber

eine Montgolfiere angebracht werden. Es wird äußerst schwer, die Gründe zu begreifen, welche ihn zur Annahme einer solchen Einrichtung vermögen konnten, denn er machte stets eine Art von Geheimniß aus seinen Ideen darüber. Wahrscheinlich wollte er durch Hinzufügung einer Montgolfiere sich von der Nothwendigkeit befreien, den Ballast auszuwerfen, um sich zu erheben, und Gas ausströmen zu lassen, um sich tiefer herablassen; das in der Montgolfiere befindliche Feuer sollte wahrscheinlich, je nachdem es geschürt oder geschwächt würde, eine Hülfskraft zum Aufsteigen bieten. Wie dem aber seyn möge, so bildete ein Verein dieser beiden Systeme, deren jedes einzeln verschiedene Vortheile gewährte, eine durchaus fehlerhafte und verwerfliche Einrichtung. Es war nur zu leicht begreiflich, welchen gräßlichen Gefahren das Vorhandensein eines Feuerherdes in der Nähe eines entzündlichen Stoffes wie das Wasserstoffgas ist, für die Luftschiffer herbeiführen konnte. Charles sagte darüber zu Pilatre des Rosiers: „Sie stellen eine Glutpfanne unter ein Pulverfaß!“ Aber Pilatre blieb taub gegen alle Einwendungen, er gab nur seiner Unerschrockenheit und seiner unglaublichen wissenschaftlichen Exaltation Gehör, von welchen er schon so viele Beispiele geliefert hatte und welche gleichsam den eigenthümlichen Charakter seines Genies bildeten.

Das Daſein dieſes muthvollen Mannes kann als ein lebendiges Beiſpiel von jenem Fieber nach Abenteuern und Verſuchen gelten, welches die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bei manchen Naturen entzündet hatte. Pilatre des Roſiers war 1756 zu Metz geboren. Urſprünglich zum Wundarzt beſtimmt, fühlte er ſolche Abneigung gegen dieſen Beruf, daß er aus dem Spital in das Laboratorium eines Apothekers entfloh, wo er die erſten Kenntniſſe von den Naturwiſſenſchaften erhielt. Als er in das väterliche Haus zurückgekehrt war, wurde der übermäßige Zwang, worin ſein Vater ihn hielt, ihm bald unerträglich und er entfloh daher eines Tages abermals in Geſellſchaft eines ſeiner Kameraden nach Paris, um dort ſein Glück zu verſuchen. Anfangs kam er als Handarbeiter in eine Apotheke; ein Arzt bemerkte ihn in dieſer untergeordneten Stellung und enthob ihn derſelben. Dank dieſem ſeinem Beſchützer, konnte er die Vorleſungen der berühmteſten Profeſſoren der Hauptſtadt beſuchen und ſah ſich bald ſelbſt in den Stand geſetzt, eigene Lehrkurſe zu eröffnen. Er erklärte in öffentlichen Vorleſungen die von Franklin entdeckten Thatſachen in dem noch ſo neuen Gebiete der electriſchen Erſcheinungen. Dadurch erlangte er in der wiſſenſchaftlichen Welt ein gewiſſes Anſehen und bald auch äußere Hülfsmittel genug zu

Errichtung eines ſchönen phyſikaliſchen Laboratoriums, wo die Gelehrten alle für ihre Verſuche und Arbeiten nöthigen Apparate fanden. Endlich erhielt er die Stelle eines Intendanten des naturhiſtoriſchen Kabinets vom Grafen der Provence. Nun konnte Pilatre des Roſiers ſeinem Drang nach Verſuchen und jener eigenthümlichen Leidenſchaft, an ſich ſelbſt die allergefährlichſten Dinge zu erproben, den Zügel ſchießen laſſen. Man erzählt ſich von ihm die ſeltſamſten Züge dieſer Art. Nichts konnte ihn zurückhalten oder abſchrecken. Bei ſeinen Verſuchen über die atmoſphäriſche Electricität hat er ſich hundertmal der Gefahr ausgeſetzt, von dem electriſchen Strome zerſchmettert zu werden, den er beinahe ohne alle Vorſichtsmaßregeln aus den Gewitterwolken zog. Oft ſetzte er durch Einathmung der tödtlichſten Gaſe ſein Leben auf das Spiel. Eines Tages füllte er ſeinen Mund ganz mit Waſſerſtoffgas, zündete es an und zerſprengte ſich dadurch beide Wangen. Er befand ſich in der höchſten Exaltation dieſer Wiſſenſchaftswuth, als die Erfindung der Aeroſtaten gemacht wurde. Wir haben geſehen, mit welchem Feuereifer er ſich auf dieſe neue Laufbahn geſtürzt, welche allen Inſtincten ſeines Geiſtes ſo vortrefflich entſprach. Er hatte, wie wir wiſſen, den Ruhm, die erſte Luftfahrt gemacht zu haben, und in der ganzen Reihe der darauf folgenden Verſuche war

er es immer, den man in erſter Reihe erblickte, treu dem Ruf der Gefahr. In der höchſten Exaltation eines wahren Wahnſinns ſtürzte er ſich zu Boulogne in alle Vorbereitungsarbeiten zu der von ihm angekündigten Luftreiſe. Bei dem Bau zu der Errichtung ſeiner Aero-Montgolfiere half ihm Herr Romain, ein Phyſiker von Boulogne. Ein Edelmann des Landes, ein Herr v. Maiſonforte, ſollte ihn bei dieſer Reiſe begleiten, aber Romain verlangte als Lohn für ſeine Bemühungen die Theilnahme an dem Ruhm dieſer Unternehmung und Herr v. Maiſonfort mußte ihm den Platz einräumen.

Am 13. Juni 1785 Morgens um 7 Uhr fuhren Pilatre uud Romain ab. Die Urſachen, welche die ihnen das Leben koſtende Kataſtrophe herbeiführten, ſind lediglich nach den Vermuthungen des Herrn v. Maiſonfort bekannt, der am Land geblieben und Zeuge des Ereigniſſes war. Die Doppelmaſchine, nämlich die Montgolfiere mit dem Waſſerſtoffgas-Aeronauten darüber, ſtieg mit ziemlicher Schnelligkeit bis zur Höhe von ungefähr 400 Metern auf; als ſie aber in ſolcher Höhe angelangt war, ſah man plötzlich den Gas-Aeroſtaten alle Spannung verlierend in ſich ſelbſt zuſammenſinken und beinahe ſolgeich auf die Montgolfiere herabfallen. Dieſe wirbelte zwei- oder dreimal um ſich ſelbſt ſich drehend und fuhr dann von ſolcher

Ueberlaſt gedrückt pfeilſchnell nach der Erde herab. Nach der Angabe] des Herrn v. Maiſonfort war Folgendes geſchehen: Bei ihrer Ankunft in einer Höhe von 400 Metern waren die Luftreiſenden von einem entgegengeſetzten Wind überfallen worden, der ſie weit vom Meer hinweg nach dem Innern des Landes trieb. Wahrſcheinlich zog nun Pilatre des Roſiers, um wieder tiefer zu kommen und eine günſtigere, ſie nach der Küſte zurücktreibende Luftſtrömung zu ſuchen, die Klappe an dem Waſſerſtoff-Aeroſtaten auf; aber die an der Klappe befeſtigte Schnur war ſehr lang und lief an dem Schiffchen unter der Montgolfiere befeſtigt bis zur Spitze des Aeroſtaten hinauf, maß alſo nicht weniger als 100 Fuß. Daher ging das Ziehen auch nicht ſehr leicht und bei der dadurch verurſachten heftigen Reibung wurde die Klappe zerriſſen. Der Stoff des Ballons war durch die große Zahl der Vorverſuche zu Boulogne und durch mehrere Abfahrtsproben ſo ſehr abgenützt, daß er einen Riß von der Länge einiger Meters bekam, die Klappe ſelbſt in den Ballon hineinfiel und dieſer binnen wenigen Augenblicken ſich völlig entleerte. Alſo hat nicht, wie man ſagte, eine Entzündung des Gaſes mitten in der Luft Statt gefunden; man fand nach dem Falle, daß der Herd der Montgolfiere gar kein Feuer enthalten hatte. Der durch das Ausſtrömen des Gaſes zuſammengeſunkene

Aeroſtat fiel auf die Montgolfiere herab und dieſe Ueberlaſt drückte ſie ſogleich nach der Erde. Herr v. Maiſonfort eilte nach der Stelle, wo der Ballon gefallen war. Er fand die beiden Unglücklichen ganz in die Ballonhüllen eingewickelt und in derſelben Stellung wie bei der Abfahrt. Pilatre war bereits leblos; ſein Gefährte Romain verſchied nach wenigen Minuten. Sie waren nicht einmal über die Küſte hinausgekommen und nahe bei dem Flecken Vimille herabgeſtürzt. Durch eine unglückſelige Ironie des Zufalls hauchten ſie ihr Leben an derſelben Stelle aus, wo Blanchard herabgekommen war, unfern von der als Denkmal ſeines Ruhms errichteten Säule.

Der Tod dieſer erſten Märtyrer der aeroſtatiſchen Wiſſenſchaft kühlte keineswegs den Eifer ihrer Nebenbuhler und Nachfolger. Im Jahre 1785 ſah man nach Herrn Dupuis-Delcourt, einem ſehr gelehrten Aeronauten und Verfaſſer eines Handbuchs über die Aeronautik „den Himmel von ganz Europa ſich wörtlich mit Ballons bedecken.“ Alle dieſe Luftfahrten, welche den Reiz der Neuheit nicht mehr für ſich haben und nicht zu wiſſenſchaftlichen Zwecken unternommen wurden, bieten meiſtentheils nur ein ſehr untergeordnetes Intereſſe. Indeſſen wollen wir doch, bevor wir den Aeroſtaten in die neue ernſthaftere Periode ihrer Geſchichte der wiſſenſchaftlichen Anwendungen

folgen, noch an einige der Luftreiſen erinnern, welche in der Zeit von 1785—1794 den glänzendſten Erfolg gehabt und allgemeine Theilnahme erregt haben.

Die Luftfahrt des Dr. Potain verdient in dieſer Hinſicht Erwähnung. Er überſchiffte in ſeinem Ballon den Canal St. George, dieſen England von Irland ſcheidenden Meeresarm. Er hatte die ſchraubenförmige Maſchine von Blanchard vervollkommnet und bediente ſich derſelben mit eigenem Vortheile. Der Italiener Lunardi führte zu Edinburg einige Luftfahrten aus. Harper machte zu Birmingham mit den Waſſerſtoffgas-Ballonen bekannt. In Frankreich erlebte Abt Miolan im Luxembourg jenen ungeheueren Unfall, deſſen bitterer Nachgeſchmack die Bosheit der Pariſer durch ſo viele Geſänge beißend verſtärkte [1]). Die Herren Alban und Vallet bauten zu Javelle einen großen Aeroſtaten, mit welchem der Graf von Artois mit

---

1) Der Abt Miolan war ein guter Religioſe, der in Verbindung mit einem gewiſſen Javinet eine ungeheuere aeroſtatiſche Maſchine verfertigen ließ. Als der Tag der Luftfahrt herangekommen war, konnte dieſer rieſenhafte Apparat ſich nicht über den Boden erheben: das Volk zertrümmerte ihn und prügelte die Aeronauten, welche hiernach die Helden eines Vaudeville und eines Dutzends von Gaſſenliedern wurden.

A. d. V.

Perſonen aus allen Ständen mehrere Male auffuhr. Damals verbreitete ſich zu Paris die Mode der aeroſtatiſchen Figürchen: in den öffentlichen Gärten ſah man zu großem Jubel der Gäſte Aeroſtaten in Geſtalt verſchiedener Perſönlichkeiten aufſteigen: Winzer, eine Nymphe, einen Pegaſus ꝛc.

Blanchard beſuchte alle Gegenden von Frankreich und gab überall das Schauſpiel ſeiner zahlloſen Luftfahrten zum Beſten. Nachdem er die Neugierde ſeines Vaterlandes erſchöpft hatte, führte er dieſe neue Art von Schauſpiel auch in America ein, wo ſie dem Volke der neuen Welt noch völlig unbekannt war. Zu Philadelphia machte er eine Luftreiſe unter den Augen von Franklin. Sein Nebenbuhler Teſta Briſſy folgte ſeiner Spur. Seine erſte Auffahrt zu Paris im Jahre 1785 zeichnete ſich durch einen ſeltſamen Umſtand aus. Er hatte ſich, bewaffnet mit Flügeln und Rudern, mit ſeinem Ballon auf der Ebene von Montmorency herabgelaſſen. Eine große Anzahl hinzugelaufener Neugieriger verhinderten ihn wieder aufzufahren, ergriffen die auf den Boden herabhängenden Seile des Ballons. Der Eigenthümer des Feldes, auf dem der Aeroſtat ſich niedergelaſſen, kam mit anderen Bauern dazu, verlangte Schadenerſatz von ihm und zog den Ballon an den Seilen, welche das Schiffchen feſthalten, fort. Teſta Briſſy erzählt nun weiter: „Da

ich ihnen nicht mit Gewalt Widerstand leisten konnte, so beschloß ich, ihnen durch Geschicklichkeit zu entgehen. Ich schlug ihnen vor, mich an einem Schlepptau hinzuziehen, wohin es ihnen belieben würde. Das Abwerfen meiner zerrissenen und völlig nutzlos gewordenen Flügel überzeugte die Leute, daß ich unmöglich mehr fortfliegen könnte; zwanzig Männer schlangen das Seil um ihre Leiber und schleppten mich dahin, der Ballon stieg ungefähr um 20 Fuß und so ging die Reise dem Dorfe zu. Ich berechnete nun meinen Ballast, erkannte, daß ich hinlängliche specifische Leichtigkeit hatte, schnitt das Seil ab und nahm Abschied von den Bauern, deren Erstaunensrufe mich sehr belustigten, als plötzlich das Seil, woran sie mich schleppten, ihnen auf die Nase fiel.“ Dieß ist derselbe Testa Brissy, welcher später eine Luftfahrt zu Pferd hielt. Er erhob sich auf einem Pferde reitend, welches auf keine Weise an den Boden des Schiffchens befestigt war. Bei dieser seltsamen Luftreise konnte sich Testa Brissy überzeugen, daß das Blut der größeren Thiere durch deren Arterien austritt und durch die Nasenlöcher und Ohren schon in einer Höhe ausströmt, wo der Mensch noch gar keine Unbequemlichkeit fühlt [1]).

---

1) Diese verwegene Luftfahrerei wurde in neuesten Zeiten von einem Herrn Poitevin zu Paris mehrere

Man ſieht, daß ſchon die Anfänge und erſten Auftritte der aeroſtatiſchen Kunſt eine Andeutung gaben, welche wichtigen Dienſte dieſe Erfindung einſt der Wiſſenſchaft würden leiſten können. Man konnte ſchon die neue Periode vorausſehen, die Periode der Anwendungen, welche ſich aus der Bewegungskunſt in der Luft entwickelte.

(Schluß folgt.)

Eine Epiſode aus Thiers' Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs [1]).

Daß Herr Thiers zu ſeinen verſchiedenen Anſprüchen auf Berühmtheit den Ruhm eines Geſchichtsforſchers nicht fügen kann, erhellt recht klar gerade aus ſeiner von den Franzoſen vielgeprieſenen Histoire du

---

Male wiederholt. Nur war hierbei das Pferd mittelſt eines Hängeapparats an das Netz des Ballons befeſtigt, was die Gefahr eines ſolchen Verſuchs bedeutend mindert. In einer gewiſſen Höhe erlitt auch das Pferd des Herrn Poitevin, gleich dem obigen, einem reichlichen Ausfluß von Blut. A. d. V.

1) Aus dem 6. Bande der Histoire du Consulat et de l'Empire faisant suite à l'histoire de la Révolution français par M. A. Thiers.

Consulat et de l'Empire, aus deren 6. Bande wir nachfolgende Episode mittheilen. Thiers ist vielmehr nur ein Lobredner Napoleonischer Thaten und Zeiten, während ihm die Unparteilichkeit und das gediegene Studium, die ein unumgängliches Erforderniß der Geschichtsforschung bilden, fern liegen. Dagegen aber zeichnet sich Thiers durch großartigen Ueberblick der Begebenheiten, durch eine außerordentliche Klarheit in der Entwickelung schwieriger Zustände und Verhältnisse, durch eine blühende, lebendige, oft begeisterte Sprache und Schilderungsweise und durch so viele andere Vorzüge aus, daß diejenigen unserer Leser, welche das bändereiche Werk nicht selbst besitzen, gewiß gern dann und wann eine Episode daraus lesen werden.

D. R.

Ulm.

August 1805.

Die Vereinigung Genuas mit Frankreich, kurz vor der Expedition nach England, war ein bedeutender Fehler und mußte Oesterreich den letzten Grund gewähren, sich zum Kriege zu entschließen. Man provocirte auf diese Weise eine furchtbare Coalition gegen sich, in demselben Augenblicke, wo man absoluter Ruhe auf dem Festlande bedurft hätte, um seine ganze Thätigkeit gegen England frei zu haben. Allein Napoleon

hatte die Folgen der Vereinigung Genuas nicht vorausgesehen; sein Irrthum bestand darin, Oesterreich allzu gering zu achten und es für unfähig zu halten, gegen ihn aufzutreten trotz aller seiner Rücksichtslosigkeit gegen diesen Staat. Indessen war gerade diese unter den vorliegenden Umständen bewerkstelligte Vereinigung, die man ihm mit Recht zum Vorwurf gemacht, in der Wirklichkeit ein glückliches Ereigniß. Wäre nämlich Admiral Villeneuve im Stande gewesen, in den Canal zu segeln und vor Boulogne zu erscheinen, so mußte man gewiß die Störung bedauern, welche der Ausführung des gewaltigen Plans widerfuhr; allein dieser Admiral kam nicht und Napoleon sah sich zum zweiten Male zur Unthätigkeit gezwungen, und wenn er nicht die Tollkühnheit begehen wollte, die Meerenge ohne den Schutz einer Flotte zu passiren, mußte er sich in großer Verlegenheit befinden. Diese so oft verkündete, dreimal hinter einander verfehlte Expedition hätte ihn einer Art von Lächerlichkeit ausgesetzt und ihn in den Augen Europas in einem wahrhaften Zustande der Ohnmacht England gegenüber gezeigt. So machte also die continentale Coalition, indem sie ihm ein Schlachtfeld lieferte, welches ihm fehlte, den Fehler wieder gut, den er begangen, indem sie selbst einen beging und verhalf ihm sehr zur gelegenen Zeit aus einer unbestimmten und verderblichen Lage. Die Kette,

welche die Ereigniſſe dieſer Welt mit einander verbindet, iſt zuweilen äußerſt merkwürdig! Oft ſcheitert die weiſeſte Berechnung, während ein Fehler das Gelingen herbeiführt. Das iſt jedoch natürlich kein Grund, jede Vorſicht und Klugheit für vergeblich zu erklären und ihr bei der Regierung der Staaten die Eingebungen der Laune vorzuziehen. Im Gegentheile, ſtets verdient bei der Leitung der Staatsgeſchäfte verſtändige Berechnung den Vorzug vor der Leidenſchaft; allein man kann das Zugeſtändniß nicht vermeiden, daß über den Plänen des Menſchen die ſichereren, tieferen Pläne der Vorſehung ſchweben und walten. Es iſt dieß ein Grund zur Beſcheidenheit, nicht zur Entſagung menſchlicher Weisheit.

Man muß die Schwierigkeiten des Regierungsweſens in der Nähe geſehen, man muß es ſelbſt erlebt haben, wie ſchwer es iſt, große Entſchlüſſe zu faſſen, ſie vorzubereiten, zu vollziehen, Menſchen und Dinge in Bewegung zu ſetzen, um den Entſchluß würdigen zu können, den Napoleon bei dieſer Gelegenheit faßte. Als ſich der Schmerz, die Expedition von Boulogne ſcheitern zu ſehen, gemildert hatte, widmete er ſich ganz ſeinem neuen continentalen Kriegsplane. Nie hatte er über größere Hülfsquellen zu verfügen gehabt, nie hatte er vor ſich ein ausgedehnteres Operationsfeld geöffnet geſehen. Als er die italieniſche Armee befehligte,

begegnete er als Grenze seiner Bewegungen der Ebene der Lombardei und dem Kreise der Alpen; und wenn er daran dachte, seine Blicke über diesen Kreis hinaus zu richten, so hemmte ihn die besorgte Klugheit des Directors Carnot in seinen Berechnungen. Als er als erster Consul den Plan zum Feldzuge von 1800 entwarf, mußte er die Feldherren schonen, die noch seines Gleichen waren; und wenn er z. B. für Moreau einen Plan aussann, welcher die glücklichsten Folgen haben konnte, so wurde er durch die Geistesschüchternheit dieses Generals gehemmt, sah er sich genöthigt, ihn nach seiner Weise handeln zu lassen, einer zwar sicheren, aber doch beschränkten Weise und sich selbst auf das isolirte Feld von Piemont einzuschließen. Zwar bezeichnete er daselbst seine Anwesenheit durch eine Operation, die stets ein Wunderwerk der Kriegskunst bleiben wird, aber jedenfalls begegnete sein Genie doch, als es sich in voller Freiheit entwickeln wollte, Hindernissen. Zum ersten Male war er jetzt frei, frei wie Cäsar und Alexander es gewesen waren. Diejenigen seiner Waffengefährten, die sich durch ihre Eifersucht oder ihren Ruhm lästig machten, hatten sich selbst durch ein unkluges, schuldvolles Benehmen die Schranken verschlossen. Er hatte jetzt nur noch Feldherren, die seinem Willen unterworfen waren und im höchsten Grade alle zur Ausführung seiner Pläne nöthigen Ei-

genschaften vereinten. Seine Armee, einer langen Unthätigkeit müde, nur nach Ruhm und Kämpfen trachtend, formirt durch zehn Kriegsjahre und dreijähriges Campiren, war auf die schwersten Unternehmungen, auf die kühnsten Märsche vorbereitet. Ganz Europa stand seinen Combinationen offen. Er stand im Westen, an den Küsten des Nordmeeres und des Canals, und Oesterreich, von russischen, schwedischen, italienischen und englischen Streitkräften unterstützt, im Osten, gegen Frankreich Heermassen vorschiebend, welche eine Art europäischer Verschwörung zu seiner Verfügung gestellt hatte. Situation, Mittel, Alles war großartig. Allein während man nie besser im Stande gewesen war, plötzlichen und schweren Gefahren die Spitze zu bieten, war die Schwierigkeit auch nie größer gewesen. Diese Armee, in einer Weise vorbereitet, daß man wohl sagen kann, es habe zu keiner Zeit eine ähnliche gegeben, diese Armee stand an den Küsten des Oceans, fern vom Rhein, von der Donau, von den Alpen, woraus sich erklären läßt, wie es kam, daß die Continentalmächte ihre Vereinigung ohne Reclamation duldeten und mußte doch plötzlich ins Centrum des Continents transportirt werden. Darin lag das zu lösende Räthsel. Wir werden nun sehen, wie Napoleon es anfing, den Raum zu durchschreiten, der ihn von seinen Feinden trennte, um sich mitten unter sie, an den Punkt

zu verfügen, der ihm als der geeignetste erschien, um ihre furchtbare Coalition aufzulösen.

Obgleich er sich beharrlich eingeredet hatte, der Krieg sei nicht so nahe, als er es in der That war, hatte er doch die Vorbereitungen und den Plan dazu recht wohl erkannt. Schweden rüstete in Stralsund und Schwedisch-Pommern; Rußland zu Reval im Golf von Finnland. Man verkündete zwei große russische Armeen, von denen die eine sich in Polen concentrirte, um Preußen mit in die Coalition zu ziehen, das andere in Galizien, um Oesterreich zu Hülfe zu kommen. Die Bildung zweier österreichischen Armeen, die eine von 80,000 Mann in Baiern, die andere von 100,000 Mann in Italien, beide durch ein Corps von 25 bis 30,000 Mann in Tyrol verbunden, brauchte man nicht erst zu vermuthen, sondern kannte man mit Gewißheit. Endlich gestatteten russische Truppen in Korfu, Engländer in Malta, Bewegungssymptome am neapolitanischen Hofe, nicht länger, an einem Versuche gegen den Süden Italiens zu zweifeln.

Vier Angriffe wurden demnach vorbereitet: der erstere im Norden durch Pommern, auf Hannover und Holland sollte durch Schweden, Russen und Engländer ausgeführt werden; der zweite östlich durch das Thal der Donau war den vereinigten Russen und Oesterreichern anvertraut; der dritte, in der Lombardei blieb

den Oesterreichern allein vorbehalten und der vierte, im Süden Italiens sollte etwas später durch eine Vereinigung von Russen, Engländern und Neapolitanern unternommen werden.

Napoleon hatte diesen Plan ganz so gut aufgefaßt, als wenn er den militärischen Conferenzen des Herrn v. Winzingerode in Wien, deren wir früher erwähnten, mit beigewohnt hätte. Nur ein Umstand war ihm, wie seinen Feinden noch unbekannt, ob es gelingen werde, Preußen mit hineinzuziehen? Napoleon glaubte es nicht. Die coalisirten Mächte aber hofften, es werde ihnen durch Einschüchterung des Königs Friedrich Wilhelm gelingen. In diesem Falle wäre der Angriff von Norden, anstatt, durch die preußische Neutralität sehr genirt, ein accessorischer Versuch zu seyn, zur drohenden Unternehmung gegen das Kaiserreich, von Cöln bis zu den Mündungen des Rheins geworden. Indessen war dieß nicht sehr wahrscheinlich und Napoleon hielt nur die beiden großen Angriffe durch Baiern und die Lombardei für ernsthaft und betrachtete höchstens die, welche man in Pommern und gegen das Königreich Neapel vorbereitete, einiger Vorsichtsmaßregeln würdig.

Daher beschloß er, die Hauptmasse seiner Streitkräfte ins Donauthal zu werfen und alle secundären Angriffe durch die Art und Weise zu nichte zu machen, mit der er den Hauptangriff zurückschlagen würde. Sein

tiefgefaßter Plan ruhte auf einer sehr einfachen Thatsache, der Entfernung der Russen, welche dieselben der Gefahr aussetzte, den Oesterreichern zu spät zu Hülfe zu kommen. Er meinte, die Oesterreicher würden, in ihrer Ungeduld nach Baiern vorzurücken und ihrer Gewohnheit gemäß, die berüchtigte Position von Ulm zu occupiren, seinen Plan unterstützen, indem sie auf diese Weise selbst die Entfernung vergrößerten, welche sie bereits auf natürlichem Wege von den Russen trennte und daß letztere sich demnach verspäten müßten, indem sie erst dann die Donau aufwärts marschirten, nachdem sie zuvor ihre Hauptarmee mit den österreichischen Reservetruppen vereinigt hätten. Schlug nun Napoleon die Oesterreicher vor Ankunft der Russen, so wollte er sodann gegen die Russen marschiren, welche der Hülfe der österreichischen Hauptarmee beraubt waren, um sich so des in der Theorie sehr leichten, in der Praxis aber sehr schwierigen Mittels zu bedienen, seine Feinde einen nach dem andern zu schlagen.

Zur Gelingung dieses Plans war eine ganz eigenthümliche Art und Weise nöthig, sich auf den Schauplatz der Operationen, also ins Donauthal zu begeben. Wollte Napoleon, nach Moreaus Beispiel den Rhein aufwärts marschiren, um ihn zwischen Straßburg und Schaffhausen zu passiren, wollte er dann durch die Defilèen des Schwarzwaldes zwischen den schwäbischen Al-

pen und dem Constanzer See hervorrücken, um auf dieſe Weiſe die Fronte der hinter der Iller, von Ulm bis Memmingen ſtehenden Oeſterreicher anzugreifen, ſo erreichte er ſeinen Zweck nicht vollkommen. Denn ſelbſt wenn er die Oeſterreicher ſchlug, wovon er mit der im Lager von Boulogne formirten Armee mehr als je überzeugt war, ſo trieb er ſie höchſtens vor ſich her auf die Ruſſen, und führte ſie ſo ſelbſt, wenn auch geſchwächt, zur Vereinigung mit ihren nordiſchen Verbündeten. Er mußte vielmehr wie bei Marengo und mehr noch wie bei Marengo die Oeſterreicher von hinten angreifen und ſich nicht darauf beſchränken, ſie bloß zu ſchlagen, ſondern einzuſchließen, um ſie Alle als Kriegsgefangene nach Frankreich zu ſenden. Dann erſt konnte Napoleon ſich auf die Ruſſen werfen, die dann nur noch die öſterreichiſchen Reſerven zur Unterſtützung hatten.

Zu dieſem Zwecke combinirte er folgende einfache Marſchordnung. Eins ſeiner Armeecorps, das des Marſchalls Bernadotte, ſtand in Hannover, ein zweites, das des Generals Marmont, in Holland, die andern in Boulogne. Das erſtere ſollte nun durch Heſſen nach Würzburg und der Donau marſchiren; das zweite ſollte längs dem Rheine vorrücken, alle Erleichterungen benutzend, welche dieſer Fluß gewährte und ſich über Mainz und Würzburg mit dem von Hannover kommenden Corps vereinigen. Während dieſe beiden gro-

ßen Detaſchements von Norden nach Süden rücken ſollten, wollte Napoleon durch eine Bewegung von Weſten nach Oſten, von Boulogne nach Straßburg, die am Canal campirenden Corps marſchiren laſſen, mit letzteren ſcheinbar einen directen Angriff durch die Engpäſſe des Schwarzwaldes machen, in der Wirklichkeit aber dieſen Wald rechts laſſen, ſich links wenden, durch Würtemberg, um ſich in Franken mit den Corps von Bernadotte und Marmont zu vereinen, die Donau oberhalb Ulm in der Gegend von Donauwerth zu überſchreiten und ſich ſo hinter die Oeſterreicher zu placiren, ſie zu umzingeln, gefangen zu nehmen und dann, nachdem er ſich ihrer entledigt, auf Wien den Ruſſen entgegen zu marſchiren.

Die Poſition des Marſchalls Bernadotte, der von Hannover herbeirückte, des Generals Marmont, welcher von Holland kam, war ein Vortheil, denn der Eine brauchte nur 17, der Andere 14 bis 15 Tage, um nach Würzburg, in die Flanke der zu Ulm lagernden feindlichen Armee zu gelangen. Die Bewegung der von Boulogne nach Straßburg marſchirenden Truppen erforderte ungefähr 24 Tage und mußte die Aufmerkſamkeit der Oeſterreicher auf den gewöhnlichen Ausgang aus den Engpäſſen des Schwarzwaldes fixiren. Binnen 24 Tagen, alſo gegen den 25. Sept. konnte Napoleon daher am entſcheidenden Punkte angelangt

seyn. Indem er seinen Entschluß auf der Stelle faßte, indem er seine Bewegungen so lange als möglich durch seine verlängerte Anwesenheit zu Boulogne versteckte, falsche Gerüchte ausstreute und seine Pläne mit jener Kunst, den Feind irre zu führen, verhüllte, die er in so hohem Grade besaß, so konnte er im Rücken der Oesterreicher die Donau passirt haben, ehe diese nur eine Ahnung von seiner Gegenwart hatten. Gelang es ihm, so hatte er sich schon im October der ersten feindlichen Armee entledigt, verwendete den Monat November zum Marsch auf Wien und traf in der Nähe dieser Hauptstadt mit den Russen zusammen, die er noch nie gesehen, und zwar als tapfere, aber nicht unüberwindliche Fußsoldaten kannte, denn Moreau und Massena hatten sie bereits geschlagen und er selbst glaubte sie noch härter zu schlagen. In Wien dann angelangt, hatte er die Position der österreichischen Armee in Italien weit überschritten, wodurch diese dringend zum Rückzuge genöthigt ward. Napoleon beabsichtigte nun, das Commando über die französische Armee am Adige Massena, dem kräftigsten seiner Feldherren und der Italien am besten kannte, anzuvertrauen. Diese Armee sollte nur aus 50,000 Mann, aber Kerntruppen bestehen, denn sie hatten alle Feldzüge jenseits der Alpen, von Montenotte bis Marengo durchgemacht. Gelang es Massena, den Erzherzog Karl vom Adige

nur einen Monat lang zurückzuhalten, was mit solchen Soldaten, welche gewohnt waren, die Oesterreicher ohne Rücksicht auf ihre Zahl zu besiegen und unter einem General, der nie zurückwich, außer allem Zweifel erschien, so machte Napoleon, nach Wien gelangt, die Lombardei frei, wie er Baiern frei gemacht hatte. Zwar zog er so den Erzherzog Karl in seine Nähe, aber zugleich auch Massena, und indem er dann die 50,000 M. von den Ufern des Adige mit den 150,000 M. vereinigt hätte, mit denen er längs der Donau marschiren wollte, mußte er sich zu Wien an der Spitze von 200,000 siegreichen Franzosen befinden. Wenn er dann direct über eine solche Masse von Streitkräften verfügte, nachdem er die beiden Hauptangriffe, den in Baiern und den der Lombardei vereitelt hatte, was schadeten ihm dann die beiden andern im Norden und Süden gegen Hannover und Neapel vorbereiteten? Und wenn dann ganz Europa unter Waffen stände, er brauchte die Universalität seiner Streitkräfte nicht zu fürchten.

Indessen versäumte er nicht, gewisse Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich Unteritaliens zu treffen. Der General St.-Cyr occupirte Kalabrien mit 20,000 M. Napoleon ertheilte ihm die Instruction, sich nach Neapel zu wenden und sich dieser Hauptstadt beim ersten Symptome von Feindseligkeit zu bemächtigen. Ohne Zweifel wäre es übereinstimmender mit seinen Principien ge-

weſen, die italieniſche Armee nicht zu trennen, nicht 50,000 M. am Adige unter Maſſena zu ſtellen und 20,000 M. unter General St.-Cyr in Kalabrien, ſondern im Gegentheil in eine einzige Maſſe von 70,000 Mann, welche des Siegs im Norden von Italien gewiß, vom Süden wenig zu fürchten gehabt hätte. Allein er meinte, daß Maſſena mit 50,000 M. und bei ſeinem Charakter genügen werde, um den Erzherzog Karl einen Monat lang aufzuhalten, und hielt es dagegen für gefährlich, den Ruſſen und Engländern zu geſtatten, in Neapel feſten Fuß zu faſſen und in Kalabrien einen ſchwer zu löſchenden Inſurrectionskrieg zu nähren. Darum ließ er den General St.-Cyr mit 20,000 Mann im Golfe von Tarent mit dem Befehl, beim erſten Signal nach Neapel zu marſchiren und die Ruſſen und Engländer ans Meer zu drängen, ehe ſie noch Zeit gehabt, ſich auf dem Continente von Italien feſtzuſetzen. Was den im Norden Europas vorbereiteten Angriff betraf, der von den Grenzen des Kaiſerreichs ſo entfernt war, ſo beſchränkte ſich Napoleon, um dieſem die Spitze zu bieten, darauf, die in Berlin hinſichtlich des Königreichs Hannover angeknüpfte Unterhandlung fortzuſetzen. Er hatte Preußen dieß Königreich als Preis ſeiner Allianz anbieten laſſen; allein kaum auf eine förmliche Verbündung von Seiten eines allzu vorſichtigen Hofes hoffend, ſchlug er ihm vor,

Hannover ſeinen Händen als Depoſitum anzuvertrauen, im Falle man daſſelbe noch nicht definitiv annehmen wolle. In jedem Falle wurde Preußen ſo genöthigt, die kriegführenden Truppen von dieſem Königreiche fern zu halten und ſeine Neutralität genügte, um den Norden des Kaiſerreichs zu decken.

Dieß war der von Napoleon gefaßte Plan. Indem er ſeine Armeecorps durch einen raſchen unvorhergeſehenen Marſch von Hannover, Holland, Flandern ins Centrum Deutſchlands verſetzte, die Donau unterhalb Ulms überſchritt, die Oeſterreicher von den Ruſſen trennte, die erſtern einſchloß, die andern zurückdrängte und aufrieb, ſodann durchs Donauthal bis Wien vordrang und durch dieſe Bewegung Maſſena in Italien losmachte, mußte er bald die beiden gegen ſein Reich gerichteten Hauptangriffe zurückgewieſen haben. Waren ſeine ſiegreichen Armeen auf dieſe Weiſe unter den Mauern von Wien vereinigt, ſo brauchte er ſich nicht über einen Verſuch im Süden Italiens zu beunruhigen, den zudem General Saint-Cyr vereitelte und ebenſo wenig über einen andern im Norden von Deutſchland, den die preußiſche Neutralität auf allen Seiten genirte.

Nie hat, weder in alter noch neuer Zeit, ein Feldherr Pläne in ähnlichem Maßſtabe entworfen und ausgeführt. Aber nie hatte auch ein mächtigerer, in

seinem Willen ungebundener Geist, dem die gewaltigsten Mittel zu Gebote standen, in einem so großen Ländergebiete zu operiren. Was sieht man in der That größtentheils? Unentschlossene Regierungen, die berathen, wenn sie handeln sollten, unvorausſichtige Regierungen, die bedacht sind, ihre Streitkräfte zu organisiren, wenn sie schon auf dem Schlachtfelde seyn sollten und untergeordnete Generäle, welche sich kaum auf dem ihren Operationen angewiesenen Schauplatze bewegen können. Hier concurrirte Alles, Genie, Wille, Vorausſicht, absolute Freiheit des Handelns in einem und demselben Manne, nach einem und demselben Ziele. Gewiß nur selten begegnen sich solche Umstände, aber wenn sie vereinigt sind, dann hat die Welt einen Herrn und Gebieter.

In den letzten Tagen des Monats August waren die Oesterreicher schon an den Ufern des Adige und des Inn, die Russen an der Grenze von Gallizien. Es schien, als müßten sie Napoleon überrumpeln; allein es war nichts damit. Er ertheilte alle seine Befehle am 26. August zu Boulogne, zugleich mit dem Befehle, sie erst am 27. zehn Uhr Abends auszugeben. Auf diese Weise wollte er sich den ganzen Tag des 27. noch vorbehalten, ehe er definitiv auf seine große maritime Expedition Verzicht leistete. Der am 27. abgereiste Courrier sollte erst am 1. September

nach Hannover kommen. Marſchall Bernadotte, welcher bereits davon in Kenntniß geſetzt war, ſollte ſeinen Aufbruch den 2. Sept. beginnen, ſein Corps den 6. zu Göttingen ſammeln und den 20. in Würzburg ſeyn. Er hatte Befehl, die den Hannoveranern abgenommene Artillerie, Munitionen aller Art, die Kranken, die Depots ſeines Armeecorps und eine Garniſon von 6000 Mann unter dem Befehl eines energiſchen Officiers, auf den man zählen könne, in der Feſtung Hameln zu vereinigen. Dieſe Garniſon ſollte auf ein Jahr verproviantirt werden. Gelangte man mit Preußen wegen Hannover zu einer Vereinbarung, ſo ſollten die in Hameln zurückgelaſſenen Truppen unmittelbar zu Bernadottes Corps ſtoßen; wo nicht, ſollten ſie in dieſer Feſtung bleiben und ſie bis aufs Aeußerſte vertheidigen, für den Fall, daß die Engländer eine Expedition durch die Weſer machen würden, was die preußiſche Neutralität nicht verhindern konnte. — „Ich werde, ſchrieb Napoleon, ſo prompt ſeyn, wie Friedrich, als er von Prag nach Dresden und Berlin ging. Ich werde den Franzoſen, die meinen Adler in Hannover vertheidigen, bald zu Hülfe eilen und die aus der Weſer gekommenen Feinde in dieſelbe zurückwerfen.“ — Bernadotte hatte Befehl, ſeinen Weg durch die beiden Heſſen zu nehmen, den Regierungen dieſer beiden Fürſtenthümer zu ſagen, er

kehre über Mainz nach Frankreich zurück, ſich den Durchzug zu erzwingen, wenn er verweigert würde, übrigens aber alle Bedürfniſſe zu bezahlen und ſtrengſte Disciplin zu handhaben.

An demſelben Abend des 27. Auguſt brachte ein Courrier dem General Marmont den Befehl, ſich mit 20,000 M. und 40 Stück gut beſpannter Kanonen in Bewegung zu ſetzen, den Ufern des Rheins bis Mainz zu folgen und ſich über Mainz und Frankfurt nach Würzburg zu begeben. Der Befehl ſollte den 30. Auguſt nach Utrecht gelangen. General Marmont, dem bereits vorher eine vorläufige Inſtruction zugekommen war, ſollte ſich den 1. Sept. in Bewegung ſetzen, den 15. oder 16. nach Mainz kommen und den 18. oder 19. nach Würzburg. So ſollten ſich dieſe beiden Corps von Hannover und Holland zwiſchem dem 18. und 20. September in den fränkiſchen Fürſtenthümern des Kurfürſten von Baiern befinden und daſelbſt eine Streitmacht von 40,000 Mann präſentiren. Da man dem Kurfürſten gerathen hatte, nach Würzburg zu fliehen, im Falle die Oeſterreicher verſuchen ſollten, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen, ſo war er ſicher, daſelbſt eine für ſeine Perſon und Armee ganz vorbereitete Hülfe zu finden.

Endlich, am 27. Abends, wurden die Befehle für die Lager von Ambleteuſe, Boulogne und Montreuil

ausgegeben. Die Ausführung dieſer Befehle ſollte am Morgen des 29. Auguſt beginnen. Am erſten Tage ſollten die erſten Diviſionen jedes Corps auf drei verſchiedenen Wegen abmarſchiren, am zweiten Tage die zweiten Diviſionen, am dritten Tage die letzten. Sie folgten ſich demnach in 24ſtündigem Zwiſchenraum. Die für das Lager von Ambleteuſe angewieſenen drei Straßen waren: Caſſel, Lille, Namur, Luxemburg, Zweibrücken, Mannheim; für das Lager von Boulogne: Saint-Omer, Douai, Cambrai, Mezières, Verdun, Metz, Speyer; für das Lager von Montreuil: Arras, La Fère, Reims, Nancy, Saverne, Straßburg. Da die Armee 24 Marſchtage gebrauchte, ſo konnte die Armee zwiſchen dem 21. und 24. September ganz an den Rhein zwiſchen Mannheim und Straßburg transportirt werden. Dieß genügte, um zur nützlichen Zeit anzulangen, denn die Oeſterreicher waren, da ſie einiges Maß halten wollten, um die Franzoſen beſſer zu überrumpeln, im Lager von Wels bei Linz geblieben und konnten dann noch nicht vor Napoleon in Schlachtordnung ſtehen. Zudem hatte Napoleon in dem Maße, als ſie die Donau aufwärtsrückten und ſich der Grenze Frankreichs zwiſchen den Seen von Conſtanz und Schaffhauſen näherten, größere Chancen, ſie zu umzingeln. Mit genügenden Fonds verſehene Officiere wurden auf den Straßen,

welche die Truppen paſſirten, vorausgeſchickt, um an jedem Etappenorte für Lebensmittel zu ſorgen. Ausdrückliche und mehrmals wiederholte Befehle, wie alle, welche Napoleon ſelbſt ertheilte, beſtimmten, jedem Soldaten einen Mantel und zwei Paar Schuhe zu liefern.

Napoleon, welcher ſein Geheimniß aufs Tiefſte bewahrte und es nur Berthier und Herrn Daru anvertraute, ſagte zu ſeiner nächſten Umgebung, er ſei im Begriffe 30,000 M. an den Rhein zu ſenden. So ſchrieb er auch an die meiſten ſeiner Miniſter. Ebenſo wenig eröffnete er ſich gegen H. de Marbois und beſchränkte ſich gegen ihn auf den Befehl, in Straßburg ſo viel Geld als möglich vorräthig zu halten; ein Befehl, der ſeine genügende Erläuterung in der offen bekannten Nachricht fand, daß 30,000 M. nach dem Elſaß geſendet würden. Herrn Daru ſchrieb er vor, augenblicklich nach Paris zu reiſen, ſich zu Hrn. Dejean, Miniſter des Materials und Kriegs, zu begeben, eigenhändig alle acceſſoriſchen Befehle zu expediren, welche die Mobilmachung der Armee erfordern und auch nicht einen einzigen Gehülfen ins Vertrauen zu ziehen. Napoleon ſelbſt wollte ſechs bis ſieben Tage länger in Boulogne bleiben, um das Publicum hinſichtlich ſeiner Pläne beſſer zu täuſchen.

Da alle dieſe Corps, mit Ausnahme desjenigen

des Marschalls Bernadotte, welches sich in Deutschland als ein Corps anzukündigen hatte, welches bestimmt sei, über die Grenze zurückzugehen, durch Frankreich marschiren mußten, so war es nöthig, daß sie schon in vollem Marsch waren, um Zeichen von ihrer Gegenwart zu geben, daß diese Zeichen nach Paris gelangten, von Paris ins Ausland und daß eine ganze Reihe von Tagen verstrich, ehe der Feind die Aufhebung des Lagers von Boulogne erfuhr. Da man nun die Nachrichten von diesen Bewegungen durch die in keiner Weise verhehlte Sendung der 30,000 M. an den Rhein erklären konnte, so blieben selbst die Voraussichtigsten immer noch im Zweifel und es war große Chance vorhanden, sich am Rhein, Necker oder Main zu befinden, während man noch am Kanal vermuthet würde. Zu gleicher Zeit schickte Napoleon Murat, seine Adjutanten Savary und Bertrand nach Franken, Schwaben und Baiern. Sie hatten Befehl, alle Wege und Straßen auszukundschaften, welche vom Rhein nach der Donau führten, die Beschaffenheit eines jeden dieser Wege, die militärischen Positionen, die man unterwegs träfe, die Lebensmittel, welche sich möglicher Weise darböten und endlich alle passenden Punkte ins Auge zu fassen und zu studiren, an denen man die Donau passiren könne. Murat sollte unter einem angenommenen Namen reisen und nach beendigter Tour nach Straßburg zurückkehren, um daselbst den Befehl über die ersten, sich an den Rhein begebenden Colonnen zu übernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Ende des 145. Bandes.

Minerva. December 1850.

Inhalt.

No. I.

1. Das Leben des Ministers Freiherrn v. Stein, von G. H. Pertz. (1. u. 2. Bd.) (Schluß.)

2. Wichtige Documente und Materialien zur Zeitgeschichte.

   I. Die Botschaft des Präsidenten der französischen Republik.

3. Rundschau im Gebiete der Geschichtsforschung. Von D. H. Rückert.

   I. Schriften über mittelalterliche Culturgeschichte.

   a. Lex Salica von Merkel, mit Vorrede von J. Grimm.

   b. Geschichte des Longobarden-Rechts von Merkel.

   c. De republica Alamannorum etc. J. Merkel.

   d. Alexander, Gedicht des 12. Jahrh. vom Pfaffen Lamprecht. Von D. H. Weismann.

   e. Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters, von Gräße.

No. II.

1. Ludwig Philipp und seine Civilliste. Vom Grafen Montalivet. (2. und letzter Artikel.)

2. Guizots neuestes Werk: Monk und Washington.

3. Rundschau im Gebiete der Geschichtsforschung. Von D. H. Rückert.

   II. Schriften über neuere Geschichte. Geschichte der Gegenreformation und des 30jährigen Kriegs.

   a. Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern ꝛc. Durch Fr. Hurter.

   b. Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schweden zur Zeit des 30jährigen Kriegs ꝛc. Von J. Heilmann.

4. Die Olmützer Conferenz und der preußische Constitutionalismus. Von D. E. Rößler.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

1. Erinnerungen aus Nottinghamshire. (Schluß.) 329

III. Die Ruinen von Wingfield. — Ein Picknick. — Die Ruinen von Hardwicke-Castle. — Erinnerungen an Maria Stuart. . . 329

IV. Newstead-Abbey. — Lord Byron. . 348

2. Briefe aus Californien. . . . 371

3. Die Aerostaten und die Aeronauten. . 393

4. Eine Episode aus Thiers' Geschichte des Consulats und Kaiserreichs. 468

Ulm. — August 1805. 469

Jena, gedruckt in der Bran'schen Officin.

Digitized by Google

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Digitized by Google